Heines Werke.

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Lady Falconer
from the books of the late
Sir Robert Falconer, K.C.M.G.,
President of the University of
Toronto, 1907-1932

Heinrich Heine's

Werke.

Dritter Band.

LG
H468L

#26256
22.7.44

Deutschland.
Ein Wintermärchen.
Geschrieben im Januar 1844.

Vorwort.

Das nachstehende Gedicht schrieb ich im diesjährigen Monat Januar zu Paris, und die freie Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, schon gleich zu mildern und auszuscheiden was mit dem deutschen Klima unverträglich schien. Nichtsdestoweniger, als ich das Manuscript im Monat März an meinen Verleger nach Hamburg schickte, wurden mir noch mannigfache Bedenklichkeiten in Erwägung gestellt. Ich mußte mich dem fatalen Geschäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen und da mag es wohl geschehen sein, daß die ernsten Töne mehr als nöthig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im hastigen Unmuth ihre Feigenblätter wieder abgerissen, und zimperlich spröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. Es ist mir leid, aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, daß größere Autoren sich ähnliche Vergehen zu Schulden kommen ließen. Des Aristophanes will ich zu solcher Beschönigung gar nicht erwähnen, denn der war ein blinder Heide, und sein Publikum zu Athen hatte zwar eine classische Erziehung genossen, wußte aber wenig von Sittlichkeit. Auf Cervantes und Molière könnte ich mich schon viel besser berufen; und Ersterer schrieb für den hohen Adel beider Castilien, Letzterer für den großen König und den großen Hof in Versailles!

Ach, ich vergesse daß wir in einer sehr bürgerlichen Zeit leben, und ich sehe leider voraus daß viele Töchter gebildeter Stände an der Spree, wo nicht gar an der Alster, über mein armes Gedicht die mehr oder minder gebogenen Näschen rümpfen werden. Was ich aber mit noch größerem Leidwesen voraussehe, das ist das Zeter jener Pharisäer der Nationalität, die jetzt mit den Antipathien der Regierungen Hand in Hand gehen, auch die volle Liebe und Hochachtung der Censur genießen und in der Tagespresse den Ton angeben können, wo es gilt, jene Gegner zu befehden, die auch zugleich die Gegner ihrer allerhöchsten Herrschaften sind. Wir sind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieser heldenmüthigen Lakaien in schwarz roth goldner Livree. Ich höre schon ihre Vierstimmen: „Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst!“ Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschenthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr, wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück in's Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu können oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs.

Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheines noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen.

Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus.

Ich werde in einem nächsten Buche auf dieses Thema zurückkommen, mit letzter Entschlossenheit, mit strenger Rücksichtslosigkeit, jedenfalls mit Loyalität. Den entschiedensten Widerspruch werde ich zu achten wissen, wenn er aus einer Ueberzeugung hervorgeht. Selbst der rohesten Feindseligkeit will ich alsdann geduldig verzeihen; ich will sogar der Dummheit Rede stehen, wenn sie nur ehrlich gemeint ist. Meine ganze schweigende Verachtung widme ich hingegen dem gesinnungslosen Wichte, der aus leidiger Schelsucht oder unsauberer Privatgiftigkeit meinen guten Leumund in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen sucht und dabei die Maske des Patriotismus, wo nicht gar die der Religion und der Moral, benutzt. Der anarchische Zustand der deutschen politischen und literarischen Zeitungsblätterwelt ward in solcher Beziehung zuweilen mit einem Talente ausgebeutet das ich schier bewundern mußte. Wahrhaftig, Schnitzerle ist nicht todt er lebt noch immer und steht seit Jahren an der Spitze einer wohlorganisirten Bande von literarischen Strauchdieben die in den böhmischen Wäldern unserer Tagespresse ihr Wesen treiben, hinter jedem Busch hinter jedem Blatt versteckt liegen und dem leisesten Pfiff ihres würdigen Hauptmanns gehorchen.

Noch ein Wort. Das „Wintermärchen" bildet den Schluß der „Neuen Gedichte" die in diesem Augenblick bei Hoffmann und Campe erscheinen. Um den Einzeldruck veranstalten zu können, mußte mein Verleger das Gedicht den überwachenden Behörden zu besonderer Sorgfalt überliefern und neue Varianten und Ausmerzungen sind das Ergebniß dieser höheren Kritik.

Hamburg, den 17. September 1844.

Heinrich Heine.

Abschied von Paris.

Ade, Paris, du theure Stadt,
Wir müssen heute scheiden.
Ich lasse dich im Ueberfluß
Von Wonne und von Freuden.

Das deutsche Herz in meiner Brust
Ist plötzlich krank geworden.
Der einzige Arzt, der es heilen kann,
Der wohnt daheim im Norden.

Er wird es heilen in kurzer Frist,
Man rühmt seine großen Curen
Doch ich gestehe, mich schaudert schon
Vor seinen derben Kuren.

Ade, du heitres Franzosenvolk,
Ihr meine lustigen Brüder.
Gar närrische Sehnsucht treibt mich fort,
Doch komm' ich in Kurzem wieder.

Denkt euch, mit Schmerzen sehne ich mich
Nach Torfgeruch, nach den lieben
Heidschnucken der Lüneburger Heid'
Nach Sauerkraut und Rüben.

Ich sehne mich nach Tabaksqualm,
Hofräthen und Nachtwächtern,
Nach Plattdeutsch, Schwarzbrot, Grobheit sogar,
Nach blonden Predigerstöchtern.

Auch nach der Mutter sehne ich mich
Ich will es offen gestehen,
Seit dreizehn Jahren hab' ich nicht
Die alte Frau gesehen.

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen
Ich drücke dich so fest an mein Herz
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder athmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.

Die Qual, die Angst, der Ungestüm,
Das steigert sich bis zum Krampfe.
Es zittert mein Fuß vor Ungeduld
Daß er deutschen Boden stampfe.

Vor Ende des Jahres bin ich zurück
Aus Deutschland und ich denke
Auch ganz genesen ich kaufe dir dann
Die schönsten Neujahrsgeschenke.

Caput I.

Im traurigen Monat November war's.
Die Tage wurden trüber.
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reiſt' ich nach Deutſchland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt' ich ein ſtärkeres Klopfen
In meiner Bruſt, ich glaube ſogar,
Die Augen begunnen zu tropfen.

Und als ich die deutſche Sprache vernahm,
Da ward mir ſeltſam zu Muthe;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen ſang.
Sie ſang mit wahrem Gefühle
Und falſcher Stimme, doch ward ich ſehr
Gerühret von ihrem Spiele.

Sie ſang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben in jener beſſeren Welt,
Wo alle Leiden ſchwinden.

Sie ſang vom irdiſchen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenſeits, wo die Seele ſchwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie ſang das alte Entſagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weiſe, ich kenne den Text,
Ich kenne auch die Verfaſſer;
Ich weiß, ſie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Waſſer.

Ein neues Lied, ein beſſres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden ſchon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich ſein
Und wollen nicht mehr darben;
Verſchlemmen ſoll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächſt hienieden Brot genug
Für alle Menſchenkinder,
Auch Roſen und Myrten, Schönheit und Luſt,
Und Zuckererbſen nicht minder.

Ja, Zuckererbſen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlaſſen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachſen uns Flügel nach dem Tod
So wollen wir euch beſuchen
Dort oben, und wir, wir eſſen mit euch
Die ſeligſten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied ein beſſeres Lied!
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Die Miſerere iſt vorbei
Die Sterbeglocken ſchweigen.

Die Jungfer Europa iſt verlobt
Mit dem ſchönen Genius
Der Freiheit ſie liegen einander im Arm
Sie ſchwelgen im erſten Kuſſe.

Und fehlt der Pfaffenſegen dabei
Die Ehe wird gültig nicht minder —
Es lebe Bräutigam und Braut
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitcarmen iſt mein Lied
Das beſſere das neue;
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchſten Weihe —

Begeiſterte Sterne, ſie lodern wild
Zerfließen in Flammenbächen —
Ich fühle mich wunderbar erſtarkt
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutſche Erde trat
Durchſtrömen mich Zauberſäfte —
Der Rieſe hat wieder die Mutter berührt
Und es wuchſen ihm neu die Kräfte.

Caput II.

Während die Kleine von Himmelsluſt
Getrillert und muſiciret,
Ward von den preußiſchen Douaniers
Mein Koffer viſitiret.

Beſchnüffelten Alles, kramten herum
In Hemden, Hoſen, Schnupftüchern;
Sie ſuchten nach Spitzen, nach Bijouterien,
Auch nach verbotenen Büchern.

Ihr Thoren, die ihr im Koffer ſucht,
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Contrebande, die mit mir reiſt,
Die hab' ich im Kopfe ſtecken.

Hier hab' ich Spitzen, die feiner ſind
Als die von Brüſſel und Mecheln
Und pack' ich einſt meine Spitzen aus,
Sie werden euch ſtudeln und hecheln.

Im Kopfe trage ich Bijouterien,
Der Zukunft Krondiamanten
Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,
Des großen Unbekannten.

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es euch verſichern,
Mein Kopf iſt ein zwitſcherndes Vogelneſt
Von confiſcirlichen Büchern.

Glaubt mir, in Satan's Bibliothek
Kann es nicht ſchlimmere geben;
Sie ſind gefährlicher noch, als die
Von Hoffmann von Fallersleben! —

Ein Paſſagier, der neben mir ſtand,
Bemerkte mir, ich hätte
Jetzt vor mir den preußiſchen Zollverein
Die große Douanenkette.

Caput II.

„Der Zollverein“ — bemerkte er —
„Wird unser Volksthum begründen,
Er wird das zersplitterte Vaterland
Zu einem Ganzen verbinden.

„Er gibt die äußere Einheit uns,
Die sogenannt materielle;
Die geistige Einheit gibt uns die Censur,
Die wahrhaft ideelle —

„Sie gibt die innere Einheit uns,
Die Einheit im Denken und Sinnen;
Ein einiges Deutschland thut uns Noth,
Ewig nach außen und innen.“

Caput III.

Zu Aachen im alten Dome liegt
Carolus Magnus begraben —
Man muß ihn nicht verwechſeln mit Carl
Mayer, der lebt in Schwaben.

Ich möchte nicht todt und begraben ſein
Als Kaiſer zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinſter Poet
Zu Stukkert am Neckarſtrome.

Zu Aachen langweilen ſich auf der Straß'
Die Hunde, ſie flehn unterthänig:
„Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerſtreuen ein wenig.“

Ich bin in dieſem langweil'gen Neſt
Ein Stündchen herumgeſchlendert,
Sah wieder preußiſches Militär
Hat ſich nicht ſehr verändert.

Es ſind die grauen Mantel noch
Mit dem hohen, rothen Kragen
„Das Roth bedeutet Franzoſenblut“
Sang Körner in früheren Tagen.

Noch immer das holzern pedantiſche Volk
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung und im Geſicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie ſtelzen noch immer ſo ſteif herum,
So kerzengerade geſchniegelt
Als hätten ſie verſchluckt den Stock
Womit man ſie einſt geprügelt.

Ja, ganz verſchwand die Fuchtel nie
Sie tragen ſie jetzt im Innern:
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der ehmals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Nicht übel gefiel mir das neue Coſtüm
Der Reiter, das muß ich loben,
Beſonders die Pickelhaube, den Helm
Mit der ſtählernen Spitze nach oben.

Das iſt ſo ritterlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouque, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter ſo ſchön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turnei,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit
Wo noch keine Zeitung erſchienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchſten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht:
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze!

Auch wenn es Krieg gibt, müßt ihr euch
Viel leichteres Kopfzeug kaufen;
Des Mittelalters schwerer Helm
Könnt' euch genieren im Laufen. — —

Zu Aachen auf dem Posthausschild
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir so tief verhaßt:' Voll Grimm
Schaute er auf mich nieder.

Du häßlicher Vogel, wirst du erst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und backe dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luft'ger Hoh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt:
Mit Scepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blasen Tusch
Und rufen: „Es lebe der König!"

Caput IV.

Zu Köllen kam ich spät Abends an.
Da hörte ich rauschen den Rheinstuß.
Da fächelte mich schon deutsche Luft
Da fühlt' ich ihren Einfluß —

Auf meinen Appetit. Ich aß
Dort Eierkuchen mit Schinken,
Und da er sehr gesalzen war,
Mußt' ich auch Rheinwein trinken.

Der Rheinwein glänzt noch immer wie Gold
Im grünen Römerglase
Und trinkst du etwelche Schoppen zu viel
So steigt er dir in die Nase.

In die Nase steigt ein Prickeln so süß,
Man kann sich vor Wonne nicht lassen!
Es trieb mich hinaus in die dämmernde Nacht,
In die wiederhallenden Gassen.

Die steinernen Häuser schauten mich an
Als wollten sie mir berichten
Legenden aus altverschollener Zeit
Der heil'gen Stadt Köllen Geschichten.

Ja, hier hat einst die Clerisei
Ihr frommes Wesen getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrscht
Die Ulrich von Hutten beschrieben.

Der Cancan des Mittelalters ward hier
Getanzt von Nonnen und Mönchen;
Hier schrieb Hochstraaten der Menzel von Köln
Die gift'gen Denunciantönchen.

Die Flamme des Scheiterhaufens hat hier
Bücher und Menschen verschlungen,
Die Glocken wurden geläutet dabei
Und Kyrie eleison gesungen.

Dummheit und Bosheit bublten hier
Gleich Hunden auf freier Gasse.
Die Enkelbrut erkennt man noch heut
An ihrem Glaubenshasse.

Doch siehe! dort im Mondenschein
Den kolossalen Gesellen!
Er ragt so versteinert schwarz empor,
Das ist der Dom von Köllen.

Er sollte des Geistes Bastille sein;
Und die lustigen Romanze dachten:
„In diesem Riesenkerker wird
Die deutsche Vernunft verschmachten."

Da kam der Luther und er bat
Sein großes „Halt!“ gesprochen —
Seit jenem Tage blieb der Bau
Des Domes unterbrochen.

Er ward nicht vollendet — und das ist gut.
Denn eben die Nichtvollendung
Macht ihn zum Denkmal von Deutschlands Kraft
Und protestantischer Sendung.

Ihr armen Schelme vom Domverein,
Ihr wollt mit schwachen Händen
Fortsetzen das unterbrochene Werk
Und die alte Zwingburg vollenden!

O thörichter Wahn! Vergebens wird
Geschüttelt der Klingelbeutel
Gebettelt bei Ketzern und Juden sogar;
Ist Alles fruchtlos und eitel.

Vergebens wird der große Franz Liszt
Zum Besten des Doms musiciren,
Und ein talentvoller König wird
Vergebens declamiren!

Er wird nicht vollendet, der Kölner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu seinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine gesendet haben.

Er wird nicht vollendet trotz allem Geschrei
Der Raben und der Eulen,
Die, alterthümlich gesinnt, so gern
In hohen Kirchthürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit sogar,
Wo man, statt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

„Und wird der Dom ein Pferdestall,
Was sollen wir dann beginnen
Mit den heil'gen drei Königen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?“

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unserer Zeit zu geniren?
Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie können wo anders logiren.

Folgt meinem Rath und steckt sie hinein
In jene drei Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hängen am Thurm,
Der Sanct Lamberti geheißen.

Fehlt etwa Einer vom Triumvirat,
So nehmt einen anderen Menschen,
Ersetzt den König des Morgenlands
Durch einen abendländ'schen.

Caput V.

Und als ich an die Rheinbrück' kam,
Wohl an die Hafenſchanze,
Da ſah ich fließen den Vater Rhein
Im ſtillen Mondenglanze.

Sei mir gegrüßt, mein Vater Rhein,
Wie iſt es dir ergangen?
Ich habe oft an dich gedacht
Mit Sehnſucht und Verlangen.

So ſprach ich, da hört' ich im Waſſer tief
Gar ſeltſam grämliche Töne,
Wie Hüſteln eines alten Manns,
Ein Brümmeln und weiches Geſtöhne:

„Willkommen, mein Junge, das iſt mir lieb,
Daß du mich nicht vergeſſen;
Seit dreizehn Jahren ſah ich dich nicht.
Mir ging es ſchlecht unterdeſſen.

„Zu Biberich hab' ich Steine verſchluckt,
Wahrhaftig, ſie ſchmeckten nicht lecker!
Doch ſchwerer liegen im Magen mir
Die Verſe von Niklas Becker.

„Er hat mich beſungen als ob ich noch
Die reinſte Jungfer wäre,
Die ſich von Niemand rauben läßt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

„Wenn ich es höre das dumme Lied,
Dann möcht' ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir ſelbſt erſaufen!

„Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzoſen wiſſen es beſſer.
Sie haben mit meinem Waſſer ſo oft
Vermiſcht ihr Siegergewäſſer.

„Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich ſchmählich blamiret.
Gewiſſermaßen hat er mich auch
Politiſch compromittiret.

„Denn kehren jetzt die Franzoſen zurück,
So muß ich vor ihnen erröthen
Ich der um ihre Rückkehr ſo oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

„Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt,
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und ſpringen ſie noch wie ſonſt?
Tragen noch weiße Höschen?

„Ich möchte ſie gerne wiederſehn,
Doch fürcht' ich die Perſiflage.
Von wegen des verwünſchten Lieds
Von wegen der Blamage.

„Der Alfred de Muſſet der Gaſſenbub',
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour und trommelt mir vor
All' ſeine ſchnöden Witze."

So klagte der arme Vater Rhein.
Konnt' sich nicht zufrieden geben.
Ich sprach zu ihm manch tröstendes Wort.
Um ihm das Herz zu heben:

O fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den spöttelnden Scherz der Franzosen;
Sie sind die alten Franzosen nicht mehr,
Auch tragen sie andere Hosen.

Die Hosen sind roth und nicht mehr weiß.
Sie haben auch andere Knöpfe.
Sie singen nicht mehr, sie springen nicht mehr,
Sie senken nachdenklich die Köpfe.

Sie philosophiren und sprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Sie rauchen Tabak, sie trinken Bier.
Und Manche schieben auch Kegel.

Sie werden Philister ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger;
Sie sind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengstenberger.

Der Alfred de Musset, das ist wahr,
Ist noch ein Gassenjunge;
Doch fürchte Nichts, wir fesseln ihm
Die schändliche Spötterzunge.

Und trommelt er dir einen schlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen schlimmern,
Wir pfeifen ihm vor, was ihm passirt
Bei schönen Frauenzimmern.

Gib dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk nicht an schlechte Lieder,
Ein besseres Lied vernimmst du bald
Leb' wohl, wir sehen uns wieder.

Caput VI.

Den Paganini begleitete ſtets
Ein spiritus familiaris,
Manchmal als Hund manchmal in Geſtalt
Des ſeligen Georg Harrys.

Napoleon ſah einen rothen Mann
Vor jedem wicht'gen Ereigniß.
Sokrates hatte ſeinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugniß.

Ich ſelbſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß
Des Nachts, hab' ich geſehen
Zuweilen einen vermummten Gaſt
Unheimlich hinter mir ſtehen.

Unter dem Mantel hielt er Etwas
Verborgen, das ſeltſam blinkte,
Wenn es zum Vorſchein kam, und ein Beil
Ein Richtbeil, zu ſein mir dünkte.

Er ſchien von unterſetzter Statur
Die Augen wie zwei Sterne;
Er ſtörte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig ſtehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht geſehn
Den ſonderbaren Geſellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der ſtillen Mondnacht zu Köllen.

Ich ſchlenderte ſinnend die Straßen entlang
Da ſah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre und ſtand
Ich ſtill ſo blieb er ſtehen.

Blieb ſtehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

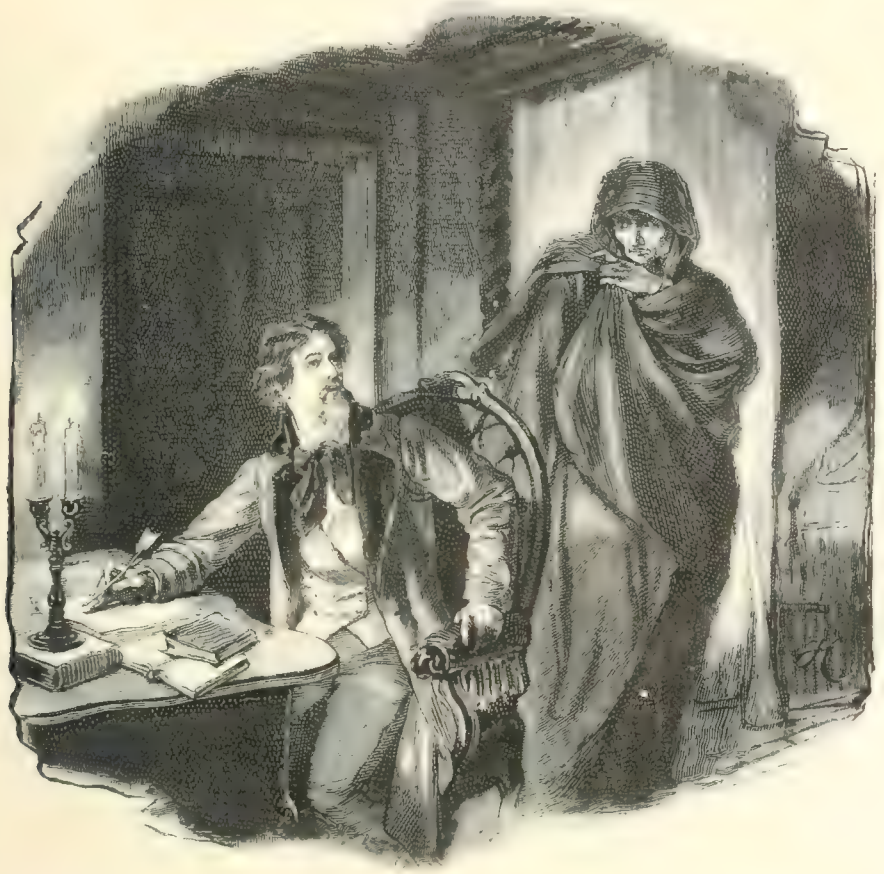
Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und ſprach: Jetzt ſteh mir Rede:
Was folgſt du mir auf Weg und Steg
Hier in der nächtlichen Oede?

Ich treffe dich immer in der Stund',
Wo Weltgefühle ſprießen
In meiner Bruſt und durch das Hirn
Die Geiſtesblitze ſchießen.

Du ſiehſt mich an ſo ſtier und feſt -
Steh Rede: Was verhüllſt du
Hier unter dem Mantel das heimlich blinkt?
Wer biſt du, und was willſt du?

Doch Jener erwiderte trockenen Tons
Sogar ein Bischen phlegmatiſch:
„Ich bitte dich, exorcire mich nicht,
Und werde nur nicht emphatiſch!

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit
Kein grabentſtiegner Strohwiſch
Und von Rhetorik bin ich kein Freund
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.



„Ich bin von praktiſcher Natur
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſei es ein ungerechtes.

„Dem Conſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Lictor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Lictor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richterbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

Caput VII.

Ich ging nach Haus und ſchlief, als ob
Die Engel gewiegt mich hätten.
Man ruht in deutſchen Betten ſo weich,
Zumal wenn es Federbetten.

Wie ſehnt' ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländiſchen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag
In der ſchlafloſen Nacht des Exiles.

Man ſchläft ſehr gut und träumt auch gut
In unſern Federbetten.
Hier fühlt die deutſche Seele ſich frei
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt ſich frei und ſchwingt ſich empor
Zu den höchſten Himmelsräumen.
O deutſche Seele, wie ſtolz iſt dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

Die Götter erbleichen, wenn du nahſt!
Du haſt auf deinen Wegen
Gar manches Sternlein ausgeputzt
Mit deinen Flügelſchlägen!

Franzoſen und Ruſſen gehört das Land,
Das Meer gehört den Briten.
Wir aber beſitzen im Luftreich des Traums
Die Herrſchaft unbeſtritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier ſind wir unzerſtückelt;
Die andern Völker haben ſich
Auf platter Erde entwickelt

Und als ich einſchlief, da träumte mir,
Ich ſchlenderte wieder im hellen
Mondſchein die hallenden Straßen entlang
In dem alterthümlichen Köllen.

Und hinter mir ging wieder einher
Mein ſchwarzer, vermummter Begleiter
Ich war ſo müde, mir brachen die Knie
Doch immer gingen wir weiter.

Wir gingen weiter. Mein Herz in der Bruſt
War klaffend aufgeſchnitten,
Und aus der Herzenswunde hervor
Die rothen Tropfen glitten.

Ich tauchte manchmal die Finger hinein,
Und manchmal iſt es geſchehen
Daß ich die Hausthürpfoſten beſtrich
Mit dem Blut im Vorübergehen.

Und jedesmal, wenn ich ein Haus
Bezeichnet in ſolcher Weiſe
Ein Sterbeglöckchen erſcholl ferner
Wehmüthig wimmernd und leiſe.

Am Himmel aber erblich der Mond
Er wurde immer trüber;
Gleich ſchwarzen Roſſen jagten an ihm
Die wilden Wolken vorüber.

Und immer ging hinter mir einher
Mit ſeinem verborgenen Beile
Die dunkle Geſtalt — ſo wanderten wir
Wohl eine gute Weile.

Wir gehen und gehen, bis wir zuletzt
Wieder zum Domplatz gelangen;
Weit offen ſtanden die Pforten dort
Wir ſind hineingegangen.

Es herrſchte im ungeheuren Raum
Nur Tod und Nacht und Schweigen;
Es brannten Ampeln hie und da,
Um die Dunkelheit recht zu zeigen.

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang
Und hörte nur die Tritte
Von meinem Begleiter, er folgte mir
Auch hier bei jedem Schritte.

Wir kamen endlich zu einem Ort,
Wo funkelnde Kerzenhelle
Und blitzendes Gold und Edelſtein;
Das war die Drei Königs Kapelle.

Die heil'gen drei Könige jedoch,
Die ſonſt ſo ſtill dort lagen
O Wunder! ſie ſaßen aufrecht jetzt
Auf ihren Sarkophagen.

Drei Todtengerippe, phantaſtiſch geputzt,
Mit Kronen auf den elenden
Vergilbten Schädeln, ſie trugen auch
Das Scepter in knöchernen Händen.

Wie Hampelmänner bewegten ſie
Die längſtverſtorbenen Knochen;
Die haben nach Moder und zugleich
Nach Weihrauchduft gerochen.

Der Eine bewegte ſogar den Mund
Und hielt eine Rede, ſehr lange;
Er ſetzte mir auseinander, warum
Er meinen Reſpect verlange.

Zuerſt, weil er ein Todter ſei,
Und zweitens, weil er ein König,
Und drittens, weil er ein Heil'ger — jedoch
Das Alles rührte mich wenig.

Ich gab ihm zur Antwort lachenden Muths:
Vergebens iſt deine Bemühung!
Ich ſehe, daß du der Vergangenheit
Gehörſt in jeder Beziehung.

Fort! fort von hier! im tiefen Grab
Iſt eure natürliche Stelle.
Das Leben nimmt jetzt in Beſchlag
Die Schätze dieſer Kapelle.

Der Zukunft fröhliche Cavallerie
Soll hier im Dome hauſen,
Und weicht ihr nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt
Und laß euch mit Kolben lauſen!

So ſprach ich, und ich drehte mich um,
Da ſah ich furchtbar blinken
Des ſtummen Begleiters furchtbares Beil —
Und er verſtand mein Winken.

Er nahte ſich, und mit dem Beil
Zerſchmetterte er die armen
Skelette des Aberglaubens, er ſchlug
Sie nieder ohn' Erbarmen.

Es dröhnte der Hiebe Wiederhall
Aus allen Gewölben, entſetzlich!
Blutſtröme ſchoſſen aus meiner Bruſt,
Und ich erwachte plötzlich.

Damals ſtand Alles im Blüthenſchmuck,
Und die Sonnenlichter lachten,
Die Vögel ſangen ſehnſuchtvoll,
Und die Menſchen hofften und dachten

Caput VIII.

Von Köllen bis Hagen koſtet die Poſt
Fünf Thaler ſechs Groſchen Preußiſch.
Die Diligence war leider beſetzt,
Und ich kam in die offene Beichaiſ'.

Ein Spätherbſtmorgen, feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des ſchlechten Wetters und Wegs
Durchſtrömte mich ſüßes Behagen.

Das iſt ja meine Heimatluft!
Die glühende Wange empfand es,
Und dieſer Landſtraßenkoth, er iſt
Der Dreck meines Vaterlandes!

Die Pferde wedelten mit dem Schwanz
So traulich wie alte Bekannte.
Und ihre Miſtküglein dünkten mir ſchön
Wie die Aepfel der Atalante!

Wir fuhren durch Mühlheim. Die Stadt iſt nett
Die Menſchen ſtill und fleißig.
War dort zuletzt im Monat Mai
Des Jahres Einunddreißig.

Sie dachten: „Die magere Ritterſchaft
Wird bald von hinnen reiſen,
Und der Abſchiedstrunk wird ihnen credenzt
Aus langen Flaſchen von Eiſen!

„Und die Freiheit kommt mit Spiel und Tanz
Mit der Fahne, der weiß blau rothen,
Vielleicht holt ſie ſogar aus dem Grab
Den Bonaparte, den Todten!"

Ach Gott! die Ritter ſind immer noch hier,
Und manche dieſer Gäuche,
Die ſpindeldürre gekommen in's Land,
Die haben jetzt dicke Bäuche.

Die blaſſen Canaillen, die ausgeſehn
Wie Liebe, Glauben und Hoffen,
Sie haben ſeitdem in unſerm Wein
Sich rothe Naſen geſoffen.

Und die Freiheit hat ſich den Fuß verrenkt
Kann nicht mehr ſpringen und ſtürmen;
Die Tricolore in Paris
Schaut traurig herab von den Thürmen.

Der Kaiser ist auferstanden seitdem
Doch die englischen Würmer haben
Aus ihm einen stillen Mann gemacht,
Und er ließ sich wieder begraben.

Hab' selber sein Leichenbegängniß gesehn,
Ich sah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Die elysäischen Felder entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee
Kam langsam der Zug gezogen.

Mißtönend schauerlich war die Musik.
Die Musikanten starrten
Vor Kälte. Wehmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menschen schauten so geisterhaft
In alter Erinnrung verloren —
Der imperiale Märchentraum
War wieder heraufbeschworen.

Ich weinte an jenem Tag. Mir sind
Die Thränen in's Auge gekommen,
Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'Empereur" vernommen.

Caput IX.

Von Köllen war ich drei Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereiset;
Wir kamen nach Hagen schon gegen Drei,
Da wird zu Mittag gespeiset.

Der Tisch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermanische Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdselig sind deine Gerüche!

Gestorte Kastanien im grünen Kohl!
So aß ich sie einst bei der Mutter!
Ihr heimischen Stockfische, seid mir gegrüßt!
Wie schwimmt ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer —
Ich liebe auch recht braun geschmort
Die Bückinge und Eier.

Wie jauchzten die Würste im spritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitscherten mir: „Willkommen!"

„Willkommen, Landsmann," zwitscherten sie,
„Bist lange ausgeblieben.
Hast dich mit fremdem Gevögel so lang
In der Fremde herumgetrieben."

Es ſtand auf dem Tiſche eine Gans
Ein ſtilles gemüthliches Weſen.
Sie hat vielleicht mich einſt geliebt,
Als wir Beide noch jung geweſen.

Sie blickte mich an ſo bedeutungsvoll
So innig, ſo treu, ſo wehe!
Beſaß eine ſchöne Seele gewiß.
Doch war das Fleiſch ſehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüſſel;
Noch immer ſchmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüſſel.

Caput X.

Dicht hinter Hagen ward es Nacht,
Und ich fühlte in den Gedärmen
Ein ſeltſames Frösteln. Ich konnte mich erſt
In Unna im Wirthshaus erwärmen.

Ein hübſches Mädchen fand ich dort
Die ſchenkte mir freundlich den Punſch ein,
Wie gelbe Seide das Lockenhaar,
Die Augen ſanft wie Mondſchein.

Den lispelnd weſtphäliſchen Accent
Vernahm ich mit Wolluſt wieder.
Viel ſüße Erinnrung dampfte der Punſch,
Ich dachte der lieben Brüder.

Der lieben Weſtphalen, womit ich ſo oft
In Göttingen getrunken,
Bis wir gerührt einander an's Herz
Und unter die Tiſche geſunken!

Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt
Die lieben guten Weſtphalen,
Ein Volk, ſo feſt, ſo ſicher, ſo treu,
Ganz ohne Gleißen und Prahlen.

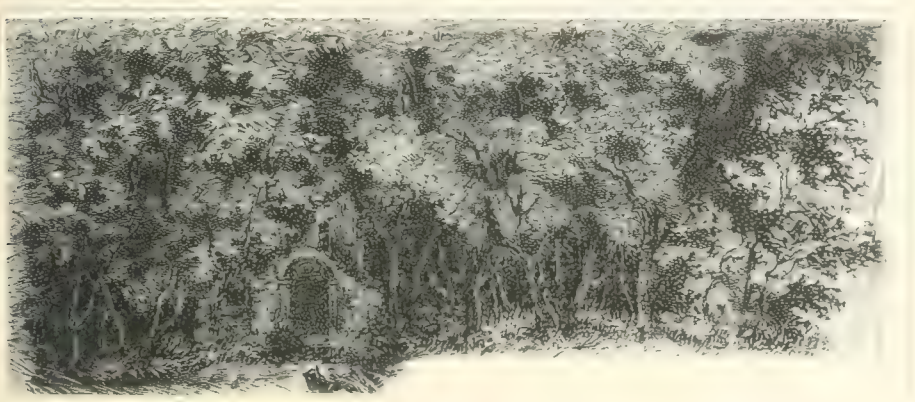
Wie ſtanden ſie prächtig auf der Mensur
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen ſo grade ſo ehrlich gemeint
Die Quarten und die Terzen.

Sie rechten gut, ſie trinken gut
Und wenn ſie die Hand dir reichen
Zum Freundſchaftsbundniß, dann weinen ſie,
Sind ſentimentale Eichen.

Der Himmel erhalte dich wackres Volk
Er ſegne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Raub
Vor Helden und Heldenthaten.

Er ſchenke denen Söhnen ſtets
Ein ſehr gelindes Examen
Und deine Töchter bringe er hübſch
Unter die Haube — Amen!

Caput XI.



Das iſt der Teutoburger Wald.
Den Tacitus beſchrieben,
Das iſt der claſſiſche Moraſt,
Wo Varus ſtecken geblieben.

Hier ſchlug ihn der Cheruskerfürſt,
Der Hermann, der edle Recke;
Die deutſche Nationalität.
Sie ſiegte in dieſem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit ſeinen blonden Horden,
So gäb' es deutſche Freiheit nicht mehr
Wir wären römiſch geworden!

In unſerem Vaterland herrſchten jetzt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſper
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur
Und ſchaute nach Vögelſchwärmen.

Birch Pfeiffer ſöffe Terpentin
Wie einſt die römiſchen Damen
Man ſagt, daß ſie dadurch den Urin
Beſonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wäre kein deutſcher Lump
Er wäre ein röm'ſcher Lumpacius.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
Wie weiland Flaccus Horatius.

Der grobe Bettler, Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann ſpräche Latein
Der Marcus Tullius Maßmanns!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen
Sich raufen in der Arena, anſtatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt.
Statt Landesväter drei Dutzend.
Wir ſchnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtſchaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneca
Und käme in ſolchem Conflict um.
Zu unſrem Cornelius ſagten wir:
„Cacatum non est pictum“ — —

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit ſeinen Legionen erlag.
Und wir ſind Deutſche geblieben!

Wir blieben deutſch, wir ſprechen Deutſch,
Wie wir es geſprochen haben;
Der Eſel heißt Eſel, nicht asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutſcher Lump
Und kriegt den Adlerorden.
In Reimen dichtet Freiligrath,
Iſt kein Horaz geworden.

Gottlob, der Maßmann ſpricht kein Latein.
Birch-Pfeiffer ſchreibt nur Dramen
Und ſäuft nicht ſchnöden Terpentin,
Wie Roms galante Damen.

O Hermann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie ſich gebühret,
Zu Detmold ein Monument geſetzt;
Hab' ſelber ſubſcribiret.

Caput XII.

Im nächtlichen Walde humpelt dahin
Die Chaiſe. Da kracht es plötzlich
Ein Rad ging los. Wir halten ſtill.
Das iſt nicht ſehr ergötzlich.

Der Poſtillon ſteigt ab und eilt
In's Dorf und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.

Das ſind die Wölfe, die heulen ſo wild
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.

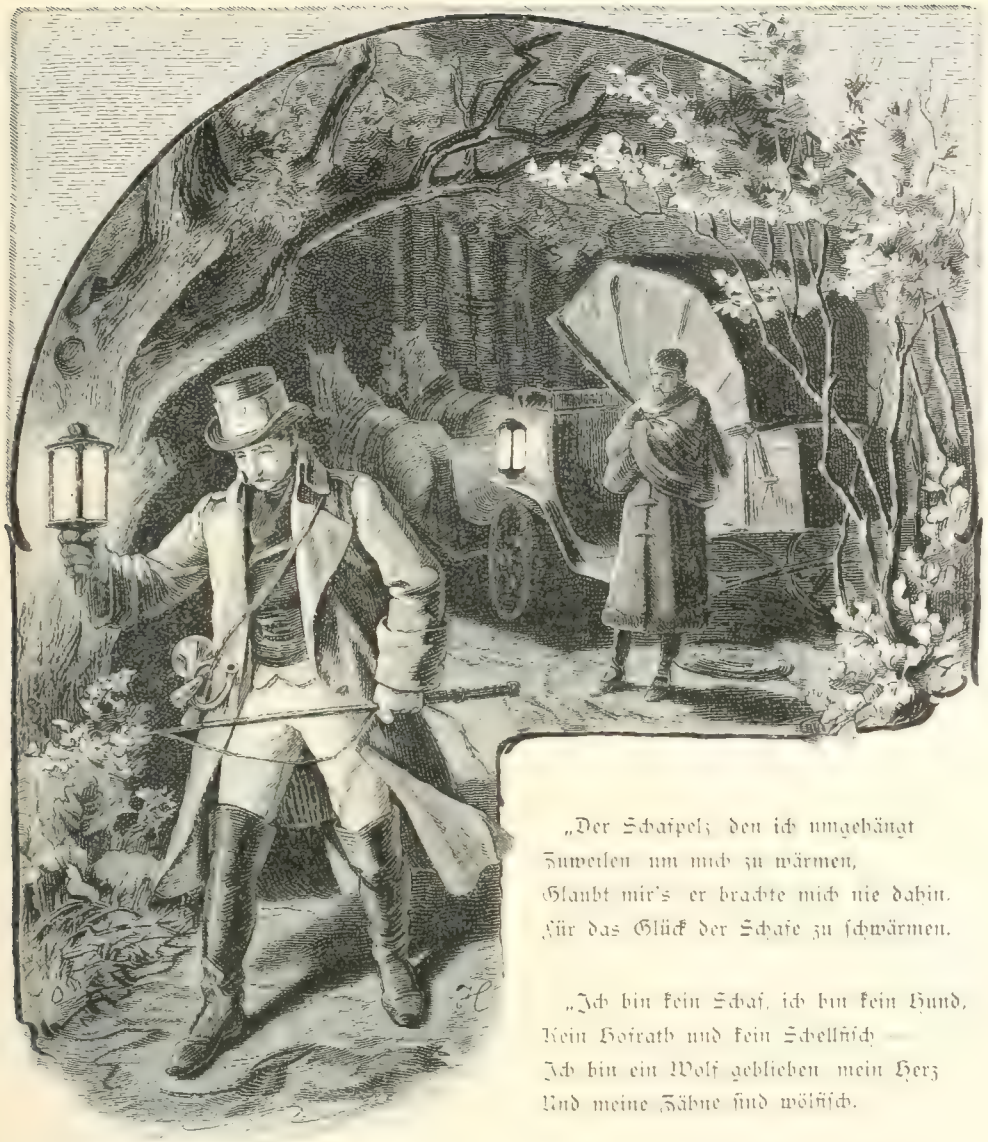
Sie hörten von meiner Ankunft gewiß
Die Beſtien, und mir zur Ehre
Illuminirten ſie den Wald
Und ſangen ſie ihre Chöre

Das iſt ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich ſoll gefeiert werden!
Ich warf mich gleich in Poſitur
Und ſprach mit gerührten Geberden:

„Mitwölfe! Ich bin glücklich heut
In eurer Mitte zu weilen,
Wo ſo viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegenheulen.

„Was ich in dieſem Augenblick
Empfinde, iſt unermeßlich;
Ach, dieſe ſchöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

„Ich danke euch für das Vertraun,
Womit ihr mich beehret,
Und das ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweiſe bewähret.



„Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

„Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfisch —
Ich bin ein Wolf geblieben mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.

„Mitwölfe! Ihr zweifeltet nie an mir,
Ihr ließet euch nicht fangen
Von Schelmen, die euch gesagt, ich sei
Zu den Hunden übergegangen.

„Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft euch selbst,
Dann wird auch Gott euch helfen!"

„Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerbürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

Das war die Rede, die ich hielt,
Ganz ohne Vorbereitung;
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der „Allgemeinen Zeitung".

Caput XIII.

Die Sonne ging auf bei Paderborn
Mit ſehr verdroſſner Geberde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Siſyphus.
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne!

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen
Im Frührothſchein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlöſen gewollt
Wie thöricht! du Menſchheitsretter!

Sie haben dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.
Wer hieß dich auch reden ſo rückſichtlos
Von der Kirche und vom Staate.

Zu deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; du hätteſt geſchrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin,
Was etwa anzüglich auf Erden
Und liebend bewahrte dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Ach! hätteſt du nur einen andern Text
Zu deiner Bergpredigt genommen,
Beſaßeſt ja Geiſt und Talent genug,
Und konnteſt ſchonen die Frommen!

Geldwechsler, Bankiers haß du ſogar
Mit der Peitſche gejagt aus dem Tempel
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängſt du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Caput XIV.

Ein feuchter Wind, ein kahles Land.
Die Chaiſe wackelt im Schlamme;
Doch ſingt es und klingt es in meinem Gemüth:
„Sonne, du klagende Flamme!“

Das iſt der Schlußreim des alten Lieds
Das oft meine Amme geſungen —
„Sonne, du klagende Flamme!“ Das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Der lebt' in Luſt und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenſtamme;
Das haben die Rächer der Fehme gethan —
„Sonne, du klagende Flamme!“

Die Sonne war Kläger, ſie hatte bewirkt
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte ſterbend geſchrien:
„Sonne, du klagende Flamme!“

Und denk' ich des Liedes, ſo denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten.
Ich ſehe wieder ihr braunes Geſicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münſterland
Und wußte in großer Menge
Geſpenſtergeſchichten, grauſenhaft,
Und Märchen und Volksgeſänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einſam auf der Heide ſaß
Und die goldnen Haare ſtrählte.

Die Gänſe mußte ſie hüten dort
Als Gänſemagd, und trieb ſie
Am Abend die Gänſe wieder durch's Thor,
Gar traurig ſtehen blieb ſie.

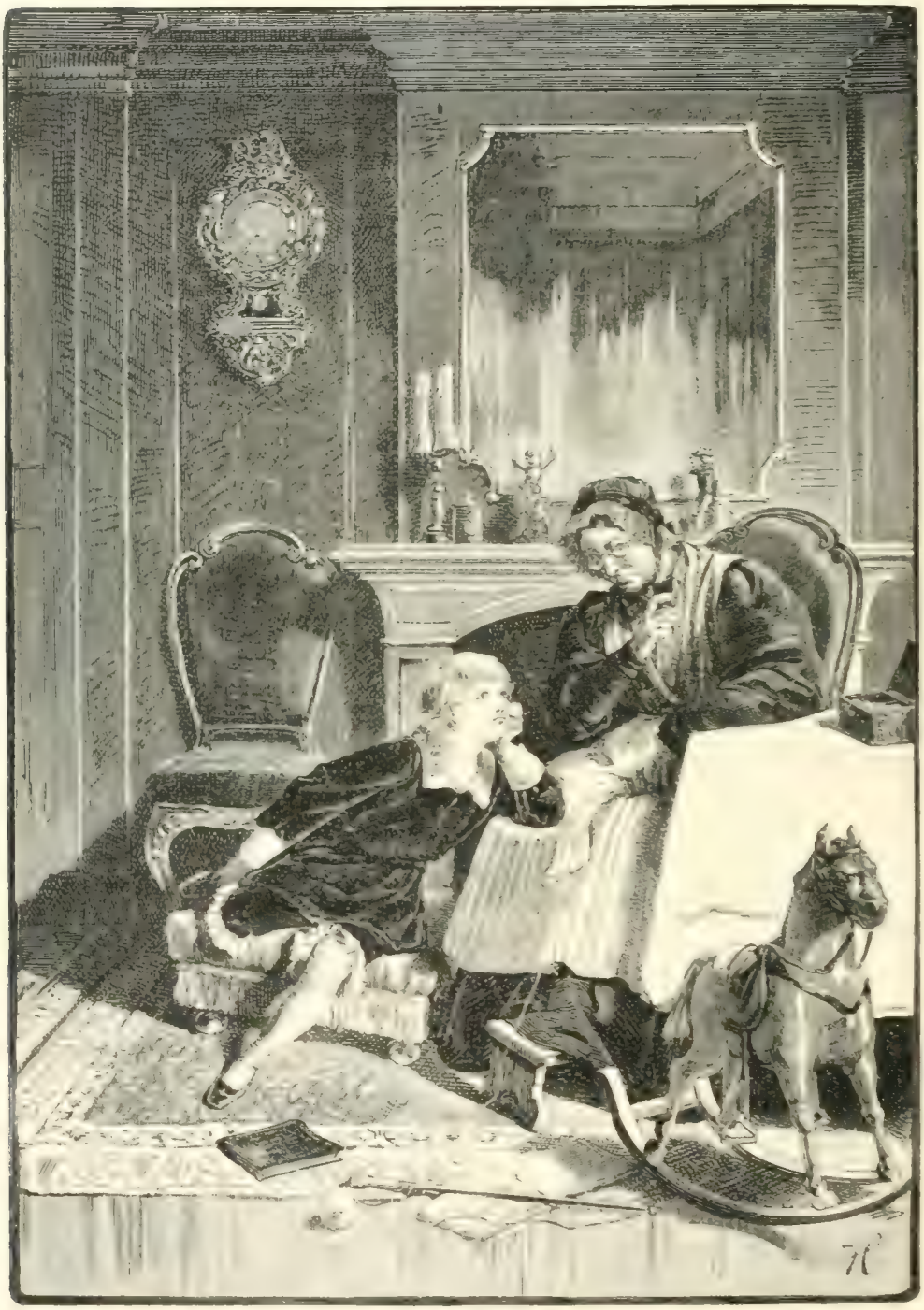
Denn angenagelt über dem Thor
Sah ſie ein Roßhaupt ragen
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das ſie in die Fremde getragen.

Die Königstochter ſeufzte tief:
„O Falada, daß du hangeſt!“
Der Pferdekopf herunter rief:
„O wehe, daß du gangeſt!“

Die Königstochter ſeufzte tief:
„Wenn das meine Mutter wüßte!“
Der Pferdekopf herunter rief:
„Ihr Herze brechen müßte!“

Mit ſtockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernſter und leiſer
Zu ſprechen begann und vom Rothbart ſprach,
Von unſerem heimlichen Kaiſer.

Sie hat mir verſichert, er ſei nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hauſe verſteckt in einem Berg
Mit ſeinen Waffengefährten.



Carl XII.

Kyffhäuser ist der Berg genannt,
Und drinnen ist eine Höhle;
Die Ampeln erhellen so geisterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marstall ist der erste Saal
Und dorten kann man sehen
Viel' tausend Pferde, blankgeschirrt
Die an den Krippen stehen.

Sie sind gesattelt und gezäumt.
Jedoch von diesen Rossen
Kein einziges wiehert, kein einziges stampft,
Sind still, wie aus Eisen gegossen.

Im zweiten Saale, auf der Streu
Sieht man Soldaten liegen.
Viel' tausend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegerisch trotzigen Zügen.

Sie sind gerüstet von Kopf bis Fuß.
Doch alle diese Braven,
Sie rühren sich nicht, bewegen sich nicht
Sie liegen fest und schlafen.

Hochaufgestapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harnische, Helme von Silber und Stahl,
Altfränkische Feuergewehre.

Sehr wenig' Kanonen, doch genug.
Um eine Trophäe zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor
Die Farbe ist schwarz roth gülden.

Der Kaiser bewohnt den vierten Saal.
Schon seit Jahrhunderten sitzt er
Auf steinernem Stuhl am steinernen Tisch
Das Haupt auf die Arme stützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Ist roth wie Feuerflammen.
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zusammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er empor sich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: „Zu Pferd! zu Pferde!"
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Laut rasselnd empor von der Erde.

Ein Jeder schwingt sich auf sein Roß
Das wiehert und stampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen.

Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die theure, wundersame,
Goldlockigte Jungfrau Germania! —
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl Mancher, der sich geborgen geglaubt
Und lachend auf seinem Schloß saß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang –
Dem Zorne Barbarossa's! –

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß
Die Märchen der alten Amme!
Mein abergläubisches Herze jauchzt:
„Sonne, du klagende Flamme!"

Caput XV.

Fein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelſpitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und ſchwitzen.

Der Poſtillon ſtößt in ſein Horn,
Ich kenne das alte Getute
„Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus'"
Es wird mir ſo dämmrig zu Muthe.

Mich ſchläferte, und ich entſchlief
Und ſiehe! mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiſer Rothbart befände.

Er ſaß nicht mehr auf ſteinernem Stuhl
Am ſteinernen Tiſch, wie ein Steinbild;
Auch ſah er nicht ſo ehrwürdig aus
Wie man ſich gewöhnlich einbild't.

Er watſchelte durch die Säle herum
Mit mir im trauten Geſchwätze.
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir ſeine Curioſa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir,
Wie man ſich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Roſt
Mit ſeinem Hermeline.

Er nahm ein Pfauenwedel zur Hand
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harniſch, gar manchen Helm
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne ſtaubte er gleichfalls ab
Und er ſprach: „Mein größter Stolz iſt
Daß noch keine Motte die Seide zerfraß
Und auch kein Wurm im Holz iſt."

Und als wir kamen in den Saal,
Wo ſchlafend am Boden liegen
Viel' tauſend Krieger, kampfbereit,
Der Alte ſprach mit Vergnügen:

„Hier müſſen wir leiſer reden und gehn,
Damit wir nicht wecken die Leute;
Wieder verfloſſen ſind hundert Jahr'
Und Löhnungstag iſt heute."

Und ſiehe! der Kaiſer nahte ſich ſacht
Den ſchlafenden Soldaten
Und ſteckte heimlich in die Taſch'
Jedwedem einen Ducaten.

Er ſprach mit ſchmunzelndem Geſicht
Als ich ihn anſah verwundert:
„Ich zahle einen Ducaten per Mann
Als Sold nach jedem Jahrhundert."

Im Saale, wo die Pferde ſtehn
In langen, ſchweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiſer ſich die Hand'
Schien ſonderbar ſich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätſchelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängſtlicher Haſt
Bewegten ſich ſeine Lippen.

„Das iſt noch nicht die rechte Zahl,"
Sprach er zuletzt verdroſſen —
„Soldaten und Waffen hab' ich genug,
Doch fehlt es noch an Roſſen.

„Roßkämme hab' ich ausgeſchickt
In alle Welt, die kaufen
Für mich die beſten Pferde ein,
Hab' ſchon einen guten Haufen.

„Ich warte, bis die Zahl complet,
Dann ſchlag' ich los und befreie
Mein Vaterland, mein deutſches Volk,
Das meiner harret mit Treue."

So ſprach der Kaiſer, ich aber rief:
Schlag los, du alter Geſelle,
Schlag los, und haſt du nicht Pferde genug,
Nimm Eſel an ihrer Stelle.

Der Rothbart erwiderte lächelnd: „Es hat
Mit dem Schlagen gar keine Eile,
Man baute nicht Rom in einem Tag,
Gut Ding will haben Weile.

„Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langſam wächſt die Eiche,
Und chi va piano, va sano, ſo heißt
Das Sprichwort im römiſchen Reiche."

Caput XVI.

Das Stoßen des Wagens weckte mich auf
Doch ſanken die Augenlider
Bald wieder zu, und ich entſchlief
Und träumte vom Rothbart wieder.

Ging wieder ſchwatzend mit ihm herum
Durch alle die hallenden Säle;
Er frug mich dies, er frug mich das.
Verlangte, daß ich erzähle.

Er hatte aus der Oberwelt
Seit vielen, vielen Jahren,
Wohl ſeit dem ſiebenjährigen Krieg,
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin mit Intreſſe
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt du zurück!
Der Moſes iſt längſt geſtorben,
Nebſt ſeiner Rebekka, auch Abraham
Der Sohn, iſt geſtorben, verdorben.

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Chriſtenthum
Iſt ſchon Capellenmeiſter.

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt
Auch die Tochter iſt todt, die Klencke,
Helmine Chezy, die Enkelin
Iſt noch am Leben, ich denke.

Die Dubarry lebte luſtig und flott,
So lange Ludwig regierte,
Der Fünfzehnte nämlich, ſie war ſchon alt,
Als man ſie guillotinirte.

Der König Ludwig der Fünfzehnte ſtarb
Ganz ruhig in ſeinem Bette,
Der Sechzehnte aber ward guillotinirt
Mit der Königin Antoinette.

Die Königin zeigte großen Muth
Ganz wie es ſich gebührte,
Die Dubarry aber weinte und ſchrie
Als man ſie guillotinirte.

Der Kaiſer blieb plötzlich ſtille ſtehn
Und ſah mich an mit den ſteifen
Augen und ſprach: „Um Gotteswill'n,
Was iſt das, Guillotiniren?“

Das Guillotiniren — erklärte ich ihm —
Iſt eine neue Methode,
Womit man die Leute jeglichen Stands
Vom Leben bringt zu Tode.

Bei dieſer Methode bedient man ſich
Auch einer neuen Maſchine,
Die hat erfunden Herr Guillotin,
Drum nennt man ſie Guillotine

Du wirſt hier an ein Brett geſchnallt;
Das ſenkt ſich; – du wirſt geſchoben
Geſchwinde zwiſchen zwei Pfoſten; — es hängt
Ein dreieckig Beil ganz oben;

Man zieht eine Schnur, dann ſchießt herab
Das Beil, ganz luſtig und munter;
Bei dieſer Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Der Kaiſer fiel mir in die Red':
„Schweig ſtill, von deiner Maſchine
Will ich Nichts wiſſen, Gott bewahr',
Daß ich mich ihrer bediene!

„Der König und die Königin!
Geſchnallt! an einem Brette!
Das iſt ja gegen allen Reſpect
Und alle Etikette!

„Und du, wer biſt du, daß du es wagſt,
Mich ſo vertraulich zu dutzen?
Warte, du Bürſchchen, ich werde dir ſchon
Die kecken Flügel ſtutzen!

„Es regt mir die innerſte Galle auf,
Wenn ich dich höre ſprechen,
Dein Odem ſchon iſt Hochverrath
Und Majeſtätsverbrechen!"

Als solchermaßen in Eifer gerieth
Der Alte und sonder Schranken
Und Schonung mich anschnob, da platzten heraus
Auch mir die geheimsten Gedanken.

Herr Rothbart — rief ich laut — du bist
Ein altes Fabelwesen,
Geh, leg' dich schlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlösen.

Die Republikaner lachen uns aus,
Sehn sie an unserer Spitze
So ein Gespenst mit Scepter und Kron',
Sie rissen schlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr,
Die altdeutschen Narren verdarben
Mir schon in der Burschenschaft die Lust
An den schwarz roth goldnen Farben.

Das Beste wäre, du bliebest zu Haus
Hier in dem alten Kyffhäuser
Bedenk' ich die Sache ganz genau
So brauchen wir gar keinen Kaiser.

Caput XVII.

Ich habe mich mit dem Kaiser gezankt
Im Traum, im Traum versteht sich
Im wachenden Zustand sprechen wir nicht
Mit Fürsten so widersetzig.

Nur träumend, im idealen Traum,
Wagt ihnen der Deutsche zu sagen
Die deutsche Meinung, die er so tief
Im treuen Herzen getragen.

Als ich erwacht', fuhr ich einem Wald
Vorbei, der Anblick der Bäume,
Der nackten hölzernen Wirklichkeit,
Verscheuchte meine Träume.

Die Eichen schüttelten ernsthaft das Haupt,
Die Birken und Birkenreiser,
Sie nickten so warnend — und ich rief:
Vergib mir, mein theurer Kaiser.

Vergib mir, o Rothbart das rasche Wort!
Ich weiß, du bist viel weiser
Als ich, ich habe so wenig Geduld —
Doch komme du bald, mein Kaiser!

Behagt dir das Guillotinen nicht,
So bleib bei den alten Mitteln:
Das Schwert für Edelleute, der Strick
Für Bürger und Bauern in Kitteln.

Nur manchmal wechsle ab, und laß
Den Adel hängen, und köpfe
Ein Bischen die Bürger und Bauern, wir ſind
Ja Alle Gottesgeſchöpfe.

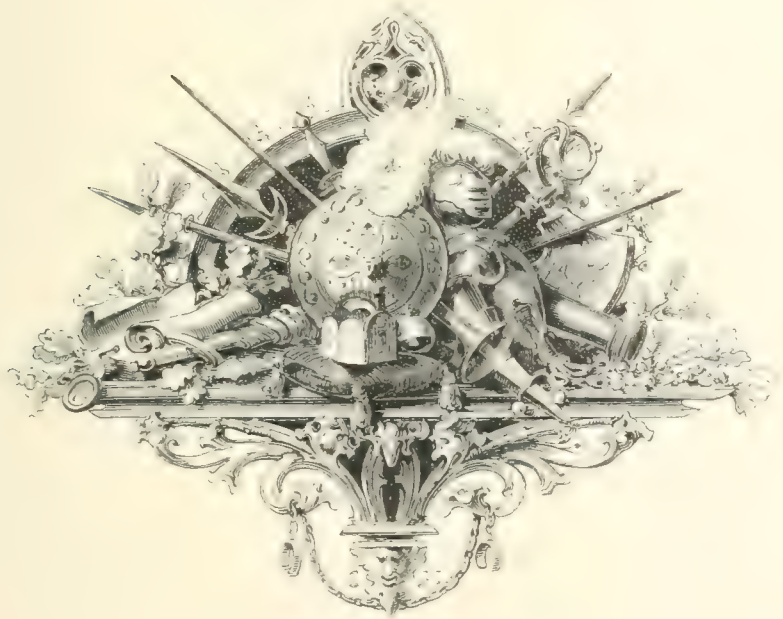
Stell' wieder her das Halsgericht,
Das peinliche Karls des Fünften,
Und theile wieder ein das Volk
Nach Ständen, Gilden und Zünften.

Das alte heil'ge römiſche Reich,
Stell's wieder her, das ganze,
Gib uns den modrigſten Plunder zurück
Mit allem Firlefanze.

Das Mittelalter, immerhin,
Das wahre, wie es geweſen,
Ich will es ertragen – erlöſe uns nur
Von jenem Zwitterweſen,

Von jenem Gamaſchenritterthum,
Das ekelhaft ein Gemiſch iſt
Von gothiſchem Wahn und modernem Lug,
Das weder Fleiſch noch Fiſch iſt.

Jag' fort das Comödiantenpack,
Und ſchließe die Schauſpielhäuſer,
Wo man die Vorzeit parodirt —
Komme du bald, o Kaiſer!



Caput XVIII.

Minden iſt eine feſte Burg.
Hat gute Wehr und Waffen!
Mit preußiſchen Feſtungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu ſchaffen.

Wir kamen dort an zur Abendzeit.
Die Planken der Zugbrück' ſtohnten
So ſchaurig, als wir hinübergerollt;
Die dunklen Gräben gähnten.

Die hohen Baſtionen ſchauten mich an
So drohend und verdroſſen;
Das große Thor ging raſſelnd auf,
Ward raſſelnd wieder geſchloſſen.

Ach! meine Seele ward betrübt
Wie des Odyſſeus Seele
Als er gehört daß Polyphem
Den Felsblock ſchob vor die Höhle.

Es trat an den Wagen ein Corporal
Und frug uns: wie wir hießen?
Ich heiße Niemand bin Augenarzt
Und ſteche den Staar den Rieſen

Im Wirthshaus ward mir noch ſchlimmer zu Muth
Das Eſſen wollt' mir nicht ſchmecken.
Ging ſchlafen ſogleich doch ſchlief ich nicht
Mich drückten ſo ſchwer die Decken.

Es war ein breites Federbett
Gardinen von rothem Damaſte,
Der Himmel von verblichenem Gold
Mit einem ſchmutzigen Quaſte.

Verfluchter Quaſt' der die ganze Nacht
Die liebe Ruhe mir raubte!
Er hing mir, wie des Damokles Schwert,
So drohend über dem Haupte'

Schien manchmal ein Schlangenkopf zu ſein,
Und ich hörte ihn heimlich ziſchen:
„Du biſt und bleibſt in der Feſtung jetzt,
Du kannſt nicht mehr entwiſchen!“

O daß ich wäre — ſeufzte ich —
Daß ich zu Hause wäre
Bei meiner lieben Frau in Paris,
Im Faubourg Poiſſonnière

Ich fühlte, wie über die Stirne mir
Auch manchmal Etwas gekrochen
Gleich einer kalten Leichenhand
Und meine Gedanken wochen —

Gendarmen, in Leichenlaken gehüllt,
Ein weißes Spukgewimmel
Umtanzte mein Bett: ich hörte auch
Unheimliches Kettengeklirre.

Ach! die Geſpenſter ſchleppten mich fort
Und ich hab' mich endlich befunden
An einer ſteilen Felſenwand,
Dort war ich feſtgebunden

Der böse schmutzige Bettbimmelaaaß!
Ich fand ihn gleichfalls wieder.
Doch sah er jetzt wie ein Geier aus
Mit Krallen und schwarzem Gefieder.

Er glich dem preußischen Adler jetzt
Und hielt meinen Leib umklammert;
Er fraß mir die Leber aus der Brust.
Ich habe gestöhnt und gejammert.

Ich jammerte lange — da krähte der Hahn
Und der Fiebertraum erblaßte.
Ich lag zu Minden im schwitzenden Bett
Der Adler ward wieder zum Quaste.

Ich reiste fort mit Extrapost
Und schöpfte freien Odem
Erst draußen in der freien Natur
Auf Bückeburg'schem Boden.

Caput XIX.

O Danton, du hast dich sehr geirrt
Und mußtest den Irrthum büßen!
Mitnehmen kann man das Vaterland
An den Sohlen an den Füßen.

Das halbe Fürstenthum Bückeburg
Blieb mir an den Stiefeln kleben;
So lehmigte Wege hab' ich wohl
Noch nie gesehen im Leben.

Zu Bückeburg stieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward,
Die Großmutter war aus Hamburg.

Ich kam nach Hannover um Mittagszeit
Und ließ mir die Stiefel putzen.
Ich ging sogleich, die Stadt zu besehn,
Ich reise gern mit Nutzen.

Mein Gott! da sieht es sauber aus!
Der Koth liegt nicht auf den Gassen.
Viel Prachtgebäude sah ich dort,
Sehr imponirende Massen.

Besonders gefiel mir ein großer Platz,
Umgeben von stattlichen Häusern;
Dort wohnt der König, dort steht sein Palast,
Er ist von schönem Aeußern

Nämlich der Palast. — Vor dem Portal
Zu jeder Seite ein Schildhaus.
Rothröcke mit Flinten halten dort Wacht,
Sie sehen drohend und wild aus.

Mein Cicerone sprach: „Hier wohnt
Der Ernst Augustus, ein alter,
Hochtorydher Lord ein Edelmann
Sehr rüstig für sein Alter.

„Idyllisch sicher haust er hier
Denn besser als alle Trabanten
Beschützet ihn der mangelnde Muth
Von unseren lieben Bekannten.

„Ich sehe ihn zuweilen, er klagt alsdann,
Wie gar langweilig das Amt sei
Das Königsamt, wozu er jetzt
Hier in Hannover verdammt sei.

„An großbritannisches Leben gewöhnt
Sei es ihm hier zu enge,
Ihn plage der Spleen, er fürchte schier,
Daß er sich mal erhange.

„Vorgestern fand ich ihn traurig gebückt
Am Kamin in der Morgenstunde.
Er kochte höchstselbst ein Lavement
Für seine kranken Hunde."

Caput XX.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war schon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich
Die Luft war kühl und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam
Erschrak sie fast vor Freude;
Sie rief: „Mein liebes Kind!" und schlug
Zusammen die Hände beide.

„Mein liebes Kind wohl dreizehn Jahr'
Verflossen unterdessen!
Du wirst gewiß sehr hungrig sein —
Sag' an was willst du essen?

„Ich habe Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.“
So gib mir Fiſch und Gänſefleiſch
Und ſchöne Apfelſinen.

Und als ich aß mit großem App'tit,
Die Mutter war glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, ſie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

„Mein liebes Kind! und wirſt du auch
Recht ſorgſam gepflegt in der Fremde?
Verſteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt ſie dir Strümpfe und Hemde?“

Der Fiſch iſt gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn ſchweigend verzehren;
Man kriegt ſo leicht eine Grät' in den Hals.
Du darfſt mich jetzt nicht ſtören.

Und als ich den braven Fiſch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das
Mitunter verfängliche Fragen.

„Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt ſich am beſten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirſt du den Vorzug geben?“

Die deutſche Gans, lieb Mütterlein,
Iſt gut, jedoch die Franzoſen,
Sie ſtopfen die Gänſe beſſer als wir,
Auch haben ſie beſſere Saucen.

Und als die Gans ſich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelſinen, ſie ſchmeckten ſo ſüß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen ſehr vergnüglich
Nach tauſend Dingen, mitunter ſogar
Nach Dingen, die ſehr anzüglich.

„Mein liebes Kind! Wie denkſt du jetzt?
Treibſt du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Partei
Gehörſt du mit Ueberzeugung?“

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft,
Und ich laſſe die Schalen liegen.

Caput XXI.

Die Stadt, zur Hälfte abgebrannt,
Wird aufgebaut allmälig;
Wie'n Pudel, der halb geſchoren iſt,
Sieht Hamburg aus, trübſelig.

Gar manche Gaſſen fehlen mir,
Die ich nur ungern vermiſſe —
Wo iſt das Haus, wo ich geküßt
Der Liebe erſte Küſſe?

Wo iſt die Druckerei, wo ich
Die Reiſebilder druckte?
Wo iſt der Auſterkeller, wo ich
Die erſten Auſtern ſchluckte?

Und der Dreckwall, wo iſt der Dreckwall hin?
Ich kann ihn vergeblich ſuchen!
Wo iſt der Pavillon, wo ich
Gegeſſen ſo manchen Kuchen?

Wo iſt das Rathhaus, worin der Senat
Und die Bürgerſchaft gethronet?
Ein Raub der Flammen! Die Flamme hat
Das Heiligſte nicht verſchonet.

Die Leute ſeufzten noch vor Angſt,
Und mit wehmüth'gem Geſichte
Erzählten ſie mir vom großen Brand
Die ſchreckliche Geſchichte:

„Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man ſah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchenthürme loderten auf
Und ſtürzten krachend zuſammen.

„Die alte Börſe iſt verbrannt,
Wo unſere Väter gewandelt
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.

„Die Bank, die ſilberne Seele der Stadt,
Und die Bücher, wo eingeſchrieben
Jedweden Mannes Banko Werth,
Gottlob! ſie ſind uns geblieben!

„Gottlob, man collectirte für uns
Selbſt bei den fernſten Nationen —
Ein gutes Geſchäft — die Collecte betrug
Wohl an die acht Millionen.

„Die Hilfsgeldercaſſa wurde geführt
Von wahren Chriſten und Frommen
Erfahren hat nie die linke Hand
Wie viel die Rechte genommen.

„Aus allen Ländern floß das Geld
In unſre offnen Hände,
Auch Victualien nahmen wir an,
Verſchmähten keine Spende.

„Man ſchickte uns Kleider und Betten genug,
Auch Brot und Fleiſch und Suppen!
Der König von Preußen wollte ſogar
Uns ſchicken ſeine Truppen.

„Der materielle Schaden ward
Vergütet das ließ sich schätzen —
Jedoch den Schrecken unseren Schreck
Den kann uns Niemand ersetzen!“

Aufmunternd sprach ich: Ihr lieben Leut
Ihr müßt nicht jammern und klennen,
Troja war eine bessere Stadt:
Und mußte doch verbrennen.

Baut eure Häuser wieder auf
Und trocknet eure Pfützen,
Und schafft euch bessre Gesetze an
Und bessre Feuerspritzen.

Gießt nicht zu viel Cayenne-Pfeffer
In eure Mockturtlesuppen
Auch eure Karpfen sind euch nicht gesund,
Ihr kocht sie so fett mit den Schuppen.

Walkuren schaden euch nicht viel.
Doch hütet euch vor der Tücke
Des Vogels, der sein Ei gelegt
In des Bürgermeisters Perücke.

Wer dieser fatale Vogel ist,
Ich brauch' es euch nicht zu sagen
Denk' ich an ihn, so dreht sich herum
Das Essen in meinem Magen.

Caput XXII.

Ich mehr verändert als die Stadt:
Sind mir die Menschen erschienen
Sie gehn so betrübt und gebrochen herum
Wie wandelnde Ruinen.

Die Mageren sind noch dünner jetzt,
Noch fetter sind die Feisten,
Die Kinder sind alt, die Alten sind
Kindisch geworden, die meisten.

Gar Manche, die ich als Kalber verließ,
Fand ich als Mutzen wieder,
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit stolzem Gefieder.

Die alte Gudel fand ich geschminkt
Und geputzt wie eine Sirene;
Hat schwarze Locken sich angeschafft
Und blendend weiße Zähne.

Am besten hat sich conservirt
Mein Freund, der Papierverkäufer,
Sein Haar ward gelb und umwallt sein Haupt
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Den * * * *, den sah ich nur von fern,
Er buckelte mir rasch voraber,
Ich höre sein Geist ist abgebrannt
Und war versichert bei Bieber.

Auch meinen alten Cantor sah
Ich wieder. Im Nebel gebückt
Begegnet' er mir auf dem Gänsemarkt,
Schien sehr darnieder gedrücket.

Wir ſchüttelten uns die Hände, es ſchwamm
Im Auge des Manns eine Thräne.
Wie freute er ſich, mich wieder zu ſehn!
Es war eine rührende Scene. —

Nicht Alle fand ich. Mancher hat
Das Zeitliche geſegnet.
Ach! meinem Gumpelino ſogar
Bin ich nicht mehr begegnet.

Der Edle hatte ausgehaucht
Die große Seele ſoeben
Und wird als verklärter Seraph jetzt
Am Throne Jehovah's ſchweben.

Vergebens ſuchte ich überall
Den krummen Adonis, der Taſſen
Und Nachtgeſchirre von Porzellan
Feilbot in Hamburgs Gaſſen.

Ob noch der kleine Meyer lebt,
Das kann ich wahrhaftig nicht ſagen;
Er fehlte mir, doch ich vergaß
Bei Cornet nach ihm zu fragen.

Sarras, der treue Pudel, iſt todt,
Ein großer Verluſt! ich wette,
Daß Campe lieber ein ganzes Schock
Schriftſteller verloren hätte. —

Die Population des Hamburger Staats
Beſteht ſeit Menſchengedenken
Aus Juden und Chriſten: es pflegen auch
Die Letztren nicht viel zu verſchenken.

Die Chriſten ſind alle ziemlich gut,
Auch eſſen ſie gut zu Mittag,
Und ihre Wechſel bezahlen ſie prompt.
Noch vor dem letzten Reſpittag.

Die Juden theilen ſich wieder ein
In zwei verſchiedne Parteien;
Die Alten gehn in die Synagog',
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuen eſſen Schweinefleiſch,
Zeigen ſich widerſetzig,
Sind Demokraten; die Alten ſind
Vielmehr ariſtokratiſch.

Ich liebe die Alten, ich liebe die Neu'n —
Doch ſchwör' ich beim ewigen Gotte,
Ich liebe gewiſſe Fiſchchen noch mehr
Man heißt ſie geräucherte Sprotte.

Caput XXIII.

Als Republik war Hamburg nie
So groß wie Venedig und Florenz
Doch Hamburg hat beſſere Auſtern; man ſpeiſt
Die beſten im Keller von Lorenz.

Es war ein ſchöner Abend, als ich
Mich hinbegab mit Campen;
Wir wollten miteinander dort
In Rheinwein und Auſtern ſchlampampen.

Auch gute Geſellſchaft fand ich dort
Mit Freude ſah ich wieder
Manch alten Genoſſen zum Beiſpiel Chauſepie,
Auch manche neue Brüder.

Da war der Wille deſſen Geſicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademiſchen Freunde ſich
Recht leſerlich eingeſchrieben.

Da war der Fuchs ein blinder Heid'
Und perſönlicher Feind des Jehovah
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.

Mein Campe war Amphitryo
Und lächelte vor Wonne;
Sein Auge ſtrahlte Seligkeit,
Wie eine verklärte Madonne.

Ich aß und trank mit gutem App'tit
Und dachte in meinem Gemüthe:
„Der Campe iſt wirklich ein großer Mann,
Iſt aller Verleger Blüthe.

„Ein andrer Verleger hätte mich
Vielleicht verhungern laſſen,
Der aber gibt mir zu trinken ſogar;
Werde ihn niemals verlaſſen.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh'
Der dieſen Saft der Reben
Erſchuf und zum Verleger mir
Den Julius Campe gegeben.

„Ich danke dem Schöpfer in der Höh'
Der durch ſein großes Werde
Die Auſtern erſchaffen in der See
Und den Rheinwein auf der Erde!

„Der auch Citronen wachſen ließ,
Die Auſtern zu bethauen —
Nun laß mich, Vater, dieſe Nacht
Das Eſſen gut verdauen!“

Der Rheinwein ſtimmt mich immer weich
Und löſt jedwedes Verwürfniß
In meiner Bruſt, entzündet darin
Der Menſchenliebe Bedürfniß.

Es treibt mich aus dem Zimmer hinaus,
Ich muß in den Straßen ſchlendern;
Die Seele ſucht eine Seele und ſpäht
Nach zärtlich weißen Gewändern.

In ſolchen Momenten zerfließe ich faſt
Vor Wehmuth und vor Sehnen,
Die Katzen ſcheinen mir alle grau,
Die Weiber alle Helenen. — —

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da ſah ich im Mondenſchimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbuſiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngeſund,
Die Augen wie blaue Turkoaſe,
Die Wangen wie Roſen, wie Kirſchen der Mund,
Auch etwas röthlich die Naſe.

Ihr Haupt bedeckte eine Müz'
Von weißem geſteiften Linnen,
Gefältelt wie eine Mauerkron',
Mit Thürmchen und zackigen Zinnen.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend.
Und welche Waden! Das Fußgeſtell
Zwei doriſchen Säulen gleichend.

Die weltlichſte Natürlichkeit
Konnt' man in den Zügen leſen;
Doch das übermenſchliche Hintertheil
Verrieth ein höheres Weſen.

Sie trat zu mir heran und ſprach:
„Willkommen an der Elbe
Nach dreizehnjähr'ger Abweſenheit —
Ich ſehe, du biſt noch derſelbe!

„Du ſuchſt die ſchönen Seelen vielleicht,
Die dir ſo oft begegent
Und mit dir geſchwärmt die Nacht hindurch,
In dieſer ſchönen Gegend.

„Das Leben verschlang sie, das Ungetüm,
Die hundertköpfige Hydra;
Du findest nicht die alte Zeit
Und die Zeitgenossinnen wieder!

„Du findest die holden Blumen nicht mehr,
Die das junge Herz vergöttert;
Hier blühten sie – jetzt sind sie verwelkt,
Und der Sturm hat sie entblättert.

„Verwelkt, entblättert, zertreten sogar
Von rohen Schicksalsfüßen –
Mein Freund, das ist auf Erden das Los
Von allem Schönen und Süßen!"

Wer bist du? – rief ich – du schaust mich an
Wie'n Traum aus alten Zeiten –
Wo wohnst du, großes Frauenbild?
Und darf ich dich begleiten?

Da lächelte das Weib und sprach:
„Du irrst dich, ich bin eine feine,
Anständige, moralische Person,
Du irrst dich, ich bin nicht so Eine.

„Ich bin nicht so eine kleine Mamsell,
So eine welsche Lorettin –
Denn wisse: ich bin Hammonia,
Hamburgs beschützende Göttin!

„Du stutzest und erschrickst sogar,
Du sonst so muthiger Sänger!
Willst du noch immer mit mir gehn?
Wohlan – so zögre nicht länger."

Ich aber lachte laut und rief:
Ich folge dir auf der Stelle –
Schreit du voran – ich folge dir
Und ging' es in die Hölle!

Caput XXIV.

Wie ich die enge Sabltreppe hinauf
Gekommen – ich kann es nicht sagen.
Es haben unsichtbare Geister mich
Vielleicht hinaufgetragen.

Hier, in Hammonia's Kämmerlein
Verflossen mir schnell die Stunden.
Die Göttin gestand die Sympathie,
Die sie immer für mich empfunden.

„Siehst du" – sprach sie – „in früherer Zeit
War mir am meisten theuer
Der Sänger, der den Messias besang
Auf seiner frommen Leier.

„Dort auf der Commode ſteht noch jetzt
Die Büſte von meinem Klopſtock.
Jedoch ſeit Jahren dient ſie mir
Nur noch als Haubenkopfſtock.

„Du biſt mein Liebling jetzt, es hängt
Dein Bildniß zu Häupten des Bettes;
Und, ſiehſt du, ein friſcher Lorbeer umkränzt
Den Rahmen des holden Porträtes.

„Nur daß du meine Söhne ſo oft
Genergelt, ich muß es geſtehen,
Hat mich zuweilen tief verletzt;
Das darf nicht mehr geſchehen.

„Es hat die Zeit dich hoffentlich
Von ſolcher Unart geheilet
Und dir eine größere Toleranz
Sogar für Narren ertheilet.

„Doch ſprich, wie kam der Gedanke dir,
Zu reiſen nach dem Norden
In ſolcher Jahrzeit? Das Wetter iſt
Schon winterlich geworden!"

O meine Göttin! erwiderte ich
Es ſchlafen tief im Grunde
Des Menſchenherzens Gedanken, die oft
Erwachen zur unrechten Stunde.

Es ging mir äußerlich ziemlich gut,
Doch innerlich war ich beklommen,
Und die Beklemmniß täglich wuchs —
Ich hatte das Heimweh bekommen.

Die ſonſt ſo leichte franzöſiſche Luft,
Sie fing mich an zu drücken;
Ich mußte Athem ſchöpfen hier
In Deutſchland, um nicht zu erſticken.

Ich ſehnte mich nach Torfgeruch,
Nach deutſchem Tabaksdampfe;
Es bebte mein Fuß vor Ungeduld,
Daß er deutſchen Boden ſtampfe.

Ich ſeufzte des Nachts und ſehnte mich,
Daß ich ſie wiederſähe,
Die alte Frau, die am Dammthor wohnt,
Das Lottchen wohnt in der Nähe.

Auch jenem edlen alten Herrn,
Der immer mich ausgeſcholten
Und immer großmüthig beſchützt, auch ihm
Hat mancher Seufzer gegolten.

Ich wollte wieder aus ſeinem Mund
Vernehmen den „dummen Jungen!"
Das hat mir immer wie Muſik
Im Herzen nachgeklungen.

Ich ſehnte mich nach dem blauen Rauch,
Der aufſteigt aus deutſchen Schornſteinen,
Nach niederſächſiſchen Nachtigall'n,
Nach ſtillen Buchenhainen.

Ich ſehnte mich nach den Plätzen ſogar,
Nach jenen Leidensſtationen,
Wo ich geſchleppt das Jugendkreuz
Und meine Dornenkronen.

Ich wollte weinen, wo ich einſt
Geweint die bitterſten Thränen —
Ich glaube, Vaterlandsliebe nennt
Man dieſes thörichte Sehnen.

Ich ſpreche nicht gern davon; es iſt
Nur eine Krankheit im Grunde.
Verſchämten Gemüthes, verberge ich ſtets
Dem Publiko meine Wunde.

Fatal ist mir das Lumpenpack,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen seinen Geschwüren.

Schamlose schäbige Bettler sind's,
Almosen wollen sie haben —
Ein'n Pfennig Popularität
Für Menzel und seine Schwaben!

O meine Göttin, du hast mich heut
In weicher Stimmung gefunden;
Bin etwas krank doch pfleg' ich mich,
Und ich werde bald gesunden.

Ja, ich bin krank, und du könntest mir
Die Seele sehr erfrischen
Durch eine gute Tasse Thee;
Du mußt ihn mit Rum vermischen.

Caput XXV.

Die Göttin hat mir Thee gekocht
Und Rum hineingegossen;
Sie selber aber hat den Rum
Ganz ohne Thee genossen.

An meine Schulter lehnte sie
Ihr Haupt — die Mauerkrone,
Die Mütze, ward etwas zerknittert davon —
Und sie sprach mit sanftem Tone:

„Ich dachte manchmal mit Schrecken dran,
Daß du in dem sittenlosen
Paris so ganz ohne Aufsicht lebst,
Bei jenen frivolen Franzosen.

„Du schlenderst dort herum und hast
Nicht 'mal an deiner Seite
Einen treuen deutschen Verleger, der dich
Als Mentor warne und leite.

„Und die Verführung ist dort so groß.
Dort gibt es so viele Sylphiden,
Die ungesund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden

„Geh nicht zurück und bleib bei uns;
Hier herrschen noch Zucht und Sitte,
Und manches stille Vergnügen blüht
Auch hier, in unserer Mitte.

„Bleib bei uns in Deutschland, es wird dir hier
Jetzt besser als ehmals munden;
Wir schreiten fort, du hast gewiß
Den Fortschritt selbst gefunden.

„Auch die Censur ist nicht mehr streng,
Hoffmann wird älter und milder,
Er streicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reisebilder.

„Du selbst bist älter und milder jetzt,
Wirst dich in Manches schicken,
Und wirst sogar die Vergangenheit
In besserem Lichte erblicken.

„Ja, daß es uns früher so schrecklich ging
In Deutschland, ist Uebertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtschaft, wie einst
In Rom durch Selbstentleibung.

„Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Massen,
Beschränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken lassen.

„Gesetzlose Willkür herrschte nie,
Dem schlimmsten Demagogen
Ward niemals ohne Urtheilsspruch
Die Staatscocarde entzogen.

„So übel war es in Deutschland nie,
Trotz aller Zeitbedrängniß
Glaub' mir, verhungert ist nie ein Mensch
In einem deutschen Gefängniß.

„Es blühte in der Vergangenheit
So manche schöne Erscheinung
Des Glaubens und der Gemüthlichkeit!
Jetzt herrscht nur Zweifel, Verneinung.

„Die praktische äußere Freiheit wird einst
Das Ideal vertilgen,
Das wir im Busen getragen — es war
So rein wie der Traum der Lilien!

„Auch unsre schöne Poesie
Erlischt, sie ist schon ein wenig
Erloschen; mit andern Königen stirbt
Auch Freiligrath's Mohrenkönig.

„Der Enkel wird essen und trinken genug,
Doch nicht in beschaulicher Stille;
Es poltert heran ein Spectakelstück
Zu Ende geht die Idylle.

„O, könntest du schweigen, ich würde dir
Das Buch des Schicksals entsiegeln
Ich ließe dir spätere Zeiten sehn
In meinen Zauberspiegeln.

„Was ich den sterblichen Menschen nie
Gezeigt, ich möcht' es dir zeigen:
Die Zukunft deines Vaterlands —
Doch ach! du kannst nicht schweigen!"

Mein Gott, o Göttin! — rief ich entzückt
Das wäre mein größtes Vergnügen.
Laß mich das künftige Deutschland sehn —
Ich bin ein Mann und verschwiegen.

Ich will dir schwören jeden Eid
Den du nur magst begehren,
Mein Schweigen zu verbürgen dir
Sag' an, wie soll ich schwören?

Doch Jene erwiderte: „Schwöre mir
In Vater Abraham's Weise
Wie er Eliesern schwören ließ
Als dieser sich gab auf die Reise.

„Heb auf das Gewand und lege die Hand
Hier unten an meine Hüften
Und schwöre mir Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften!"

Ein feierlicher Moment! Ich war
Wie angeweht vom Hauche
Der Vorzeit, als ich schwur den Eid
Nach uraltem Erzväterbrauche.

Ich hob das Gewand der Göttin auf
Und legte an ihre Hüften
Die Hand, gelobend Verschwiegenheit
In Reden und in Schriften.

Caput XXVI.

Die Wangen der Göttin glühten ſo roth
Ich glaube, in die Krone
Stieg ihr der Rum — und ſie ſprach zu mir
In ſehr wehmüthigem Tone:

„Ich werde alt. Geboren bin ich
Am Tage von Hamburgs Begründung.
Die Mutter war Schellfiſchkönigin
Hier an der Elbe Mündung.

„Mein Vater war ein großer Monarch,
Karolus Magnus geheißen,
Er war noch mächt'ger und klüger ſogar,
Als Friedrich der Große von Preußen.

„Der Stuhl iſt zu Aachen, auf welchem er
Am Tage der Krönung ruhte;
Den Stuhl, worauf er ſaß in der Nacht,
Den erbte die Mutter, die gute.

„Die Mutter hinterließ ihn mir,
Ein Möbel von ſcheinloſem Aeußern.
Doch böte mir Rothſchild all ſein Geld,
Ich würde ihn nicht veräußern.

„Siehſt du, dort in dem Winkel ſteht
Ein alter Seſſel, zerriſſen
Das Leder der Lehne, von Mottenfraß
Zernagt das Polſterkiſſen.

„Doch gehe hin und hebe auf
Das Kiſſen von dem Seſſel,
Du ſchauſt eine runde Oeffnung dann,
Darunter einen Keſſel —

„Das ist ein Zauberkessel, worin
Die magischen Kräfte brauen.
Und steckst du in die Ründung den Kopf,
So wirst du die Zukunft schauen

„Die Zukunft Deutschlands erblickst du hier,
Gleich wogenden Phantasmen,
Doch schaudre nicht, wenn aus dem Wust
Aufsteigen die Miasmen!“

Sie sprach's und lachte sonderbar,
Ich aber ließ mich nicht schrecken,
Neugierig eilte ich, den Kopf
In die furchtbare Ründung zu stecken.

Was ich gesehn verrathe ich nicht,
Ich habe zu schweigen versprochen
Erlaubt ist mir zu sagen kaum,
O Gott! was ich gerochen!

Ich denke mit Widerwillen noch
An jene schnöden, verfluchten
Vorspielgerüche, das schien ein Gemisch
Von altem Kohl und Juchten.

Entsetzlich waren die Düfte o Gott!
Die sich nachher erhuben;
Es war als segte man den Mist
Aus sechsunddreißig Gruben.

Ich weiß wohl, was Saint Just gesagt
Weiland im Wohlfahrtsausschuß:
Man heile die große Krankheit nicht
Mit Rosenöl und Moschus

Doch dieser deutsche Zukunftsduft
Mocht' Alles überragen,
Was meine Nase je geahnt —
Ich konnt' es nicht länger ertragen

Mir schwanden die Sinne, und als ich aufschlug
Die Augen, saß ich an der Seite
Der Göttin noch immer, es lehnte mein Haupt
An ihrer Brust, die breite.

Es blitzte ihr Blick, es glühte ihr Mund
Es zuckten die Nüstern der Nase,
Bacchantisch umschlang sie den Dichter und sang
Mit schauerlich wilder Ekstase:

„Es ist ein König in Thule, der hat
Ein'n Becher, es geht ihm Nichts drüber
Und wenn er aus dem Becher trinkt
Dann gehn die Augen ihm über.

„Dann steigen ihm Gedanken auf,
Die kaum sich ließen abnden
Dann ist er capabel und decretirt,
Auf dich mein Kind, zu fahnden.

„Geh nicht nach Norden, und hüte dich
Vor jenem König in Thule,
Hüt' dich vor Gendarmen und Polizei
Vor der ganzen historischen Schule.

„Bleib bei mir in Hamburg, ich liebe dich,
Wir wollen trinken und essen
Den Wein und die Austern der Gegenwart,
Und die dunkle Zukunft vergessen.

„Den Deckel darauf! damit uns nicht
Der Mißduft die Freude vertrübet —
Ich liebe dich wie je ein Weib
Einen deutschen Poeten geliebet!

„Ich küsse dich und ich fühle wie mich
Dein Genius begeistert;
Es hat ein wunderbarer Rausch
Sich meiner Seele bemeistert.

„Mir iſt, als ob ich auf der Straß'
Die Nachtwächter ſingen hörte —
Es ſind Hymenäen, Hochzeitmuſik,
Mein ſüßer Luſtgefährte!

„Jetzt kommen die reitenden Diener auch
Mit üppig lodernden Fackeln,
Sie tanzen ehrbar den Fackeltanz,
Sie ſpringen und hüpfen und wackeln.

„Es kommt der hoch- und wohlweiſe Senat,
Es kommen die Oberalten!
Der Bürgermeiſter räuſpert ſich
Und will eine Rede halten.

„In glänzender Uniform erſcheint
Das Corps der Diplomaten;
Sie gratuliren mit Vorbehalt
Im Namen der Nachbarſtaaten.

„Es kommt die geiſtliche Deputation,
Rabbiner und Paſtöre —
Doch ach! da kommt der Hoffmann auch
Mit ſeiner Cenſorſchere!

„Die Schere klirrt in ſeiner Hand,
Es rückt der wilde Geſelle
Dir auf den Leib — er ſchneidet in's Fleiſch
Es war die beſte Stelle."

Caput XXVII.

Was sich in jener Wundernacht
Des Weitern zugetragen,
Erzähl' ich euch ein andermal,
In warmen Sommertagen.

Das alte Geschlecht der Heuchler
Verschwindet, Gott sei Dank, heut
Es sinkt allmälig in's Grab, es stirbt
An seiner Lügenkrankheit.

Es wachst heran ein neues Geschlecht:
Ganz ohne Schminke und Sünden
Mit freien Gedanken, mit freier Lust —
Dem werde ich Alles verkünden.

Schon kneipet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüthe.

Mein Herz ist liebend wie das Licht
Und rein und keusch wie das Feuer,
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier.

Es ist dieselbe Leier, die einst
Mein Vater ließ ertönen,
Der selige Herr Aristophanes,
Der Liebling der Camonen.

Es ist die Leier, worauf er einst
Den Pausteteros besungen,
Der um die Basileia gefreit,
Mit ihr sich emporgeschwungen.

Im letzten Capitel hab' ich versucht
Ein Bischen nachzuahmen
Den Schluß der „Vögel", die sind gewiß
Das Beste von Vaters Dramen.

Die „Frösche" sind auch vortrefflich. Man gibt
In deutscher Uebersetzung
Sie jetzt auf der Bühne von Berlin
Zu königlicher Ergetzung.

Der König liebt das Stück. Das zeugt
Von gutem antiken Geschmacke.
Den Alten amüsirte weit mehr
Modernes Froschgequacke.

Der König liebt das Stück. Jedoch
Wär' noch der Autor am Leben
Ich riethe ihm, nicht sich in Person
Nach Preußen zu begeben.

Dem wirklichen Aristophanes,
Dem ginge es schlecht, dem Armen.
Wir würden ihn bald begleitet sehn
Mit Chören von Gendarmen.

Der Pöbel bekäm' die Erlaubniß bald,
Zu schimpfen statt zu wedeln,
Die Polizei erhielte Befehl,
Zu fahnden auf den Edeln.

O König! Ich meine es gut mit dir
Und will einen Rath dir geben:
Die todten Dichter, verehre sie nur,
Doch schone, die da leben.

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer sind als Jovi's Blitz
Den ja der Poet erschaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymps Gelichter
Und den höchsten Jehovah obendrein:
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter bestrafen freilich sehr hart
Des Menschen Missethaten.
Das Höllenfeuer ist ziemlich heiß.
Dort muß man schmoren und braten –

Doch Heilige gibt es, die aus der Glut
Losbeten den Sünder; durch Spenden
An Kirchen und Seelenmessen wird
Erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Christus herab
Und bricht die Pforten der Hölle;
Und hält er auch ein strenges Gericht,
Entschlüpfen wird mancher Geselle.

Doch gibt es Höllen, aus deren Haft
Unmöglich jede Befreiung;
Hier hilft kein Beten, ohnmächtig ist hier
Des Welterlösers Verzeihung.

Kennst du die Hölle des Dante nicht
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten –

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

Deutschland I.

Vorrede zur ersten Auflage.

Ich muß den deutschen Leser darauf besonders aufmerksam machen, daß diese Blätter ursprünglich für eine französische Zeitschrift, die Revue des deux mondes, und zu einem bestimmten Zeitzweck abgefaßt worden. Sie gehören nämlich zu einer Uebersicht deutscher Geistesvorgänge, worüber ich bereits früher dem französischen Publicum einige Theile vorgelegt und die auch in deutscher Sprache als Vorträge „zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ erschienen sind. Die Anforderungen der periodischen Presse, Uebelstände in der Oekonomie derselben, Mangel an wissenschaftlichen Hilfsmitteln, französische Unvollständigkeiten, ein neulich in Deutschland promulgirtes Gesetz über ausländische Drucke, welches nur auf neue seine Anwendung fand, und dergleichen Hemmungen mehr erlaubten mir nicht, die verschiedenen Theile jener Uebersicht in chronologischer Reihenfolge und unter einem Gesammttitel herauszugeben. Das gegenwärtige Buch trotz seiner inneren Einheit und seiner äußerlichen Geschlossenheit ist also nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimat mit dem freundlichsten Gruße. —

Geschrieben zu Paris im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erste Auflage dieses Buches die Presse verließ und ich ein Exemplar desselben zur Hand nahm, erschrak ich nicht wenig ob den Verstümmelungen, deren Spur sich überall kundgab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Uebergänge, so daß nicht blos der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Viel mehr die Furcht Cäsar's als die Furcht Gottes leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen und während sie alles politisch Verfängliche ängstlich ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher an scholastisch theologische Klopffechtereien erinnert und meinem humanistisch-toleranten Naturell tief zuwider ist.

Ich schmeichelte mir Anfangs mit der Hoffnung, daß ich bei einem zweiten Abdruck die Lacunen dieses Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Restauration der Art ist jetzt möglich, da bei dem großen Brande zu Hamburg das Original-Manuscript im Hause meines Verlegers verloren gegangen.* Mein Gedächtniß ist zu schwach, als daß ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchsicht des Buches nur wegen des Zustandes meiner Augen nicht erlaubt sein. Ich begnüge mich damit, daß ich nach der französischen Version, welche früher als die deutsche gedruckt worden, einige der größern ausgelassenen Stellen aus dem Französischen zurückübersetze und intercalire. Eine dieser Stellen, welche in unzähligen französischen Blättern abgedruckt, discutirt und auch in der vorjährigen französischen Deputirtenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzosen, dem Grafen Molé, besprochen worden, ist am Ende dieser neuen Ausgabe befindlich und mag zeigen, welche Bewandtniß es hat mit der Verkleinerung und Herabsetzung Deutschlands, deren ich mich, wie gewisse ehrliche Leute versicherten, dem Auslande gegenüber schuldig gemacht haben soll. Aeußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte officielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat — so wußte man das, was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnißvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souveränen, mit dessen Scepter und Krone die Meerkatzen spielen. Solche Insinuation ward den ehrlichen Leuten noch dadurch erleichtert, daß jede Kundgabe meiner wahren Gesinnung mir während einer langen Periode schier unmöglich war, besonders zur Zeit als die Bundestagsdecrete gegen das „junge Deutschland" erschienen, welche hauptsächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die

* Dasselbe hat sich später wiedergefunden, und ist bei Veranstaltung der vorliegenden Ausgabe benutzt worden.

Der Herausgeber.

unerhört in den Annalen der Preßknechtschaft. Als ich späterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch ist Fragment, und soll auch Fragment bleiben. Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete widerspricht jetzt meiner bessern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Bedenklichkeiten mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten wenn ich dieses Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden daß Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat eben so falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung die ich der Schule nachsprach daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes wie nur dieselben seit Anselm von Canterbury kennen zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialectik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken sie kann keine Katze todten wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule der grimme Ruge behauptete einst steif und fest oder vielmehr fest und steif daß er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todtgeschlagen habe und doch zur selben Zeit ging ich munter auf den Boulevards von Paris frisch und gesund und munterlicher als je. Der arme brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten als ich ihm hier in Paris das Geständniß machte daß ich die fürchterlichen Todtschlagblätter die Hallischen Jahrbücher nie zu Gesicht bekommen hatte und sowohl meine vollen rothen Backen als auch der gute Appetit womit ich Austern schluckte überzeugten ihn wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist ich stand im Zenith meines Fettes und war so **übermüthig wie der König Nebukadnezar vor seinem Sturze.**

Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs der sich selbst für den lieben Gott hielt aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabsunkte wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß es wird wohl Salat gewesen sein. In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende die ich nicht blos dem guten Ruge sondern auch meinem noch viel verstockteren Freunde Marx ja auch den Herren Feuerbach Daumer Bruno Bauer Bengstenberg und wie sie sonst heißen mögen diese gottlosen Selbstgötter zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viele schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth

wären, z. B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigt sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder, was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: Wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genossen, werdet ihr wie Gott sein! Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, daß die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, daß sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stamm Mutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, sowie das Weib zum denkenden Selbstbewußtsein kommt ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht, **mit der warnenden Aufschrift: Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.**

Ich habe mich bereits in meinem jüngsten Buche, im „Romancero"*, über die Umwandlung ausgesprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiste stattgefunden. Es sind seitdem mit christlicher Zudringlichkeit sehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die bessere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen scheinen darnach zu lechzen, daß ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und sie möchten gerne wissen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damascus, oder ob ich nicht wie Balaam, der Sohn Beor's, einen stätigen Esel geritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu sprechen begann wie ein Mensch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiste niemals nach Damascus, ich weiß nichts von Damascus, als daß jüngst die dortigen Juden beschuldigt worden, sie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied gelesen, wo der König Salomo die Nase seiner Geliebten mit einem Thurm vergleicht, der gegen Damascus schaut. Auch sah ich nie einen Esel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Mensch gesprochen hätte, während ich Menschen genug traf, die jedesmal, wenn sie den Mund aufthaten, wie Esel sprachen. In der That, weder eine Vision, noch eine seraphitische Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lectüre eines Buches — eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden welche sich

* Vgl. das Nachwort Heine's zum „Romancero" und die späteren „Gestandnisse".

Der Herausgeber.

auf Kostbarkeiten verstehen, wußten sehr gut, was sie thaten, als sie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stich ließen und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe ward, Gottlob! nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus, des Bösewichts, der ein so schlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdischer Priester, der zweihundert Jahre vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolomäers Philadelphus, zu Jerusalem lebte und Josua Ben Siras Ben Eliezer hieß, hat in einer Gnomensammlung, Meschalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen, und ich will seine schönen Worte hier mittheilen. Sie sind sacerdotalfeierlich und doch zugleich so erquickend frisch, als wären sie erst gestern einer lebenden Menschenbrust entquollen, und sie lauten, wie folgt:

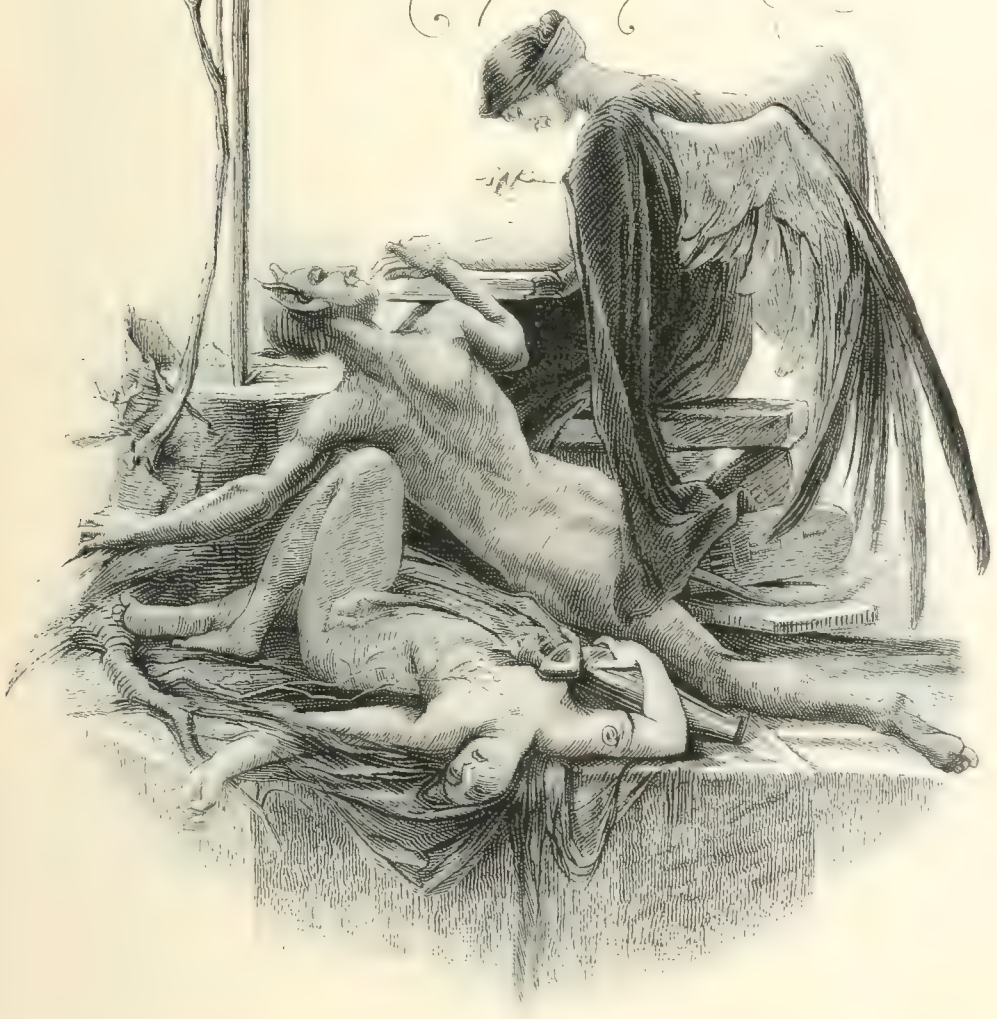
„Dies Alles ist eben das Buch des Bundes mit dem höchsten Gott gemacht, nämlich das Gesetz, welches Mose dem Hause Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit geflossen ist, wie das Wasser Pison, wenn es groß ist, und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verstand geflossen ist, und wie der Euphrates, wenn er groß ist, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demselben ist hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Wasser Nilus im Herbst. Er ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte, und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn sein Sinn ist reicher, weder kein Meer, und sein Wort tiefer, denn kein Abgrund."

Geschrieben zu Paris im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Erstes Buch.

Deutschland bis Luther



Die Franzosen glaubten in der letzten Zeit zu einer Verständniß Deutschlands zu gelangen, wenn sie sich mit den Erzeugnissen unserer schönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben sie sich aber aus dem Zustande gänzlicher Ignoranz nur erst zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugnisse unserer schönen Literatur bleiben für sie nur stumme Blumen, der ganze deutsche Gedanke bleibt für sie ein unwirthliches Räthsel, so lange sie die Bedeutung der Religion und der Philosophie in Deutschland nicht kennen.

Indem ich nun über diese beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen suche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieses ist für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächst die Ausdrücke einer Schulsprache zu vermeiden, die den Franzosen gänzlich unbekannt ist. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphysik so tief ergründet, daß ich im Stande wäre dergleichen nach den Bedürfnissen des französischen Publicums ganz einfach und ganz kurz zu formuliren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutschen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen. Ich werde nur ihre sociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beschränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Fassungsvermögen des französischen Lesers berücksichtigen.

Große deutsche Philosophen, die etwa zufällig einen Blick in diese Blätter werfen, werden vornehm die Achseln zucken über den dürftigen Zuschnitt alles dessen, was ich hier vorbringe. Aber sie mögen gefälligst bedenken, daß das Wenige, was ich sage, ganz klar und deutlich ausgedrückt ist, während ihre eignen Werke zwar sehr gründlich, unermeßbar gründlich, sehr tiefsinnig, äußerst tiefsinnig, aber eben so unverständlich sind. Was helfen dem Volke die verschlossenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüssel hat? Das Volk hungert nach Wissen und dankt mir für das Stückchen Geistesbrot, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es ist nicht Talentlosigkeit, was die meisten deutschen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philosophie sich populär auszusprechen. Ich glaube, es ist Scheu vor den Resultaten ihres eigenen Denkens, die sie nicht wagen dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht diese Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich selber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den siebenhundert Weisen Deutschlands. Ich stehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und ist da irgend eine Wahrheit durchgeschlüpft, und ist diese Wahrheit bis zu mir gelangt, dann ist sie weit genug: — ich schreibe sie mit hübschen Buchstaben auf Papier und gebe sie dem Setzer; der setzt sie in Blei und gibt sie dem Drucker; dieser druckt sie und sie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutschland erfreuen, ist das Christenthum. Ich werde also zu erzählen haben, was das Christenthum ist, wie es römischer Katholicismus geworden, wie aus diesem der Protestantismus, und aus dem Protestantismus die deutsche Philosophie hervorging.

Indem ich nun mit Besprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, sich bei Leibe nicht zu ängstigen. Fürchtet nichts, fromme Seelen! Keine profanirenden Scherze sollen euer Ohr verletzen. Diese sind allenfalls noch nützlich in Deutschland, wo es gilt, die Macht der Religion für den Augenblick zu neutralisiren. Wir sind nämlich dort in derselben Lage wie ihr vor der Revolution, als das Christenthum im untrennbarsten Bündnisse stand mit dem alten Regime. Dieses konnte nicht zerstört werden, so lange noch jenes seinen Einfluß übte auf die Menge. Voltaire mußte ein scharfes Gelächter erheben, ehe Samson sein Beil fallen lassen konnte. Jedoch wie durch dieses Beil, so wurde auch durch jenes Lachen im Grunde nichts bewiesen, sondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Christenthums verletzen können. Alle seine Späße, die aus der Kirchengeschichte geschöpft, alle seine Witze über Dogmatik und Cultus, über die Bibel,

dieſes heiligſte Buch der Menſchheit, über die Jungfrau Maria, dieſe ſchönſte Blume der Poeſie, das ganze Dictionär philoſophiſcher Pfeile das er gegen Clerus und Prieſterſchaft losſchoß verletzte nur den ſterblichen Leib des Chriſtenthums, nicht deſſen inneres Weſen nicht deſſen tieferen Geiſt, nicht deſſen ewige Seele.

Denn das Chriſtenthum iſt eine Idee und als ſolche unzerſtörbar und unſterblich wie jede Idee. Was iſt aber dieſe Idee?

Eben weil man dieſe Idee noch nicht klar begriffen und Aeußerlichkeiten für die Hauptſache gehalten hat, gibt es noch keine Geſchichte des Chriſtenthums. Zwei entgegengeſetzte Parteien ſchreiben die Kirchengeſchichte und widerſprechen ſich beſtändig, doch die eine ebenſo wenig wie die andere wird jemals beſtimmt ausſagen, was eigentlich jene Idee iſt, die dem Chriſtenthum als Mittelpunkt dient, die ſich in deſſen Symbolik, im Dogma, wie im Cultus, und in deſſen ganzer Geſchichte zu offenbaren ſtrebt, und im wirklichen Leben der chriſtlichen Völker manifeſtirt hat. Weder Baronius, der katholiſche Cardinal, noch der proteſtantiſche Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn ihr alle Folianten der Manſiſchen Concilienſammlung des Aſſemanniſchen Codex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Zacarelli durchblättert, werdet ihr doch nicht einſehen, was eigentlich die Idee des Chriſtenthums war. Was ſeht ihr denn in den Hiſtorien der orientaliſchen und der occidentaliſchen Kirchen? In jener, der orientaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr nichts als dogmatiſche Spitzfindigkeiten, wo ſich die altgriechiſche Sophiſtik wieder kundgibt; in dieſer in der occidentaliſchen Kirchengeſchichte, ſeht ihr nichts als disciplinariſche, die kirchlichen Intereſſen betreffende Zwiſte, wobei die altrömiſche Rechtscaſuiſtik und Regierungskunſt mit neuen Formeln und Zwangsmitteln ſich wieder geltend machen.

In der That, wie man in Conſtantinopel über den Logos ſtritt, ſo ſtritt man in Rom über das Verhältniß der weltlichen zur geiſtlichen Macht; und wie etwa dort über ὁμοούσιος, ſo befehdete man ſich hier über Inveſtitur. Aber die byzantiniſchen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater ὁμοούσιος ſei? ob Maria Gottgebärerin heißen ſoll oder Menſchengebärerin? ob Chriſtus in Ermangelung der Speiſe hungern mußte, oder nur deswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle dieſe Fragen haben im Hintergrund lauter

Hofintriguen, deren Lösung davon abhängt, was in den Gemächern des sacri palatii gezischelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn diese Dame haßt den Nestorius den Verräther ihrer Liebesbändel, jene haßt den Cyrillus, welchen Pulcheria beschützt. Alles bezieht sich zuletzt auf lauter Weiber- und Kämmlingsgeklätsche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert.

Eben so geht's im Occident; Rom wollte herrschen; „als seine Legionen gefallen, schickte es Dogmen in die Provinzen;" alle Glaubenszwiste hatten römische Usurpationen zum Grunde; es galt die Obergewalt des römischen Bischofs zu consolidiren. Dieser war über eigentliche Glaubenspunkte immer sehr nachsichtig, spie aber Feuer und Flamme, sobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Personen in Christus, sondern über die Consequenzen der Isidor'schen Decretalen; er centralisirte seine Gewalt durch canonisches Recht, Einsetzung der Bischöfe, Herabwürdigung der fürstlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. s. w. Aber war dieses das Christenthum? Offenbart sich uns aus der Lectüre dieser Geschichten die Idee des Christenthums? Was ist diese Idee?

Wie sich diese Idee historisch gebildet und in der Erscheinungswelt manifestirt, ließe sich wohl schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geschichte der Manichäer und der Gnostiker vorurtheilsfrei nachforschen. Obgleich Erstere verketzert und Letztere verschrien sind und die Kirche sie verdammt hat, so erhielt sich doch ihr Einfluß auf das Dogma aus ihrer Symbolik entwickelte sich die katholische Kunst, und ihre Denkweise durchdrang das ganze Leben der christlichen Völker. Die Manichäer sind ihren letzten Gründen nach nicht sehr verschieden von den Gnostikern. Die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem bösen, die sich bekämpfen, ist Beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten diese Lehre aus der altpersischen Religion, wo Ormuzd das Licht, dem Ahriman, der Finsterniß, feindlich entgegengesetzt ist. Die Anderen, die eigentlichen Gnostiker, glaubten vielmehr an die Präexistenz des guten Princips, und erklärten die Entstehung des bösen Princips durch Emanation, durch Generationen von Aeonen, die, jemehr sie von ihrem Ursprung entfernt sind, sich desto trüber verschlechtert.

Nach Cerinthus war der Erschaffer unserer Welt keineswegs der höchste Gott, sondern nur eine Emanation desselben, Einer von den Aeonen, der eigentliche Demiurgos, der allmälig ausgeartet ist, und jetzt als böses Princip dem aus dem höchsten Gott unmittelbar entsprungenen Logos, dem guten Princip, feindlich gegenüber stehe. Diese gnostische Weltansicht ist urindisch, und sie führte mit sich die Lehre von der Incarnation Gottes, von der Abtödtung des Fleisches, vom geistigen Insichselbstversenken, sie gebar das ascetisch beschauliche Mönchsleben, welches die reinste Blüthe der christlichen Idee. Diese Idee hat sich in der Dogmatik nur sehr verworren und im Cultus nur sehr trübe aussprechen können. Doch sehen wir überall die Lehre von den beiden Principien hervortreten; dem guten Christus steht der böse Satan entgegen; die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt; jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, will uns damit in's Verderben locken, und es gilt allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unsern Leib das Leben Satan's zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi.

Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch Mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig Gesunde unter lauter Siechen. Einst, wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklicheren und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind!

Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit als jene frommen Leute die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etabliren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel stattfinden soll. Jenes ist vielleicht ebenso wie dieses eine thörichte Hoffnung, und es gibt keine Auferstehung der Menschheit, weder im politisch moralischen, noch im apostolisch katholischen Sinne. Die Menschheit ist vielleicht zu ewigem Elend bestimmt, die Völker sind vielleicht auf ewig verdammt, von Despoten zertreten, von den Spießgesellen derselben exploitirt, und von den Lakaien verhöhnt zu werden. Ach! in diesem Falle müßte man das Christenthum, selbst wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten suchen, man müßte in der Mönchskutte und barfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdischen Güter und Entsagung predigen, und den gegeißelten und verspotteten Menschen das tröstende Crucifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode dort oben alle sieben Himmel versprechen.

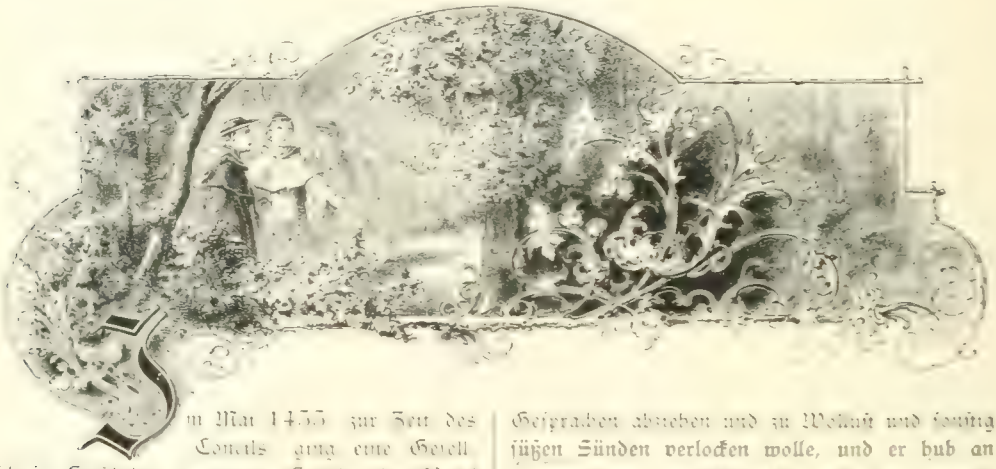
Vielleicht eben weil die Großen dieser Erde ihrer Obermacht gewiß sind und im Herzen beschlossen haben, sie ewig zu unserem Unglück zu mißbrauchen, sind sie von der Nothwendigkeit des Christenthums für ihre Völker überzeugt, und es ist im Grunde ein zartes Menschlichkeitsgefühl, daß sie sich für die Erhaltung dieser Religion so viele Mühe geben!

Das endliche Schicksal des Christenthums ist also davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisation genützt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze System von Symbolen, die sich ausgesprochen in der Kunst und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen.

In der That, welche kolossale Consequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Diese gothischen Dome, wie stehen sie im Einklang mit dem Cultus, und wie offenbart sich in ihnen die Idee der Kirche selber! Alles strebt da empor, Alles transsubstanzirt sich: der Stein sproßt aus in Aesten und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des Weinstocks und der Aehre wird Blut und Fleisch; der Mensch wird Gott; Gott wird reiner Geist! Ein ergiebiger, unversiegbar kostbarer Stoff für die Dichter ist das christliche Leben im Mittelalter.

Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Contraste,

so bunte Schmerzen und so abenteuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen sollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit existirt, und das Alles sei ein kolossaler Fiebertraum, es sei der Fiebertraum eines wahnsinnigen Gottes. Die Natur selber schien sich damals phantastisch zu vermummen; indessen, obgleich der Mensch befangen in abstracten Grübeleien, sich verdrießlich von ihr abwendete, so weckte sie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die so schauerlich süß, so entsetzlich liebevoll, so zaubergewaltig war, daß der Mensch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erschrak, und gar zu Tode erkrankte. Die Geschichte von der Baseler Nachtigall kommt mir in's Gedächtniß, und da ihr sie wahrscheinlich nicht kennt, so will ich sie erzählen.



Im Mai 1433, zur Zeit des Concils, ging eine Gesellschaft Geistlicher in einem Gehölze bei Basel spazieren, Prälaten und Doctoren, Mönche von allen Farben und sie disputirten über theologische Streitigkeiten, und distinguirten und argumentirten, oder stritten über Annaten, Exspectativen und Reservationen, oder untersuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philosoph sei als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatischen und abstracten Discussionen, hielten sie inne, und blieben wie angewurzelt stehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall saß, die in den weichsten und zärtlichsten Melodien jauchzte und schluchste. Es ward den gelehrten Herren dabei so wunderselig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die scholastisch verclausulirten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterschlaf, sie sahen sich an mit staunendem Entzücken, — als endlich Einer von ihnen die scharfsinnige Bemerkung machte, daß Solches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß diese Nachtigall wohl ein Teufel sein könne, daß dieser Teufel sie mit seinen holdseligen Lauten von ihren christlichen Gesprächen abziehen und zu Wollust und sonstig süßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorciren, wahrscheinlich mit der damals üblichen Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieser Beschwörung sagt man, habe der Vogel geantwortet: „Ja, ich bin ein böser Geist," und sei lachend davon geflogen, diejenigen aber, die seinen Gesang gehört, sollen noch selbigen Tages erkrankt und bald darauf gestorben sein.

Diese Geschichte bedarf wohl keines Commentars. Sie trägt ganz das grauenhafte Gepräge einer Zeit, die Alles, was süß und lieblich war, als Teufelei verschrie. Die Nachtigall sogar wurde verleumdet, und man schlug ein Kreuz, wenn sie sang. Der wahre Christ spazierte mit ängstlich verschlossenen Sinnen, wie ein abstractes Gespenst, in der blühenden Natur umher. Dieses Verhältniß des Christen zur Natur werde ich vielleicht in einem späteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verständniß der neuromantischen Literatur, den deutschen Volksglauben gründlich besprechen muß. Vorläufig kann ich nur bemerken, daß französische Schriftsteller mißleitet durch deutsche Autoritäten, in großem

Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglaube ſei während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen.

Nur über das gute Princip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten; dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Princip über das Reich Satan's, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen Süden. Dieſes entſtand dadurch, daß die chriſtliche Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngeſpinnſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabei behauptete, ſalle dieſe Götter ſeien lauter Teufel und Teufelinnen geweſen, die durch den Sieg Chriſti ihre Macht über die Menſchen verloren und ſie jetzt durch Luſt und Liſt zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechiſchen Göttergeſchichten noch ſo ſchön beſang, ſo ſah der fromme Chriſt darin doch nur Spuk und Teufel. Der düſtere Wahn der Mönche traf am härteſten die arme Venus; abſonderlich dieſe galt für eine Tochter Beelzebub's, und der gute Ritter Tanhüſer ſagt ihr ſogar in's Geſicht:

O Venus, ſchöne Frau mein,
Ihr ſeid ein' Teufelinne!

Den Tanhüſer hatte ſie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daß die ſchöne Göttin dort mit ihren Fräulein und Geſponſen unter Spiel und Tänzen das liederlichſte Leben führe. Die arme Diana ſogar, trotz ihrer Keuſchheit, war vor einem ähnlichen Schickſal nicht ſicher, und man ließ ſie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt ſich noch ganz die gnoſtiſche Anſicht von der Verſchlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieſer Umgeſtaltung des früheren Nationalglaubens manifeſtirt ſich am tiefſinnigſten die Idee des Chriſtenthums.

Der Nationalglaube in Europa im Norden noch viel mehr als im Süden war pantheistisch seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst in jedem Elemente verehrte man wunderbare Wesen in jedem Baume athmete eine Gottheit die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert, das Christenthum verkehrte diese Ansicht und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren durch die Kunst verschönerten Gebilde der griechischen Mythologie die mit der römischen Civilisation im Süden herrschte hat man jedoch nicht so leicht in häßliche schauerliche Satanslarven verwandeln können wie die germanischen Göttergestalten woran freilich kein besonderer Kunstsinn gemodelt hatte und die schon vorher so mißmuthig und trübe waren wie der Norden selbst. Daher hat sich bei euch in Frankreich kein so finsterschreckliches Teufelsthum bilden können wie bei uns und das Geister und Zauberwesen selber erhielt bei euch eine heitere Gestalt.

Wie schön klar und farbenreich sind eure Volkssagen in Vergleichung mit den unsrigen diesen Mißgeburten die aus Blut und Nebel bestehen und uns so grau und grausam angrinsen. Unsere mittelalterlichen Dichter, indem sie meistens Stoffe wählten die ihr in der Bretagne und in der Normandie entweder erfunden oder zuerst behandelt habt verliehen ihren Werken vielleicht absichtlich so viel als

möglich von jenem heiter altfranzösischen Geiste. Aber in unseren Nationaldichtungen und in unseren mündlichen Volkssagen blieb jener düster nordische Geist, von dem ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, ebenso wie wir, mehrere Sorten von Elementargeistern, aber die unsrigen sind von den eurigen so verschieden, wie ein Deutscher von einem Franzosen. Die Dämonen in euren Fabliaux und Zauberromanen, wie hellfarbig und besonders wie reinlich sind sie in Vergleichung mit unserer grauen und sehr oft unflätbigen Geistercanaille. Eure Feen und Elementargeister, woher ihr sie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, sie sind doch ganz naturalisirt, und ein französischer Geist unterscheidet sich von einem deutschen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glacehandschuhen auf dem Boulevard Coblence flanirt, sich von einem schweren deutschen Sackträger unterscheidet. Eure Nixen, z. B. die Melusine, sind von den unsrigen ebenso verschieden wie eine Prinzessin von einer Wäscherin. Die Fee Morgana, wie würde sie erschrecken, wenn sie etwa einer deutschen Hexe begegnete, die nackt, mit Salben beschmiert, und auf einem Besenstiel, nach dem Brocken reitet. Dieser Berg ist kein heiteres Avalon, sondern ein Rendezvous für Alles, was wüst und häßlich ist. Auf dem Gipfel des Berges sitzt Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht sich ihm mit einer Kerze in der Hand und küßt ihn dann, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schwesterschaft um ihn herum und singt: „Donderemus, Donderemus!“ Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahüt. Es ist ein böses Omen für die Hexe, wenn sie bei diesem Tanze einen Schuh verliert; das bedeutet, daß sie noch im selbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angst übertäubt die tolle, echt berliozische Sabbathmusik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauschung erwacht, liegt sie nackt und müde in der Asche neben dem verglimmenden Herde.

Die beste Auskunft über diese Hexen findet man in der „Dämonologie“ des ehrenfesten und hochgelahrten Doctors Nicolai Remigii, des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen Criminalrichter. Dieser scharfsinnige Mann hatte fürwahr die beste Gelegenheit, das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da er in ihren Processen instruirte, und zu seiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem sie der Hexerei überwiesen worden. Diese Beweisführung bestand meistens darin: man band ihnen Hände und Füße zusammen und warf sie in's Wasser. Gingen sie unter und ersoffen, so waren sie unschuldig; blieben sie aber schwimmend über dem Wasser, so erkannte man sie für schuldig, und sie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehen wir, daß alles Idealische von ihnen abgestreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts ist unheimlicher als unsere Poltergeister, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in seinem Anthropodemus enthält in dieser Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeistern halten können, als daß es rechte Menschen sein müssen, in der Gestalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche setzen dazu, daß sie theils Messer in den Rücken haben sollen, theils noch anders und gar greulig gestaltet wären, nachdem sie so und so, mit diesem oder jenem Instrument, vorzeiten umgebracht seien. Denn die Abergläubischen halten dafür, daß es derer vorweilen im Hause ermordeten Leute Seelen sein sollen. Und schwatzen sie von vielen Historien, daß, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hause gute Dienste gethan und sich ihnen beliebt gemacht haben, daß manches Mensch daher gegen die Kobolde eine solche Affection bekommen, daß sie solche Knechtchen auch zu sehen inbrünstig gewünscht und von ihnen begehrt haben; worin aber die Poltergeister niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daß man sie nicht sehen könne, ohne sich darüber zu entsetzen. Doch wenn dennoch die lüsternen Mägde nicht haben nachlassen können, so sollen die Kobolde Jenen einen Ort im Hause benannt haben, wo sie sich leibhaft präsentiren wollen; aber man müsse zugleich einen Eimer kaltes Wasser mitbringen. Da habe es sich denn begeben, daß ein solcher Kobold etwa auf dem Boden in einem Kissen nackt gelegen, und ein großes Schlachtmesser im Rücken steckend gehabt habe. Hierüber manche Magd so sehr erschrocken war, daß sie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf

das Ding alsbald aufgesprungen ist, das Wasser genommen, und das Mensch damit über und über begossen hat, damit sie wieder zu sich selbst kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Lust verloren, und lieb Chimchen niemals weiter zu schauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich sollen auch Alle besondere Namen führen, insgemein aber Chim heißen. So sollen sie auch für die Knechte und Mägde, welchen sie sich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde striegeln, füttern, den Stall ausmisten. Alles aufscheuern, die Kübe sauber halten und, was sonsten im Hause zu thun ist, sehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh soll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müssen die Kobolde auch von dem Gesinde caressirt werden, daß sie ihnen nur im Geringsten nichts zu Leide thun weder mit Ausladen oder Versäumung im Speisen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehilfen einmal im Hause angenommen, so muß sie täglich um eine gewisse Zeit und an einen bestimmten Ort im Hause sein bereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen; sie kann hernach immer raulenzen und den Abend zeitig schlafen gehen, sie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beschickt finden. Vergißt sie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speise unterlassend, so bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und sie hat allerhand Mißgeschick: daß sie sich entweder im heißen Wasser verbrennt, die Töpfe und das Geschirr zerbricht das Essen umgeschüttet oder gefallen ist u. s. w., daß sie also nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgescholten wird; worüber man auch zum öftern den Kobold soll kichern oder lachen gehört haben. Und so ein Kobold soll stets in seinem Hause verblieben sein, wenngleich sich das Gesinde verändert hat. Ja es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold recommandiren und auf's beste anbefehlen müssen, daß Jene seiner auch also wartete. Hat Diese nun nicht gewollt, so hat es ihr auch an continuirlichem Unglück nicht gemangelt, und sie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müssen."

Vielleicht zu den grauenhaftesten Geschichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unsichtbaren Hausgeist bei sich am Herde sitzen, wo sie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo sie sich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun hat einmal die Magd das Verlangen, denn also hieß sie den Geist, er solle sich doch einmal sehen lassen wie er von Natur gestaltet sei. Aber das Heimlein weigerte sich dessen. Endlich aber willigte es ein und sagte, sie möchte in den Keller hinabgehen, dort solle sie ihn sehen. Da nimmt die Magd ein Licht, steigt hinab in den Keller, und dort in einem offenen Fasse sieht sie ein todtes Kindlein in seinem Blute schwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß gesteckt.

Indessen, wie die Deutschen nun einmal sind, sie suchen oft im Frauen selbst ihren besten

Spaß und die Volkssagen von den Kobolden sind manchmal voll ergötzlicher Züge. Besonders amüsant sind die Geschichten von Hüdeken, einem Kobold, der im zwölften Jahrhundert zu Hildesheim sein Wesen getrieben, und von welchem in unseren Spinnstuben und Geisterromanen so viel die Rede ist. Eine schon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik gibt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erschien ein böser Geist eine lange Zeit hindurch vielen Menschen im Bisthum Hildesheim in der Gestalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe, weshalb die Bauern ihn in sächsischer Sprache Hüdeken nannten. Dieser Geist fand ein Vergnügen daran, mit Menschen umzugehen, sich ihnen bald sichtbar, bald unsichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte Niemanden ohne Ursache. Wenn man ihn aber auslachte oder sonst beschimpfte, so vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Hermann von Wiesenburg erschlagen wurde, und das Land des Letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, so weckte der Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord verlassen und erledigt, und wird also leicht von dir besetzt werden können. Der Bischof versammelte schnell seine Krieger, fiel in das Land des schuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaisers, mit seinem Stift. Der Geist warnte den genannten Bischof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienste erwies. Da man allmälig mit dem Hüdeken vertraut geworden war, so wagte es ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken und ihn sogar mit unreinem Wasser zu begießen. Der Geist bat den Hauptkoch oder den Küchenmeister, daß er dem unartigen Knaben seinen Muthwillen untersagen möchte. Der Meisterkoch antwortete: „Du bist ein Geist, und fürchtest dich vor einem Buben!“ worauf Hüdeken drohend erwiderte: „Weil du den Knaben nicht strafen willst, so werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie sehr ich mich vor ihm fürchte.“ Bald nachher saß der Bube, der den Geist beleidigt hatte, ganz allein schlafend in der Küche. In diesem Zustande ergriff ihn der Geist, erdrosselte ihn, zerriß ihn in Stücke, und setzte diese in Töpfen an's Feuer. Da der Koch diesen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geist, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße gesteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausschüttete. Die Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beschimpfungen, nach welchen der Geist ihn endlich über eine falsche, vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben stürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Thürmen der Stadt fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beständigen Wachsamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, sagte einst, als er verreisen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: „Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte sie sorgfältig!“ Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecherische Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ Keinen zu ihr, sondern warf sie Alle aus der Thüre und auf den Boden hin. Als der Mann von seiner Reise zurückkam, da ging ihm der Geist weit entgegen und sagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich sehr über deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienst frei werde, den du mir auferlegt hast. Ich habe deine Frau mit unsäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daß du sie mir nie wieder anvertrauen mögest. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen sucht.“

Der Genauigkeit wegen muß ich bemerken, daß Hüdeken's Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Costüme der Kobolde abweicht. Diese sind meistens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigstens sieht man sie so im Dänischen, wo sie heutzutage am zahlreichsten sein sollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deshalb so gern in Dänemark, weil sie am liebsten „rothe Grütze“ äßen. Aber ein junger dänischer Dichter, Herr Andersen, den ich das Vergnügen hatte, diesen Sommer hier in Paris zu sehen, hat mir ganz bestimmt versichert, die Nissen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebsten „Brei“ mit Butter. Wenn diese Kobolde sich mal in einem Hause eingenistet, so sind sie auch nicht sobald

geneigt es zu verlassen. Indessen sie kommen nie unangemeldet, und wenn sie irgend wohnen wollen, machen sie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: sie tragen des Nachts allerlei Holzspäne in's Haus und in die Milchkäuer streuen sie Mist von Vieh. Wenn nun der Hausherr diese Holzspäne nicht wieder wegwirft oder wenn er mit seiner Familie von jener beschmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieses ist Manchem sehr unbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende so verdrießlich über die Genossenschaft eines solchen Kobolds, daß er sein Haus selbst aufgeben wollte, und seine Siebensachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächsten Dorfe fuhr, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber als er sich mal umdrehte erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: Wi flütten! (wir ziehen aus!)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesen kleinen Dämonen aufgehalten und es ist Zeit daß ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle diese Geschichten illustriren den Glauben und den Charakter des deutschen Volks. Jener Glaube war in den verflossenen Jahrhunderten ebenso gewaltig wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doctor Remigius sein großes Buch über das Hexenwesen beendigt hatte, glaubte er seines Gegenstandes so kundig zu sein, daß er sich einbildete, jetzt selber hexen zu können; und ein gewissenhafter Mann, wie er war, ermangelte er nicht, sich selber bei den Gerichten als Hexenmeister anzugeben und in Folge dieser Angabe wurde er als Hexenmeister verbrannt.

Diese Grenel entstanden nicht durch die christliche Kirche sondern mittelst dadurch daß diese die altgermanische Nationalreligion so tückisch verkehrt daß sie die gemüthvolle Weltanschauung der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daß sie die tiefsten Empfindungen des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und darum klammern sich seine Empfindungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches nicht wie jener in der Nationalart wurzelt. Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexen.

Luther glaubt nicht mehr an katholische Wunder, aber er glaubt noch an Teufelswerk. Seine Tischreden sind voll curioser Geschichten von Satanskünsten, Kobolden und Hexen. Er selber in seinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott selber uns zu kämpfen. Auf der Wartburg wo er das neue Testament übersetzte ward er so sehr vom Teufel genirt daß er ihm das Tintenfaß an den Kopf schmiß. Seitdem hat der Teufel eine große Furcht vor Tinte, aber

noch weit mehr vor Druckerschwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den Tischreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin, eins davon mitzutheilen.

„Doctor Martin Luther erzählte, daß einmal gute Gesellen bei einander in einer Zeche gesessen waren. Nun war ein wild wüste Kind unter ihnen. Der hatte gesagt: wenn Einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins schenkte, wollte er ihm dafür seine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt Einer in die Stuben zu ihm, setzet sich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und spricht unter Anderem zu Dem, der sich also Viel vermessen gehabt:

„Höre, du sagst zuvor, wenn Einer dir eine Zeche Weins gebe, so wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da sprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laß mich heute recht schlemmen, demmen und guter Dinge sein.

„Der Mann, welcher der Teufel war, sagte Ja, und bald darnach verschlich er sich wieder von ihm. Als nun derselbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder und setzt sich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und spricht: Lieben Herren, was dünket euch, wenn Einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieselbigen erschraken Alle. Aber letztlich sprach der Mann: Nun sagt's flugs. Da bekannten sie und sagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denselbigen wilden, rohen Gesellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daß Niemand gewußt, wo er war hinkommen."

Obgleich ich für unsern großen Meister Martin Luther den größten Respect hege, so will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieser denkt durchaus nicht mit solcher Geringschätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böses vom Teufel erzählen mag, so hat man ihm doch nie nachsagen können, daß er ein Spiritualist sei.

Aber mehr noch als die Gesinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Gesinnung des Papstes und der katholischen Kirche. Bei meiner strengen Unparteilichkeit muß ich Beide, ebenso wie den Teufel gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich auf's Gewissen früge, würde ich eingestehen, daß der Papst Leo X. eigentlich weit vernünftiger war als Luther, und daß dieser die letzten Gründe der katholischen Kirche gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Christenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit gar zu sehr in Widerspruch war mit der menschlichen Natur, als daß sie jemals im Leben ganz ausführbar gewesen sei; er hatte nicht begriffen, daß der Katholicismus gleichsam ein Concordat war zwischen Gott und dem Teufel, d. h. zwischen dem Geist und der Materie, wodurch die Alleinherrschaft des Geistes in der Theorie ausgesprochen wird, aber die Materie in den Stand gesetzt wird, alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges System von Zugeständnissen, welche die Kirche zum Besten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Act der Sinnlichkeit fletriren und dem Geiste seine höhnischen Usurpationen verwahren. Du darfst den zärtlichen Neigungen des Herzens Gehör geben und ein schönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingestehen, daß es eine schändliche Sünde war, und für diese Sünde mußt du Abbuße thun. Daß diese Abbuße durch Geld geschehen konnte, war ebenso wohlthätig für die Menschheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ, so zu sagen, Wehrgeld bezahlen für jeden fleischlichen Genuß, und da entstand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Colporteurs, welche im Namen der römischen Kirche die Ablaßzettel für jede taxirte Sünde im Lande feilboten, und ein solcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerst auftrat. Unsere Historiker meinen, dieses Protestiren gegen den Ablaßhandel sei ein geringfügiges Ereigniß gewesen, und erst durch römischen Starrsinn sei Luther, der Anfangs nur gegen einen Mißbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchsten Spitze anzugreifen. Aber das ist eben ein Irrthum, der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Consequenz des ganzen Kirchensystems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche selbst angegriffen, und diese mußte ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Politian, der Freund des Raphael, der griechische Philosoph mit der dreifachen Krone, die ihm das Con-

Alsatzbande.

clave vielleicht deshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch christliche Abstinenz entsteht und damals noch sehr gefährlich war . . . Leo von Medicis, wie mußte er lächeln über den armen, keuschen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium sei die Charte des Christenthums, und diese Charte müsse eine Wahrheit sein! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu sehr beschäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, dessen Kosten eben mit den Ablaßgeldern bestritten wurden, so daß die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieser Kirche, die dadurch gleichsam ein Monument sinnlicher Lust wurde, wie jene Pyramide, die ein ägyptisches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das sie durch Prostitution erworben. Von diesem Gotteshause könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daß es durch den Teufel erbaut worden. Diesen Triumph des Spiritualismus, daß der Sensualismus selber ihm seinen schönsten Tempel bauen mußte, daß man eben für die Menge Zugeständnisse, die man dem Fleische machte, die Mittel erwarb, den Geist zu verherrlichen, dieses begriff man nicht im deutschen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich, ein Christenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigsten Zugeständnisse macht. Wir Nordländer sind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht so viel' Ablaßzettel für fleischliche Sünden, als uns der väterlich besorgte Leo zu geschickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der christlichen Tugenden, und am 31. October 1517, als Luther seine Thesen gegen den Ablaß an die Thüre der Augustinerkirche anschlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht schon zugefroren, und man konnte dort Schlittschuhe laufen, welches ein sehr kaltes Vergnügen und also keine Sünde ist.

Ich habe mich oben vielleicht schon mehrmals der Worte Spiritualismus und Sensualismus bedient; diese Worte beziehen sich aber hier nicht, wie bei den französischen Philosophen, auf die zwei verschiedenen Quellen unserer Erkenntnisse, ich gebrauche sie vielmehr, wie schon aus dem Sinne meiner Rede von selber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verschiedenen Denkweisen, wovon die eine den Geist dadurch verherrlichen will, daß sie die Materie zu zerstören strebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Usurpationen des Geistes zu vindiciren sucht.

Auf obige Anfänge der lutherischen Reformation, die schon den ganzen Geist derselben offenbaren, muß ich ebenfalls besonders aufmerksam machen, da man hier in Frankreich über die Reformation noch die alten Mißbegriffe hegt, die Bossuet durch seine Histoire des variations verbreitet hat, und die sich sogar bei heutigen Schriftstellern geltend machen. Die Franzosen begriffen nur die negative Seite der Reformation, sie sahen darin nur einen Kampf gegen den Katholicismus, und glaubten manchmal, dieser Kampf sei jenseits des Rheines immer aus denselben Gründen geführt worden, wie diesseits in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengesetzte. Der Kampf gegen den Katholicismus in Deutschland war nichts Anderes als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einsah, daß er um den Titel der Herrschaft führte, und nur de jure herrschte, während der Sensualismus durch hergebrachten Unterschleif die wirkliche Herrschaft ausübte und le fait herrschte, — die Ablaßkramer wurden fortgejagt, die hübschen Concubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauscht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entstand hie und da der sinnenfeindlichste Puritanismus. Der Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Sensualismus begann, als er sah, daß er de fait herrschte und dennoch jeder Act seiner Herrschaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrschen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichsten Weise stetirt wurde. Statt daß man nun in Deutschland mit deutschem Ernste kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit schlüpfrigem Spaße; und statt daß man dort eine theologische Disputation führte, dichtete man hier irgend eine lustige Satire. Der Gegenstand dieser letzteren war gewöhnlich den Widerspruch zu zeigen, worin der Mensch mit sich selbst geräth, wenn er ganz Geist sein will; und da erblühten die köstlichsten Historien von frommen Männern, welche ihrer thierischen Natur unwillkürlich unterliegen, oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra schilderte in ihren Novellen solche Mißstände, das Verhältniß der Mönche zu den Weibern ist ihr gewöhnliches Thema, und sie will alsdann nicht blos unser Zwerchfell, sondern auch das Mönchsthum erschüttern. Die boshafteste Blüthe solcher komischen Polemik ist unstreitig der Tartüffe von Molière; denn dieser ist nicht blos gegen den Jesuitismus seiner Zeit gerichtet, sondern gegen das Christenthum selbst, ja gegen die Idee des Christenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affichirte Angst vor dem nackten Busen der Dorine, durch die Worte:

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accommodements —

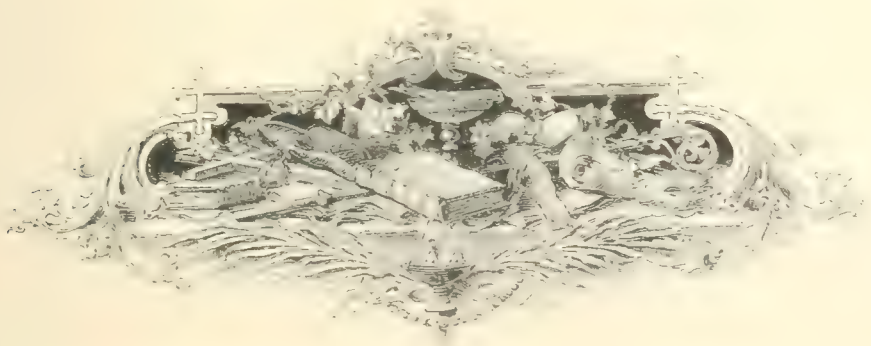
dadurch wurde nicht blos die gewöhnliche Scheinheiligkeit persiflirt, sondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Unausführbarkeit der christlichen Idee nothwendig entsteht; persiflirt wurde dadurch das ganze System von Concessionen, die der Spiritualismus dem Sensualismus machen mußte. Wahrlich, der Jansenismus hatte immer weit mehr Grund als der Jesuitismus sich durch die Darstellung des Tartüffe verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodisten noch immer so mißbehagen wie den katholischen Devoten seiner Zeit. Darum eben ist Molière so groß, weil er, gleich Aristophanes und Cervantes, nicht blos temporelle Zufälligkeiten, sondern das Ewig-Lächerliche, die Urschwächen der Menschheit persiflirt. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unwesentliche angriff, muß ihm in dieser Beziehung nachstehen.

Jene Persiflage aber, namentlich die Voltairesche, hat in Frankreich ihre Mission erfüllt, und wer sie weiter fortsetzen wollte, handelte eben so unzeitgemäß wie unklug. Denn wenn man die letzten sichtbaren Reste des Katholicismus vertilgen würde, könnte es sich leicht ereignen, daß die Idee desselben sich in eine neue Form, gleich

sam in einen neuen Leib, flüchtet, und sogar den Namen Christenthum ablegend, in dieser Umwandlung uns noch weit verdrießlicher belästigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinirten und allgemein discreditirten Gestalt. Ja es hat sein Gutes, daß der Spiritualismus durch eine Religion und eine Priesterschaft repräsentirt werde, wovon die erstere ihre beste Kraft schon verloren, und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthusiasmus unserer Zeit in directer Opposition steht.

Aber warum ist uns denn der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs. Rosenöl ist eine kostbare Sache, und ein Fläschchen desselben ist erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern des Harems seine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Rosen dieses Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen, und mögen diese noch so tröstsam wirken. Wir sind vielmehr wie die Nachtigallen, die sich gern an der Rose selber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erscheinung eben so beseligt werden wie von ihrem unsichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daß es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholicismus angriff. Aber dieses gilt nur vom Anfang der Reformation; sobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen stürzte der Sensualismus hervor mit all seiner langverhaltenen Glut, und Deutschland wurde der wildeste Tummelplatz von Freiheitsrausch und Sinnenlust. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geistliche Waffen gefunden, mit denen sie den Krieg gegen die Aristokratie führen konnten; die Lust zu einem solchen Kriege war schon seit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münster lief der Sensualismus nackt durch die Straßen, in der Gestalt des Jan van Leyden und seiner zwölf Weiber, und legte sich in jene große Bettstelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhause zu sehen ist. Die Klosterpforten öffneten sich überall, und allerorts stürzten sich die Leute in die Arme und schnäbelten sich. Ja, die äußere Geschichte jener Zeit besteht fast aus lauter sensualistischen Emeuten; wie wenig Resultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er all mälig im Norden seine Herrschaft sicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Busen erzogen, nämlich durch die Philosophie, zu Tode verwundet wurde, sehen wir später. Es ist dieses eine sehr verwickelte Geschichte, schwer zu entwirren. Der katholischen Partei wird es leicht, nach Belieben die schlimmsten Motive hervor zukehren, und wenn man sie sprechen hört, galt es nur die frechste Sinnlichkeit zu legitimiren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geistigen Interessen müssen immer mit den materiellen Interessen eine Alliance schließen, um zu siegen. Aber der Teufel hatte die Karten so sonderbar gemischt, daß man über die Intentionen nichts Sicheres mehr sagen kann.



Die erlauchten Leute, die anno 1521 im Reichssaale zu Worms versammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerspruch standen mit den Worten ihres Mundes. Da saß ein junger Kaiser, der sich mit jugendlicher Herrscherwonne in seinen neuen Purpurmantel wickelte und sich heimlich freute, daß der stolze Römer, der die Vorgänger im Reiche so oft mißhandelt und noch immer seine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirksamste Zurechtweisung gefunden. Der Repräsentant jenes Römers hatte seinerseits wieder die geheime Freude, daß ein Zwiespalt unter jenen Deutschen entstand, die wie betrunkene Barbaren so oft das schöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Ueberfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürsten freuten sich, daß sie mit der neuen Lehre sich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten schon, ob sie nicht ihre Köchinnen heiraten und ihre Kurstaaten, Bisthümer und Abteien auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten sich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier was zu gewinnen und dachte beinah an irdische Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daß er nicht an sich dachte, sondern nur an die göttlichen Interessen, die er vertreten sollte. Dieser Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorsehung auserwählt, jene römische Weltmacht zu brechen, wogegen schon die stärksten Kaiser und klügsten Weisen vergeblich angekämpft. Aber die Vorsehung weiß sehr gut, auf welche Schultern sie ihre Lasten legt; hier war nicht blos eine geringe, sondern auch eine physische Kraft nöthig. Eines durch klösterliche Strenge und Keuschheit von Jugend auf gestählten Leibes bedurfte es, um die Mühseligkeiten eines solchen Amtes zu ertragen. Unser theurer Meister war damals noch mager und sah sehr blaß aus, so daß die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstages fast mit Mitleid auf den armseligen Mann in der schwarzen Kutte herab sahen. Aber er war doch ganz gesund, und seine Nerven waren so fest, daß ihn der glänzende Tumult nicht im Mindesten einschüchterte, und gar seine Lunge muß stark gewesen sein. Denn, nachdem er seine lange Vertheidigung gesprochen, mußte er, weil der Kaiser kein Hochdeutsch verstand, sie in lateinischer Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke; denn unser theurer Meister stand neben einem offenen Fenster, der Zugluft ausgesetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl sehr ermüdet und sein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden sein. Der muß jetzt großen Durst haben, dachte gewiß der Herzog von Braunschweig, wenigstens lesen wir, daß er dem Martin Luther drei Kannen des besten Einbecker Biers in die Herberge zu schicke. Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen.

Wie von der Reformation, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich. Die nächste Ursache dieses Nichtbegreifens liegt wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unserer Ge-

Wein
Weib-
Gesang

ſchichte iſt; daß in ſeinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutſchen auf's Großartigſte vereinigt ſind daß er auch perſönlich das wunderbare Deutſchland repräſentirt. Dann hatte er auch Eigenſchaften, die wir ſelten vereinigt finden und die wir gewöhnlich ſogar als feindliche Gegenſätze antreffen. Er war zugleich ein träumeriſcher Myſtiker und ein praktiſcher Mann der That. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel ſondern auch Hände; er ſprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge ſondern auch das Schwert ſeiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter ſcholaſtiſcher Wortklauber und ein begeiſterter, gottberauſchter Prophet. Wenn er des Tags über mit ſeinen dogmatiſchen Diſtinctionen ſich mühſam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu ſeiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derſelbe Mann, der wie ein Fiſchweib ſchimpfen konnte, er konnte auch weich ſein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder ſanft wie der Zephyr, der mit Veilchen koſt. Er war voll der ſchauerlichſten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geiſtes er konnte ſich ganz verſenken in's reine Geiſtthum; und dennoch kannte er ſehr gut die Herrlichkeiten dieſer Erde, und wußte ſie zu ſchätzen, und aus ſeinem Munde erblühte der famoſe Wahlſpruch: Wer nicht liebt Wein Weib und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Er war ein completer Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches Mirakuloſes wie wir es bei allen prädeſtinirten Männern finden, etwas Schauerlich-Naives etwas Tölpelhaft-Kluges etwas Erhabenes Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdiſchen Werkſtatt, wo die mächtigen Metalle wachſen und die ſtarken Urquellen rieſeln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewußt die geheimſten Naturkräfte in ſich eingeſogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeiſtern. Daher mag auch ſo viel Erdſtoff, ſo viel Leidenſchaftſchlacke an ihm kleben geblieben ſein, wie man dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jede irdiſche Beimiſchung hatte er nicht ein Mann der That ſein können. Reine Geiſter können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stilling's Geiſterlehre, daß die Geiſter ſich zwar recht farbig und beſtimmt verſichtbaren können, auch wie lebendige Menſchen zu gehen, zu laufen, zu tanzen, und alle möglichen Geberden zu machen verſtehen, daß ſie aber nichts Materielles, nicht den kleinſten Nachttiſch, von ſeiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freilich weiter ſchauen, als dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt; aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt als die Tugenden von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben angedeutet, hat die koſtbarſten Früchte getragen, Früchte, woran ſich die ganze Menſchheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Papſtes leugnet und öffentlich erklärt, „daß man ſeine Lehre durch die Ausſprüche der Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe," da beginnt ein neues Zeitalter in Deutſchland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutſche Kirche an Rom gefeſſelt, wird entzwei gehauen. Dieſe Kirche, die vorher einen integrirenden Theil der großen Hierarchie bildete, zerfällt in religiöſe Demokratien. Die Religion ſelber wird eine andere; es verſchwindet daraus das indiſch-gnoſtiſche Element, und wir ſehen wie ſich wieder das judaiſch-deutſche Element darin erhebt. Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht blos berückſichtigt, ſondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch und nimmt ein Weib und zeugt Kinder,

wie Gott es verlangt. Dagegen Gott selbst wird wieder ein himmlischer Hagestolz ohne Familie; die Legitimität seines Sohnes wird bestritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beschnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Ansprüche an die himmlische Krone, und es wird ihr untersagt, Wunder zu thun. Ueberhaupt, von nun an, besonders seit die Naturwissenschaften so große Fortschritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun daß es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Physiker so mißtrauisch auf die Finger sehen, sei es auch, daß er nicht gern mit Bosko concurriren will: sogar in der jüngsten Zeit, wo die Religion so sehr gefährdet ist, hat er es verschmäht, sie durch irgend ein eclatantes Wunder zu unterstützen. Vielleicht wird er von jetzt an bei allen neuen Religionen, die er auf dieser Erde einführt, sich auf gar keine heiligen Kunststücke mehr einlassen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweisen, was auch am vernünftigsten ist. Wenigstens beim Saint-Simonismus, welcher die neueste Religion, ist gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daß eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden schuldig geblieben, zehn Jahre nach seinem Tode von seinen Schülern baar bezahlt worden ist. Noch sehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle Taitbout begeisterungsvoll sich erhebt, und der erstaunten Gemeinde die quittirte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epiciers stutzten ob solchem übernatürlichen Zeugniß. Die Schneider aber fingen schon an zu glauben!

Indessen, wenn bei uns in Deutschland durch den Protestantismus mit den alten Mirakeln auch sehr vieleandere Poesie verloren ging, so gewannen wir doch mannigfaltigen Ersatz. Die Menschen wurden tugendhafter und edler. Der Protestantismus hatte den günstigsten Einfluß auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Protestantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieser Moral ganz zusammenfällt, und das Evangelium nur als schöne Parabel gültig bleibt. Besonders sehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geistlichen. Mit dem Cölibat verschwanden auch die frommen Unzüchten und Mönchslaster. Unter den protestantischen Geistlichen finden wir nicht selten die tugendhaftesten Menschen, Menschen, vor denen selbst die alten Stoiker Respect hätten. Man muß zu Fuß als armer Student durch Norddeutschland wandern, um zu erfahren wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein schönes Beiwort gebe, wie viel evangelische Tugend manchmal in so einer scheinlosen Pfarrerwohnung zu finden ist. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gastfreie Aufnahme, ich, ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daß ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegessen und gut geschlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Pastor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geschwätzige Frau Pastorin steckte mir einige Butterbröte in die Tasche, welche mich nicht minder erquickten; und in schweigender Ferne standen die schönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren schüchternes Feuer noch in der Erinnerung für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz aussprach, daß man seine Lehre nur durch die Bibel selber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim. Freilich, schon seit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholastiker haben über Dinge disputirt wovon wir kaum begreifen, wie man sie im Mittelalter auch nur aussprechen durfte. Aber dieses geschah vermittelst der Distinction, welche man zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, eine Distinction, wodurch man sich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und das geschah auch nur innerhalb der Hörsäle der Universitäten und in einem gothisch abstrusen Latein, wovon doch das Volk nichts verstehen konnte so daß wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche solches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat sie auch wirklich einen armen Scholastiker verbrannt. Jetzt aber, seit Luther, machte man gar keine Distinction mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputirte auf öffentlichem Markt und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformation annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisirt, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menschliche Geist sich so frei aussprechen können wie in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur französischen Invasion. Namentlich in Preußen herrschte eine grenzenlose Gedankenfreiheit. Der Markgraf von Brandenburg hatte begriffen daß er der nur durch das protestantische Princip ein legitimer König von Preußen sein konnte, auch die protestantische Denkfreiheit aufrecht erhalten mußte.

Seitdem freilich haben sich die Dinge verändert, und der natürliche Schirmvogt unserer protestantischen Denkfreiheit hat sich zur Unterdrückung derselben mit der ultramontanen Partei verständigt, und er benutzt dazu verrätherisch eine Waffe, die das Papstthum zuerst gegen uns ersonnen und angewandt: die Censur.

Sonderbar! Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; – und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den „Hamburger Correspondent" setzen wollen: „Meine liebe Gattin ist in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit!" dann greift der Herr Doctor Hoffmann zu seinem Rothstift und streicht uns „die Freiheit".

Wird dieses noch lange geschehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß die Frage der Preßfreiheit, die jetzt in Deutschland so heftig discutirt wird, knüpft sich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Lösung ist nicht schwer, wenn man bedenkt, daß die Preßfreiheit nichts Anderes ist als die Consequenz der Denkfreiheit und folglich ein protestantisches Recht. Für Rechte dieser Art hat der Deutsche schon sein bestes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Dasselbe ist anwendbar auf die Frage von der akademischen Freiheit, die jetzt so leidenschaftlich die Gemüther in Deutschland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daß auf den Universitäten am meisten politische Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrscht, seitdem wird den Souveränen von allen Seiten insinuirt daß man diese Institute unterdrücken oder doch wenigstens in gewöhnliche Unterrichtsanstalten verwandeln müsse. Da werden nun Pläne geschmiedet und das pro und contra discutirt. Die öffentlichen Gegner der Universitäten, eben so wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, scheinen aber die letzten Gründe der

Frage nicht zu verstehen. Jene begreifen nicht, daß die Jugend überall und unter allen Disciplinen für die Interessen der Freiheit begeistert sein wird, und daß, wenn man die Universitäten unterdrückt, jene begeisterte Jugend anderswo, und vielleicht in Verbindung mit der Jugend des Handelsstandes und der Gewerbe, sich desto thatkräftiger aussprechen wird. Die Vertheidiger suchen nur zu beweisen, daß mit den Universitäten auch die Blüthe der deutschen Wissenschaftlichkeit zu Grunde ginge, daß eben die akademische Freiheit den Studien so nützlich sei, daß die Jugend dadurch so hübsch Gelegenheit finde, sich vielseitig auszubilden u. s. w. Als ob es auf einige griechische Vocabeln oder einige Rohheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gälte den Fürsten alle Wissenschaft, Studien und Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet stünde! Sie wären heroisch genug, alle jene relativen Güter für das einzig Absolute, für ihre absolute Herrschaft aufzuopfern. Denn diese ist ihnen von Gott anvertraut und, wo der Himmel gebietet, müssen alle irdischen Rücksichten weichen.

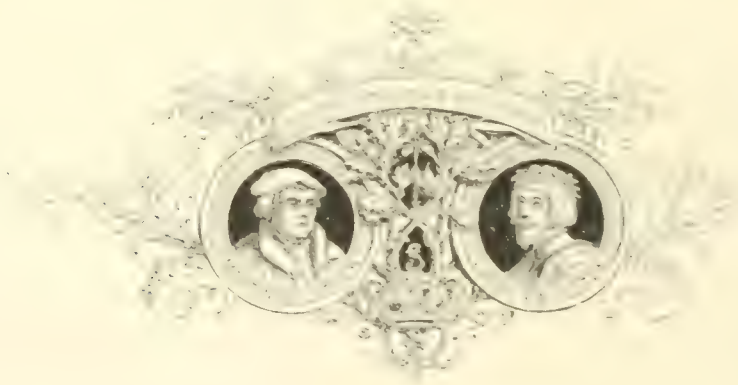
Mißverstand ist sowohl auf Seiten der armen Professoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Universitäten öffentlich auftreten. Nur die katholische Propaganda in Deutschland begreift die Bedeutung derselben, diese frommen Obscuranten sind die gefährlichsten Gegner unseres Universitätssystems, diese wirken dagegen meuchlerisch mit Lug und Trug, und gar wenn sich Einer von ihnen, wie jüngst ein magnifiker Schurke in der Aula zu München, den liebevollen Anschein gibt, als wollte er den Universitäten das Wort reden, offenbart sich die jesuitische Intrigue. Wohl wissen diese feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel steht zu gewinnen. Denn mit den Universitäten fällt auch die protestantische Kirche, die seit der Reformation nur in jenen wurzelt, so daß die ganze protestantische Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte fast nur aus den theologischen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'schen Universitätsgelehrten besteht. Die Consistorien sind nur der schwache Abglanz der theologischen Facultät, sie verlieren mit dieser allen Halt und Charakter, und sinken in die öde Abhängigkeit der Ministerien oder gar der Polizei.

Doch laßt uns solchen melancholischen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben um so mehr, da wir hier noch von dem providentiellen Manne zu reden haben, durch welchen so Großes für das deutsche Volk geschehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieser Martin Luther gab uns nicht blos die Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geist gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache.

Dieses geschah, indem er die Bibel übersetzte.

In der That, der göttliche Verfasser dieses Buchs scheint es eben so gut wie wir Andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig ist, durch wen man übersetzt wird, und er wählte selber seinen Uebersetzer, und verlieh ihm die wundersame Kraft, aus einer todten Sprache die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache zu übersetzen, die noch gar nicht lebte.

Man besaß zwar die Vulgata die man verstand, so wie auch die Septuaginta, die man schon verstehen konnte. Aber die Kenntniß des Hebräischen war in der christlichen Welt ganz erloschen. Nur die Juden, die sich hie und da in einem Winkel dieser Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Traditionen dieser Sprache. Wie ein Gespenst, das einen Schatz bewacht der ihm einst im Leben anvertraut worden, so saß dieses gemordete Volk, dieses Volk-Gespenst, in seinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräische Bibel; und in diese verrufenen Schlupfwinkel sah man die deutschen Gelehrten heimlich hinabsteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntniß der hebräischen Sprache zu erwerben. Als die katholische Geistlichkeit merkte, daß ihr von dieser Seite Gefahr drohte daß das Volk auf diesem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römischen Fälschungen entdecken konnte, da hätte man gern auch die jüdische Tradition unterdrückt, und man ging damit um alle hebräischen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unser vortrefflicher Doctor Reuchlin so glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agirten, besonders Hochstraaten, waren keineswegs so geistesbeschränkt wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von



Hutten, sie in seinen litteris obscurorum virorum schildert. Es galt die Unterdrückung der hebräischen Sprache. Als Reuchlin siegte, konnte Luther sein Werk beginnen. In einem Briefe, den dieser damals an Reuchlin schrieb, scheint er schon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den jener erfochten, und in einer abhängig schwierigen Stellung erfochten, während er, der Augustinermönch ganz unabhängig stand, sehr naiv sagt er in diesem Briefe: Ego nihil [illegible]

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt ist, worin er seine Bibel übersetzte, ist mir bis auf diese Stunde unbegreiflich. Der altschwäbische Dialect war mit der Ritterpoesie der Hohenstaufen'schen Kaiserzeit gänzlich untergegangen. Der altsächsische Dialect, das sogenannte Plattdeutsche, herrschte nur in einem Theile des nördlichen Deutschlands, und hat sich trotz aller Versuche, die man gemacht, nie zu literarischen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu seiner Bibelübersetzung die Sprache, die man im heutigen Sachsen sprach, so hätte Adelung Recht gehabt zu behaupten, daß der sächsische, namentlich der Meißen'sche Dialect unser eigentliches Hochdeutsch, d. h. unsere Schriftsprache, sei. Aber dieses ist längst widerlegt worden, und ich muß dieses hier um so schärfer erwähnen, da solcher Irrthum in Frankreich noch immer gäng und gebe ist. Das heutige Sächsische war nie ein Dialect des deutschen Volks, eben so wenig wie etwa das Schlesische; denn so wie dieses entstand es durch slavische Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutherischen Bibel finden, entstanden ist. Aber ich weiß, daß durch diese Bibel, wovon die junge Presse, die schwarze Kunst, Tausende von Exemplaren in's Volk schleuderte, die lutherische Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutschland verbreitet und zur allgemeinen Schriftsprache erhoben wurde. Diese Schriftsprache herrscht noch immer in Deutschland, und gibt diesem politisch und religiös zerstückelten Lande eine literarische Einheit. Ein solches unschätzbares Verdienst mag uns bei dieser Sprache dafür entschädigen, daß sie in ihrer heutigen Ausbildung etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die sich aus einem einzigen Dialect gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer solchen Innigkeit, und dieses alte Buch ist eine ewige Quelle der Verjüngung für unsere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutherischen Bibel stehn, sind deutsch, der Schriftsteller darf sie immerhin noch gebrauchen; und da dieses Buch in den Händen der ärmsten Leute ist, so bedürfen diese keiner besonderen gelehrten Anleitung, um sich literarisch aussprechen zu können. Dieser Umstand wird, wenn bei uns die politische Revolution ausbricht, gar merkwürdige Erscheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall sprechen können, und ihre Sprache wird biblisch sein.

Luther's Originalschriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutsche Sprache zu fixiren. Durch ihre polemische Leidenschaftlichkeit drangen sie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton ist nicht immer sauber. Aber man macht auch keine religiöse Revolution mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehörte manchmal ein grober Keil. In der Bibel ist Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geist Gottes immer in eine gewisse Würde gebannt. In seinen Streitschriften hingegen überläßt er sich einer plebejischen Rohheit, die oft eben so widerwärtig wie grandios ist. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen riesenhaften Steinfiguren, die wir in indischen oder ägyptischen Tempelgrotten finden, und deren grelles Colorit und abenteuerliche Häßlichkeit uns zugleich abstößt und anzieht. Durch diesen barocken Felsenstyl erscheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöser Danton, ein Prediger des Berges, der von der Höhe desselben die bunten Wortblöcke hinabschmettert auf die Häupter seiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als diese prosaischen Schriften sind Luther's Gedichte, die Lieder, die in Kampf und Noth aus seinem Gemüthe entsprossen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felsen wächst, manchmal einem Mondstrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Musik, er hat sogar einen Tractat über diese Kunst geschrieben, und seine Lieder sind daher außerordentlich melodisch. Auch in dieser Hinsicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Gesängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und sich selber zur wildesten Kampflust begeistert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Gesang, womit er und seine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei diesen neuen Klängen, und die Raben erschraken in ihren obscuren Thurmnestern. Jenes Lied, die Marseiller Hymne der Reformation, hat bis auf unsere Tage seine begeisternde Kraft bewahrt, und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächstens die alten geharnischten Worte:

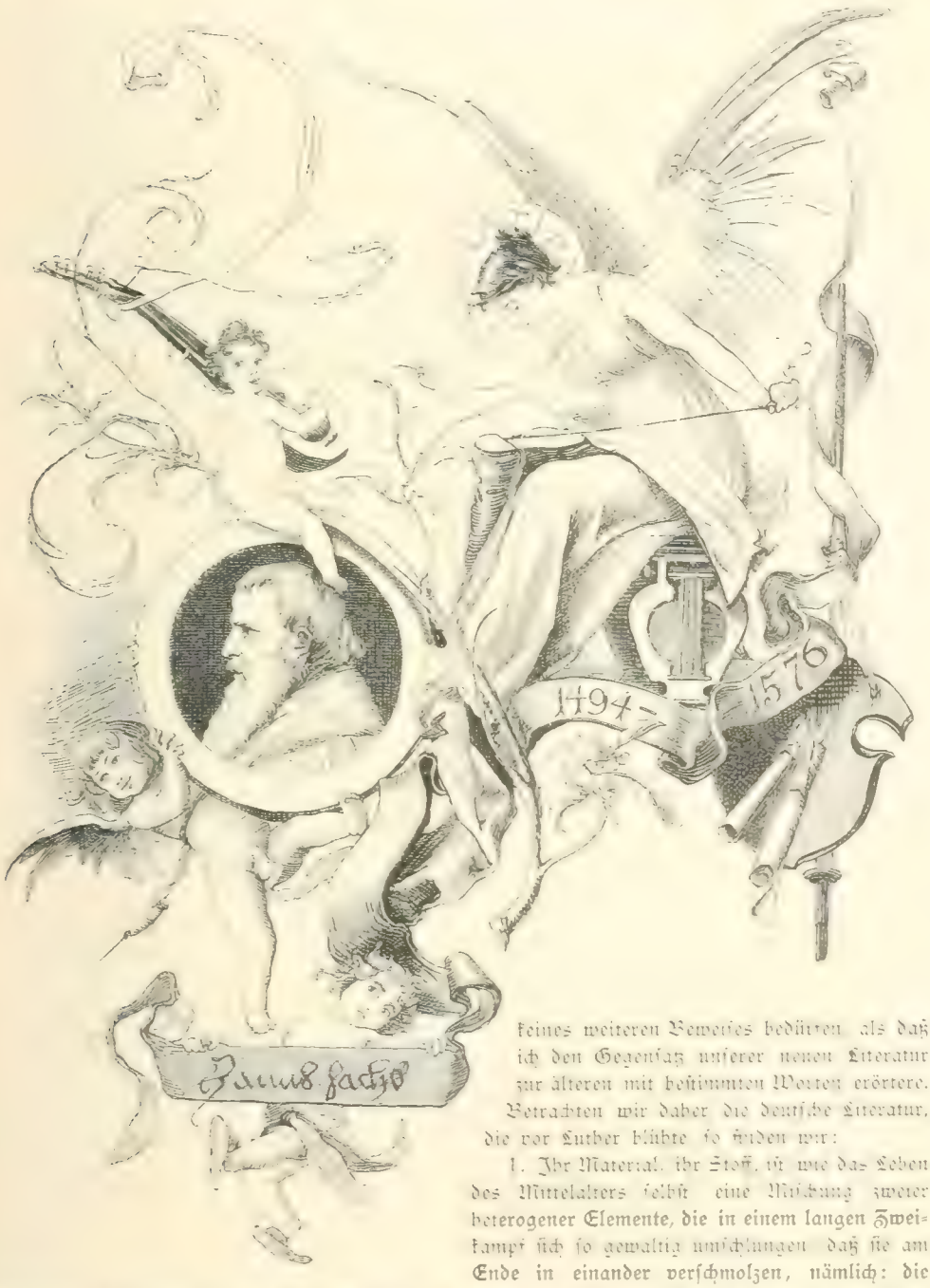
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böſe Feind,
Mit Ernſt er's jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſeins Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt Nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du wer er iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt'n uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen;
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und kein'n Dank dazu haben
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib
Gut Ehr' Kind und Weib
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben

Ich habe gezeigt, wie wir unſerm theuern Doctor Martin Luther die Geiſtesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daß dieſe, und ganz eigentlich die ſchöne Literatur mit Luther beginnt, daß ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muß daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nürnberger Spießbürger Namens Hans Sachs wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine tölpelhafte Traveſtie der alten Myſterien dieſer pedantiſche Hanswurſt der die freie Naivetät des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der



älteren Zeit, keineswegs aber als der erste Poet der neueren Zeit zu betrachten. Es wird dazu keines weiteren Beweises bedürfen, als daß ich den Gegensatz unserer neuen Literatur zur älteren mit bestimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutsche Literatur, die vor Luther blühte, so finden wir:

1. Ihr Material, ihr Stoff, ist wie das Leben des Mittelalters selbst eine Mischung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf sich so gewaltig umschlungen, daß sie am Ende in einander verschmolzen, nämlich: die germanische Nationalität und das indisch gnostische sogenannte katholische Christenthum.

2. Die Behandlung, oder vielmehr der Geist der Behandlung in dieser älteren Literatur ist romantisch. Abusive sagt man dasselbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erscheinungen des Mittelalters, die durch die Verschmelzung der erwähnten beiden Elemente, germanische Nationalität und katholisches Christenthum entstanden sind. Denn wie einige Dichter des Mittelalters die griechische Geschichte und Mythologie ganz romantisch behandelt haben, so kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in classischer Form darstellen. Die Ausdrücke „classisch" und „romantisch" beziehen sich also nur auf den Geist der Behandlung. Die Behandlung ist classisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Darzustellenden, wie dieses der Fall ist bei den Kunstwerken der Griechen, wo daher in dieser Identität auch die größte Harmonie zwischen Form und Idee zu finden. Die Behandlung ist romantisch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, sondern parabolisch diese Idee errathen läßt. Ich gebrauche hier das Wort „parabolisch" lieber als das Wort „symbolisch". Die griechische Mythologie hatte eine Reihe von Göttergestalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee dennoch eine symbolische Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieser griechischen Religion war eben nur die Gestalt der Götter bestimmt, alles Andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlassen. In der christlichen Religion hingegen gibt es keine so bestimmten Gestalten, sondern bestimmte Facta, bestimmte heilige Ereignisse und Thaten, worin das dichtende Gemüth der Menschen eine parabolische Bedeutung legen konnte. Man sagt, Homer habe die griechischen Götter erfunden; das ist nicht wahr: sie existirten schon vorher in bestimmten Umrissen, aber er erfand ihre Geschichten. Die Künstler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geschichtlichen Theil ihrer Religion das Mindeste zu erfinden; der Sündenfall, die Menschwerdung, die Taufe, die Kreuzigung u. dgl. waren unantastbare Thatsachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menschen eine parabolische Bedeutung legen konnte. In diesem parabolischen Geist wurden nun auch alle Künste im Mittelalter behandelt, und diese Behandlung ist romantisch. Daher in der Poesie des Mittelalters jene mystische Allgemeinheit; die Gestalten sind so schattenhaft, was sie thun, ist so unbestimmt, Alles ist darin so dämmernd, wie von wechselndem Mondlicht beleuchtet; die Idee ist in der Form nur wie ein Räthsel angedeutet, und wir sehen hier eine vage Form, wie sie eben zu einer spiritualistischen Literatur geeignet war. Da ist nicht, wie bei den Griechen, eine sonnenklare Harmonie zwischen Form und Idee; sondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und diese strebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir sehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit; manchmal ist die Form ganz der Idee über den Kopf gewachsen, ein läppisch winziger Gedanke schleppt sich einher in einer kolossalen Form, und wir sehen groteske Farce; fast immer sehen wir Unförmlichkeit.

3. Der allgemeine Charakter jener Literatur war, daß sich in allen Producten derselben jener feste, sichere Glaube kundgab, der damals in allen weltlichen wie geistlichen Dingen herrschte. Baüt auf Autoritäten waren alle Ansichten der Zeit; der Dichter wandelte mit der Sicherheit eines Maulesels längs den Abgründen des Zweifels, und es herrscht in seinen Werken eine kühne Ruhe, eine selige Zuversicht, wie sie später unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papstes, gebrochen war und alle anderen nachstürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denselben Charakter: es ist, als habe sie nicht der einzelne Mensch, sondern das ganze Volk gedichtet; sie sind objectiv, episch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1. Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden soll, ist der Kampf der Reformationsinteressen und Ansichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeist ist jener Mischglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germanische Nationalität und indisch-gnostisches Christenthum, entstanden ist, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidnische Gozendienerei, an dessen Stelle die wahre Religion des judäisch-deistischen Evangeliums treten soll. Eine neue Ordnung der Dinge gestaltet sich; der Geist macht Erfindungen die das Wohlsein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Industrie und durch die Philosophie wird der Spiritualis-

mus in der öffentlichen Meinung discreditirt; der dritte Stand erhebt sich; die Revolution grollt schon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgesprochen, und das ist der Stoff der modernen Literatur.

2. Der Geist der Behandlung ist nicht mehr romantisch, sondern classisch. Durch das Wieder aufleben der alten Literatur verbreitete sich über ganz Europa eine freudige Begeisterung für die griechischen und römischen Schriftsteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals schrieben, suchten den Geist des classischen Alterthums sich anzueignen, oder wenigstens in ihren Schriften die classischen Kunstformen nachzubilden. Konnten sie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, so hielten sie sich desto strenger an das Aeußere der griechischen Behandlung, sie schieden, nach griechischer Vorschrift, die Gattungen, enthielten sich jeder romantischen Extravaganz, und in dieser Beziehung nennen wir sie classisch.

3. Der allgemeine Charakter der modernen Literatur besteht darin, daß jetzt die Individualität und die Skepsis vorherrschen. Die Autoritäten sind niedergebrochen; nur die Vernunft ist jetzt des Menschen einzige Lampe, und sein Gewissen ist sein einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieses Lebens. Der Mensch steht jetzt allein seinem Schöpfer gegenüber, und singt ihm sein Lied. Daher beginnt diese Literatur mit geistlichen Gesängen. Aber auch später, wo sie weltlich wird, herrscht darin das innigste Selbstbewußtsein, das Gefühl der Persönlichkeit. Die Poesie ist jetzt nicht mehr objectiv, episch und naiv, sondern subjectiv, lyrisch und reflectirend.

Zweites Buch

Von Luther bis Kant

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiösen Revolution gehandelt die von Martin Luther in Deutschland repräsentirt ward. Jetzt haben wir von der philosophischen Revolution zu sprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts Anderes ist, wie die letzte Consequenz des Protestantismus.

Ehe wir aber erzählen, wie diese Revolution durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müssen die philosophischen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schicksale der Leibnitz'schen Philosophie, die Wechselverhältnisse dieser Philosophie und der Religion, die Reibungen derselben, ihr Verwürfniß u. dgl. mehr erwähnt werden. Beständig aber halten wir im Auge diejenigen von den Fragen der Philosophie, denen wir eine sociale Bedeutung beimessen, und zu deren Lösung sie mit der Religion concurrirt.

Dieses ist nun die Frage von der Natur Gottes. Gott ist Anfang und Ende aller Weisheit! sagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philosoph, in allem Stolze seines Wissens, muß diesem frommen Spruche beistimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, sondern René Descartes ist der Vater der neuern Philosophie, und in welchem Grade die deutsche Philosophie von ihm abstammt werden wir ganz deutlich zeigen.

René Descartes ist ein Franzose, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Initiative. Aber das große Frankreich, das geräuschvolle, bewegte vielschwatzende Land der Franzosen, war nie ein geeigneter Boden für Philosophie, diese wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und das fühlte René Descartes, und er ging nach Holland, dem stillen, schweigenden Lande der Trekschuiten und Holländer, und dort schrieb er seine philosophischen Werke. Nur dort konnte er seinen Geist von dem traditionellen Formalismus befreien und eine ganze Philosophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt sind, wie es seitdem von jeder wahren Philosophie verlangt wird. Nur dort konnte er so tief in des Denkens Abgründe sich versenken, daß er es in den letzten Gründen des Selbstbewußtseins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbstbewußtsein constatiren konnte, in dem weltberühmten Satze: Cogito, ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends anders als in Holland konnte Descartes es wagen eine Philosophie zu lehren, die mit allen Traditionen der Vergangenheit in den offenbarsten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philosophie gestiftet zu haben; diese brauchte nicht mehr die Erlaubniß zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte sich jetzt als selbstständige Wissenschaft neben dieselbe hinstellen. Ich sage nicht: derselben entgegensetzen, denn es galt damals der Grundsatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philosophie gelangen sind am Ende dieselben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholastiker, wie ich schon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht blos die Suprematie über die Philosophie eingeräumt, sondern auch diese letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, sobald sie mit den Dogmen der Religion in Widerspruch gerieth. Den Scholastikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszusprechen, gleichviel unter welcher Bedingung. Sie sagten: einmal Eins ist Eins, und bewiesen es; aber sie setzten lächelnd hinzu: das ist wieder ein Irrthum der menschlichen Vernunft, die immer irrt, wenn sie mit den Beschlüssen der ökumenischen Concilien in Widerspruch geräth; Einmal Eins ist Drei, und das ist die wahre Wahrheit, wie uns längst offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes! Die Scholastiker bildeten im Geheim eine philosophische Opposition gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten sie die größte Unterwürfigkeit, kämpften sogar in manchen Fällen für die Kirche und bei Aufzügen paradirten sie im Gefolge derselben, ungefähr wie die französischen Oppositionsdeputirten bei den Feierlichkeiten der Restauration.

Die Comödie der Scholastiker dauerte mehr als sechs Jahrhunderte und sie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholasticismus zerstörte, zerstörte er auch die verjährte Opposition des Mittelalters. Die alten Besen waren durch

das lange Fegen stumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Besen. Nach jeder Revolution muß die bisherige Opposition abdanken; es geschehen sonst große Dummheiten. Wir haben's erlebt. Weniger war es nun die katholische Kirche, als vielmehr die alten Gegner derselben der Nachtrab der Scholastiker welche sich zuerst gegen die Cartesianische Philosophie erhoben. Erst 1663 verbot sie der Papst.

Ich darf bei Franzosen eine zulängliche süffisante Bekanntschaft mit der Philosophie ihres großen Landsmannes voraussetzen und ich brauche hier nicht erst zu zeigen, wie die entgegengesetztesten Doctrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich spreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, besonders in Frankreich, diese zwei Doctrinen mit den Namen Spiritualismus und Sensualismus bezeichnet, und da ich mich dieser beiden Benennungen in anderer Weise bediene, so muß ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher besprechen.

Seit den ältesten Zeiten gibt es zwei entgegengesetzte Ansichten über die Natur des menschlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geistigen Erkenntniß, über die Entstehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unsre Ideen nur von außen, unser Geist sei nur ein leeres Behältniß, worin die von den Sinnen eingeschluckten Anschauungen sich verarbeiten, ungefähr wie die genossenen Speisen in unserem Magen. Um ein besseres Bild zu gebrauchen, diese Leute betrachten unseren Geist wie eine tabula rasa, worauf später die Erfahrung täglich etwas Neues schreibt nach bestimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengesetzter Ansicht, behaupten: die Ideen sind dem Menschen angeboren, der menschliche Geist ist der Urstoff der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntniß dessen, was schon vorher in unserem Geiste war, sie wecken dort nur die schlafenden Ideen.

Die erstere Ansicht hat man nun den Sensualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Rationalismus. Dadurch können jedoch leicht Mißverständnisse entstehen, da wir mit diesen zwei Namen, wie ich schon im vorigen Buche erwähnt, seit einiger Zeit auch jene zwei socialen Systeme, die sich in allen Manifestationen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlassen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geistes, der, nach alleiniger Verherrlichung strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu ketzern sucht; und den Namen Sensualismus überlassen wir jener Opposition, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitiren der Materie bezweckt und den Sinnen ihre unveräußerlichen Rechte vindicirt, ohne die Rechte des Geistes, ja nicht einmal ohne die Suprematie des Geistes zu leugnen. Hingegen den philosophischen Meinungen über die Natur unserer Erkenntnisse, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit dem ersteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geisteserkenntniß durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen [illegible].

Bedeutungsvoll ist der Umstand daß die idealistische Seite der Cartesianischen Philosophie niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehrere berühmte Jansenisten verfolgten einige Zeit diese Richtung, aber sie verloren sich bald in den christlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieser Umstand welcher den Idealismus in Frankreich discreditirte. Die Völker ahnen instinctmäßig, wessen sie bedürfen, um ihre Mission zu erfüllen. Die Franzosen waren schon auf dem Wege zu jener politischen Revolution, die erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu sie eines Beils und einer eben so kaltscharfen, materialistischen Philosophie bedurften. Der christliche Spiritualismus stand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Sensualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenosse. Da die französischen Sensualisten gewöhnlich Materialisten waren, so entstand der Irrthum, daß der Sensualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann sich eben so gut als ein Resultat des Pantheismus geltend machen, und da ist seine Erscheinung schön und herrlich. Wir wollen jedoch dem französischen Materialismus keineswegs seine Verdienste absprechen. Der französische Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Uebel der Vergangenheit, ein ver-

zweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Mercur für ein inficirtes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding war ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte Alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann: Mechanik, Scheidekunſt, Combiniren, Conſtruiren, Rechnen. Nur Eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doctrin, daß wir unſere Erkenntniſſe von außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's conſtruirten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben Alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillac's erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Claſſe ſetzt. Und doch muß es geſchehen, und ich darf daher die franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger ſammt und ſonders als Materialiſten bezeichnen. L'homme machine iſt das conſequenteſte Buch der franzöſiſchen Philoſophie, und der Titel ſchon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltanſicht.

Dieſe Materialiſten waren meiſtens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maſchine ſetzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchſten Vollkommenheit dieſer erſteren, daß ſie die techniſchen Kenntniſſe eines ſolchen Künſtlers, theils an ihrer eigenen Conſtruction, theils an ſeinen übrigen Werken, zu erkennen und zu ſchätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich ſeine Miſſion erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht dasſelbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revolutionären Parteien, namentlich die Benthamiſten, die Prädicanten der Utilität. Dieſe ſind gewaltige Geiſter, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung ſetzen kann. John Bull iſt ein geborener Materialiſt, und ſein chriſtlicher Spiritualismus iſt meiſtens eine traditionelle Heuchelei oder doch nur materielle Bornirtheit — ſein Fleiſch reſignirt ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hilfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland, und die deutſchen Revolutionäre irren ſich, wenn ſie wähnen, daß eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſei. Ja, es iſt dort gar keine allgemeine Revolution möglich, ſo lange ihre Principien nicht aus einer volksthümlicheren, religiöſeren und deutſcheren Philoſophie deducirt und durch die Gewalt derſelben herrſchend geworden. Welche Philoſophie iſt dieſes? Wir werden ſie ſpäterhin unumwunden beſprechen. Ich ſage: unumwunden, denn ich rechne darauf, daß auch Deutſche dieſe Blätter leſen.

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde desbalb während anderthalb Jahrhunderten der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Descartes, und der große Schüler desſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinirteſten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinen Nouveaux essays sur l'entendement humain. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bei den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntniß der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehilfliche Formulirung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen werden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz" eben nur „Formel" ſagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtirt und daß es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hilfe kommen,

um eine Reihe von Erscheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodicee ist in Deutschland von allen Leibnitzischen Schriften am meisten besprochen worden Es ist jedoch sein schwächstes Werk. Dieses Buch, wie noch einige andere Schriften, worin sich der religiöse Geist des Leibnitz ausspricht, hat ihm manchen bösen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichsten Schwachköpfigkeit beschuldigt; seine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenstand der Controverse. Die Billigsten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freisprechen können. Am meisten schmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten sie einem Philosophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenstrafen und gar die Gottheit Christi vertheidigt zu haben! So weit erstreckte sich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von seiner harmonischen Höhe konnte er sehr gut das ganze Christenthum vertheidigen. Ich sage: das ganze Christenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Christenthum. Er zeigte die Consequenz der Orthodoxen im Gegensatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und

dann stand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verschiedensten Systeme nur verschiedene Seiten derselben Wahrheit sind. Diesen Indifferenzpunkt hat späterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wissenschaftlich begründet, als ein System der Systeme. In gleicher Weise beschäftigte sich Leibnitz mit einer Harmonie zwischen Plato und Aristoteles. Auch in der späteren Zeit ist diese Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Ist sie gelöst worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn diese Aufgabe ist eben nichts Anderes als eine Schlichtung des Kampfes zwischen Idealismus und Materialismus. Plato ist durchaus Idealist und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Mensch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derselben bewußt wird, so kommen sie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Dasein. Daher auch das Vage und Mystische des Plato, er erinnert sich mehr oder minder klar. Bei Aristoteles hingegen ist Alles klar, Alles deutlich, Alles sicher; denn seine Erkenntnisse offenbaren sich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, sondern er schöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles auf's Bestimmteste zu classificiren. Er bleibt daher auch ein Muster für alle Empiriker, und diese wissen nicht genug Gott zu preisen, daß er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daß er durch dessen Eroberungen so viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der Wissenschaft, und daß sein siegender Schüler ihm so viele tausend Talente gegeben zu zoologischen Zwecken. Dieses Geld hat der alte Magister gewissenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren secirt und Vögel ausgestopft, und dabei die wichtigsten Beobachtungen angestellt; aber die große Bestie, die er am nächsten vor Augen hatte, die er selber auferzogen, und die weit merkwürdiger war als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider übersehen und unerforscht gelassen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, dessen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthsel anstaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnsinniger oder ein Gott? Noch jetzt wissen wir es nicht. Desto bessere Auskunft gibt uns Aristoteles über babylonische Meerkatzen, indische Papageien und griechische Tragödien, welche er ebenfalls secirt hat.

Plato und Aristoteles! Das sind nicht blos die zwei Systeme, sondern auch die Typen zweier verschiedenen Menschennaturen, die sich, seit undenklicher Zeit, unter allen Costümen, mehr oder minder feindselig entgegenstehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde solchermaßen gekämpft, und dieser Kampf ist der wesentlichste Inhalt der christlichen Kirchengeschichte. Von Plato und Aristoteles ist immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmerische, mystische, platonische Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die christlichen Ideen und die entsprechenden Symbole. Praktische, ordnende, aristotelische Naturen bauen aus diesen Ideen und Symbolen ein festes System, eine Dogmatik und einen Cultus. Die Kirche umschließt endlich beide Naturen, wovon die Einen sich meistens im Clerus, und die Anderen im Mönchsthum verschanzen, aber sich unablässig befehden. In der protestantischen Kirche zeigt sich derselbe Kampf, und das ist der Zwiespalt zwischen Pietisten und Orthodoxen, die den katholischen Mystikern und Dogmatikern in einer gewissen Weise entsprechen. Die protestantischen Pietisten sind Mystiker ohne Phantasie, und die protestantischen Orthodoxen sind Dogmatiker ohne Geist.

Diese beiden protestantischen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philosophie desselben intervenirte späterhin, als Christian Wolf sich derselben bemächtigte, sie den Zeitbedürfnissen anpaßte, und sie, was die Hauptsache war, in deutscher Sprache vortrug. Ehe wir aber von diesem Schüler des Leibnitz von den Wirkungen seines Strebens und von den späteren Schicksalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müssen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz sich in der Schule des Descartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Haß betrachtet worden, und dennoch in unseren heutigen Tagen zur alleinigen Geisterherrschaft emporsteigt.

Ich spreche von Benedict Spinoza.

Ein großer Genius bildet sich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Assimilirung als durch Reibung. Ein Diamant schleift den andern. So hat die Philosophie des Descartes

keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, sondern nur befördert. Daher zunächst finden wir bei dem Schüler die Methode des Meisters; dieses ist ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieses ist ein großes Gebrechen. Die mathematische Form gibt dem Spinoza ein herbes Aeußere. Aber dieses ist wie die herbe Schale der Mandel; der Kern ist um so erfreulicher. Bei der Lectüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die sich ebenfalls, wie im Leben, so auch in den Schriften des Mannes niemals verleugnet hat.

Constatirt ist es, daß der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone. Ueberall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha.

Theurer Leser, wenn du mal nach Amsterdam kömmst, so laß dir dort von dem Lohnlakaien die spanische Synagoge zeigen. Diese ist ein schönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier kolossalen Pfeilern, und in der Mitte steht die Kanzel, wo einst der Bannfluch ausgesprochen wurde über den Verächter des mosaischen Gesetzes, den Hidalgo Don Benedict de Spinoza. Bei dieser Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblasen, welches Schofar heißt. Es muß eine furchtbare Bewandtniß haben mit diesem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon gelesen, suchte einst der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als derselbe bei seinen philosophischen Ketzereien halsstarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finstern Worten: Weißt du, was das ist? Als aber der Schüler Kant's sehr gelassen antwortete: „Es ist das Horn eines Bockes!" da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entsetzen.

Mit dieſem Horne wurde die Excommunication des Spinoza accompagnirt, er wurde feierlich ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft Iſraels und unwürdig erklärt, hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine chriſtlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm dieſen Namen zu laſſen. Die Juden aber, die Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der ſpaniſchen Synagoge zu Amſterdam, wo ſie einſt mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza geſtochen haben.

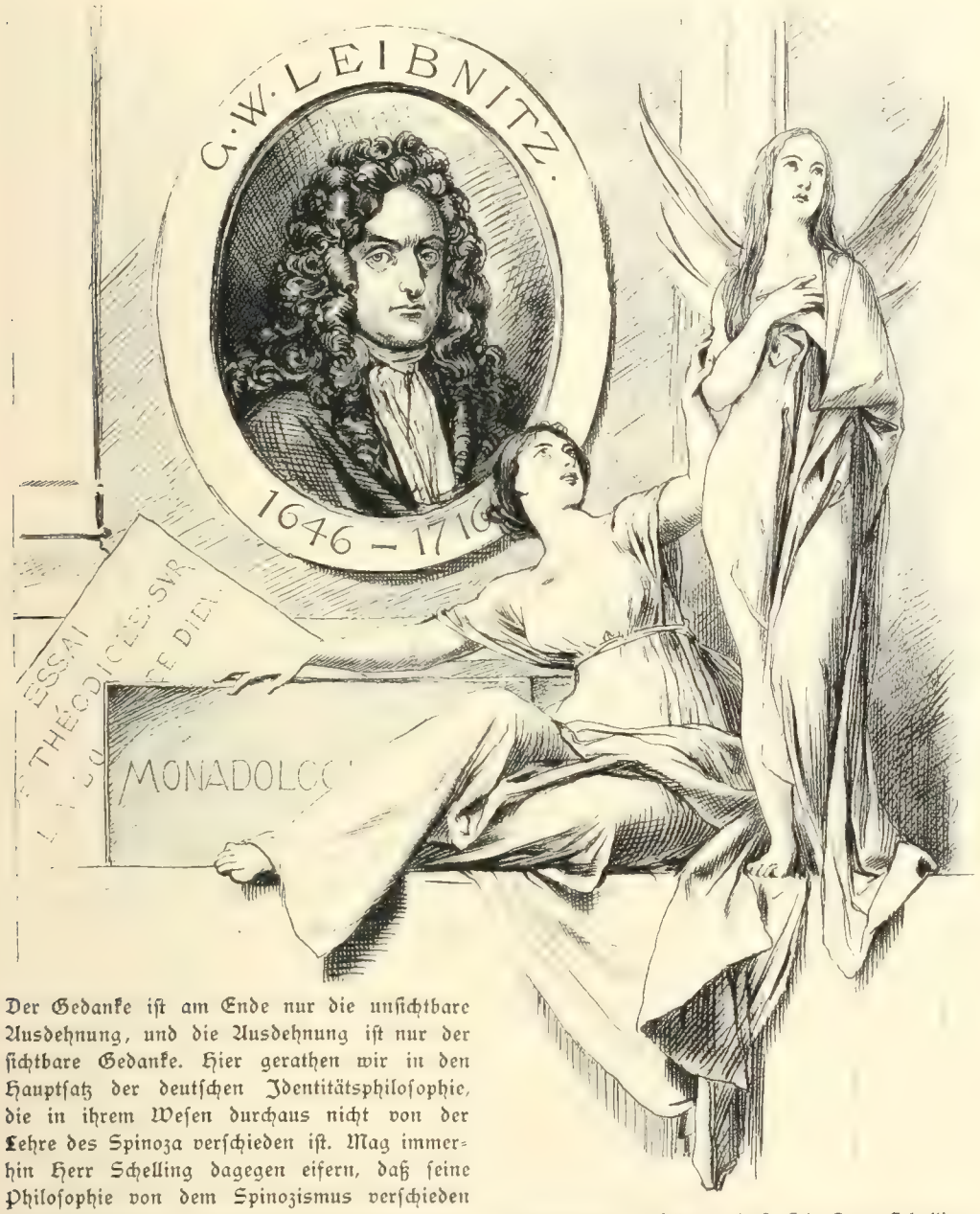
Ich konnte nicht umhin, auf ſolche perſönliche Mißgeſchicke des Mannes beſonders aufmerkſam zu machen. Ihn bildete nicht blos die Schule, ſondern auch das Leben. Das unterſcheidet ihn von den meiſten Philoſophen, und in ſeinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht blos eine Wiſſenſchaft. Ebenſo die Politik. Auch dieſe lernte er in der Praxis kennen. Der Vater ſeiner Geliebten wurde wegen politiſcher Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man ſchlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabei ſtattfinden. Der Delinquent ſtirbt zugleich vor Langerweile, und der Zuſchauer hat dabei hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, daß Benedict Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende ſehr viel nachgedacht hat, und ſo wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, ſo begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon gibt ſein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weiſe hervorzuheben, wie die Philoſophen mehr oder minder mit einander verwandt ſind, und ich zeige nur die Verwandtſchaftsgrade und die Erbfolge. Dieſe Philoſophie des Spinoza, des dritten Sohnes des René Descartes, wie er ſie in ſeinem Hauptwerk, in der Ethik, docirt, iſt von dem Materialismus ſeines Bruders Locke eben ſo ſehr erfernt, wie von dem Idealismus ſeines Bruders Leibnitz. Spinoza quält ſich nicht analytiſch mit der Frage über die letzten Gründe unſerer Erkenntniſſe. Er gibt uns ſeine große Syntheſe, ſeine Erklärung von der Gottheit.

Benedict Spinoza lehrt: Es gibt nur eine Subſtanz, das iſt Gott. Dieſe eine Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen deriviren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende, accidentielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwei Attribute der abſoluten Subſtanz, wir erkennen nur dieſe zwei Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beiwort „atheiſtiſch“ beilegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er leugne Gott, könnte man ſagen, er leugne den Menſchen. Alle endliche Dinge ſind ihm nur modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura naturans.

In einem Briefe an Madame Du Deffant, zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daß alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daß ein Wiſſen derſelben ihm Nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eignen Worten mitgetheilt und wonach der Gottheit nicht blos die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere, für uns unerkennbare Attribute gebühren. Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigſtens keinen Werth auf dem ſocialen Standpunkte, wo es gilt, das im Geiſte Erkannte zur leiblichen Erſcheinung zu bringen. In unſerer Erklärung des Weſens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann iſt ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verſchiedene Form unſerer Anſchauung, und dieſe verſchiedenen Formen ſind identiſch in der abſoluten Subſtanz.



Der Gedanke ist am Ende nur die unsichtbare Ausdehnung, und die Ausdehnung ist nur der sichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptsatz der deutschen Identitätsphilosophie, die in ihrem Wesen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verschieden ist. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, daß seine Philosophie von dem Spinozismus verschieden sei, daß sie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen" sei, daß sie sich von dem Spinozismus unterscheide, „wie die ausgebildeten griechischen Statuen von den starr ägyptischen Originalen": dennoch muß ich auf's Bestimmteste erklären, daß sich Herr Schelling in seiner früheren Periode, wo er noch ein Philosoph war, nicht im Geringsten von Spinoza unterschied. Nur auf einem andern Wege ist er zu derselben Philosophie gelangt, und das habe

ich späterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußstapfen weiterschreitet und, durch das Walddunkel der Naturphilosophie umberirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angesicht zu Angesicht, gegenübersteht.

Die neuere Naturphilosophie hat blos das Verdienst, daß sie den ewigen Parallelismus, der zwischen dem Geiste und der Materie herrscht, auf's Scharfsinnigste nachgewiesen. Ich sage Geist und Materie, und diese Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewissermaßen gleichbedeutend ist auch das, was unsere Naturphilosophen Geist und Natur, oder das Ideale und das Reale nennen.

Ich werde in der Folge weniger das System als vielmehr die Anschauungsweise des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben so gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheisten ist in der Welt selbst, nicht indem er sie mit seiner Göttlichkeit durchdringt in der Weise, die einst der heilige Augustin zu veranschaulichen suchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich, der in der Mitte läge und die Gottheit einsauge; nein, die Welt ist nicht blos gottgetränkt, gottgeschwängert, sondern sie ist identisch mit Gott. „Gott," welcher von Spinoza die eine Substanz und von den deutschen Philosophen das Absolute genannt wird, „ist Alles, was da ist," er ist sowohl Materie wie Geist. Beides ist gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, ist eben so sündhaft, wie der, welcher sündigt gegen den heiligen Geist.

Der Gott des Pantheisten unterscheidet sich also von dem Gotte des Deisten dadurch, daß er in der Welt selbst ist, während Letzterer ganz außer oder, was dasselbe ist, über der Welt ist. Der Gott des Deisten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgesondertes Etablissement. Nur in Betreff der Art dieses Regierens differenziren unter einander die Deisten. Die Hebräer denken sich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Christen als einen liebenden Vater; die Schüler Rousseau's, die ganze Genfer Schule, denken sich ihn als einen weisen Künstler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa seine Uhren verfertigt, und als Kunstverständige bewundern sie das Werk und preisen den Meister dort oben.

Dem Deisten, welcher also einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, ist nur der Geist heilig, indem er letzteren gleichsam als den göttlichen Athem betrachtet, den der Weltschöpfer dem menschlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk seiner Hände eingeblasen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armselige Hülle des Ruach hakodasch, des heiligen Hauchs, des Geistes, und nur diesem widmeten sie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Cultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geistes, keusch, genügsam, ernst, abstract, halsstarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre sublimste Blüthe ist Jesus Christus. Dieser ist im wahren Sinne des Wortes der incarnirte Geist, und tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte, immaculirte Jungfrau nur durch geistige Empfängniß zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringschätzung betrachtet, so sind die Christen auf dieser Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Uebel selbst. Da sehen wir nun einige Jahrhunderte nach Christi Geburt eine Religion emporsteigen, welche ewig die Menschheit in Erstaunen setzen und den spätesten Geschlechtern die schauerlichste Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es ist eine große heilige mit unendlicher Seligkeit erfüllte Religion, die dem Geiste auf dieser Erde die unbedingteste Herrschaft erobern wollte. — Aber diese Religion war eben allzu erhaben, allzu rein, allzu gut für diese Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proclamirt aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Versuch einer Ausführung dieser Idee hat in der Geschichte unendlich viel' herrliche Erscheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon singen und sagen. Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen ist jedoch, wie wir endlich sehen, auf's Kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlsein in

ganz Europa. Wenn wir noch, wie Viele glauben, im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studenten-Ideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, Ersterem die Suprematie abzusprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletriren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständniß ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Nicht blos die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz alle privilegirten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Consorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde. Zu dieser Einsicht gelangen schon einige Priester, und um die Religion zu retten, geben sie sich das Ansehen, als entsagten sie jener verderblichen Alliance, und sie laufen über in unsere Reihen, sie setzen die rothe Mütze auf, sie schwören Tod und Haß allen Königen, den sieben Blutsäufern, sie verlangen die irdische Gütergleichheit, sie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns gesagt, wenn ihr sie genau betrachtet, so findet ihr, sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen, indem sie solche in revolutionärem Gifte verstecken; denn sie wissen, wir lieben dieses Gift.

Vergebens jedoch ist all euer Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brot und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Da ist wahrlich nicht mehr die Rede davon, das Schwert in den Händen des Cäsar's und gar den Säckel in den Händen seiner Knechte zu lassen. Dem Fürstendienst wird die privilegirte Ehre entrissen, und die Industrie wird der alten Schmach entlastet. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest.

Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Purusa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Uebel.

Wißt ihr nun, was in der Welt das Uebel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, daß bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanschauung, anderen Theils ist es ein reelles Ergebniß ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verleumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich conspiriren muß gegen die Usurpationen des Geistes, wenn der Geist sie fletrirt hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituirt, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshaß sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Uebel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung.

Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestirt sich in den Pflanzen, die ohne Bewußtsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er mani

festirt sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestirt er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objectiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kundgeben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, und solches Selbstbewußtsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesammtheit der Menschen, so daß jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That, und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Incarnation Gottes!

Es ist eine irrige Meinung, daß diese Religion, der Pantheismus, die Menschen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewußtsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen.

Die politische Revolution, die sich auf die Principien des französischen Materialismus stützt, wird in den Pantheisten keine Gegner finden, sondern Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Ueberzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Synthese, geschöpft haben. Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kundgibt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder avilirt, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht.

Das große Wort der Revolution, das Saint-Just ausgesprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet

bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen.

Hierin und in noch manchen andern Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Comödien. — Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf eure censorischen Vorwürfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: Meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sect mehr geben?

Die Saint-Simonisten haben Etwas der Art begriffen und gewollt. Aber sie standen auf ungünstigem Boden, und der umgebende Materialismus hat sie niedergedrückt, wenigstens für einige Zeit. In Deutschland hat man sie besser gewürdigt. Denn Deutschland ist der gedeihlichste Boden des Pantheismus; dieser ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler und der Deismus, wie ich später erzählen werde ist dort längst in der Theorie gestürzt. Er erhält sich dort nur noch in der gedankenlosen Masse, ohne vernünftige Berechtigung wie so manches Andere. Man sagt es nicht, aber Jeder weiß es; der Pantheismus ist das öffentliche Geheimniß in Deutschland. In der That, wir sind dem Deismus entwachsen. Wir sind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir sind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands, und daß es dahin kommen würde, haben diejenigen deutschen Schriftsteller vorausgesehen, die schon vor funfzig Jahren so sehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendste dieser Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutschen Philosophen zu nennen. Er war nichts als ein zänkischer Schleicher, der sich in dem Mantel der Philosophie vermummte, und sich bei den Philosophen einschlich, ihnen erst viel von seiner Liebe und weichem Gemüthe vorwinmerte und dann auf die Vernunft losschmähte. Sein Refrain war immer die Philosophie, die Erkenntniß durch Vernunft sei eitel Wahn, die Vernunft wisse selbst nicht, wohin sie führe, sie bringe den Menschen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerspruch, und nur der Glaube könne

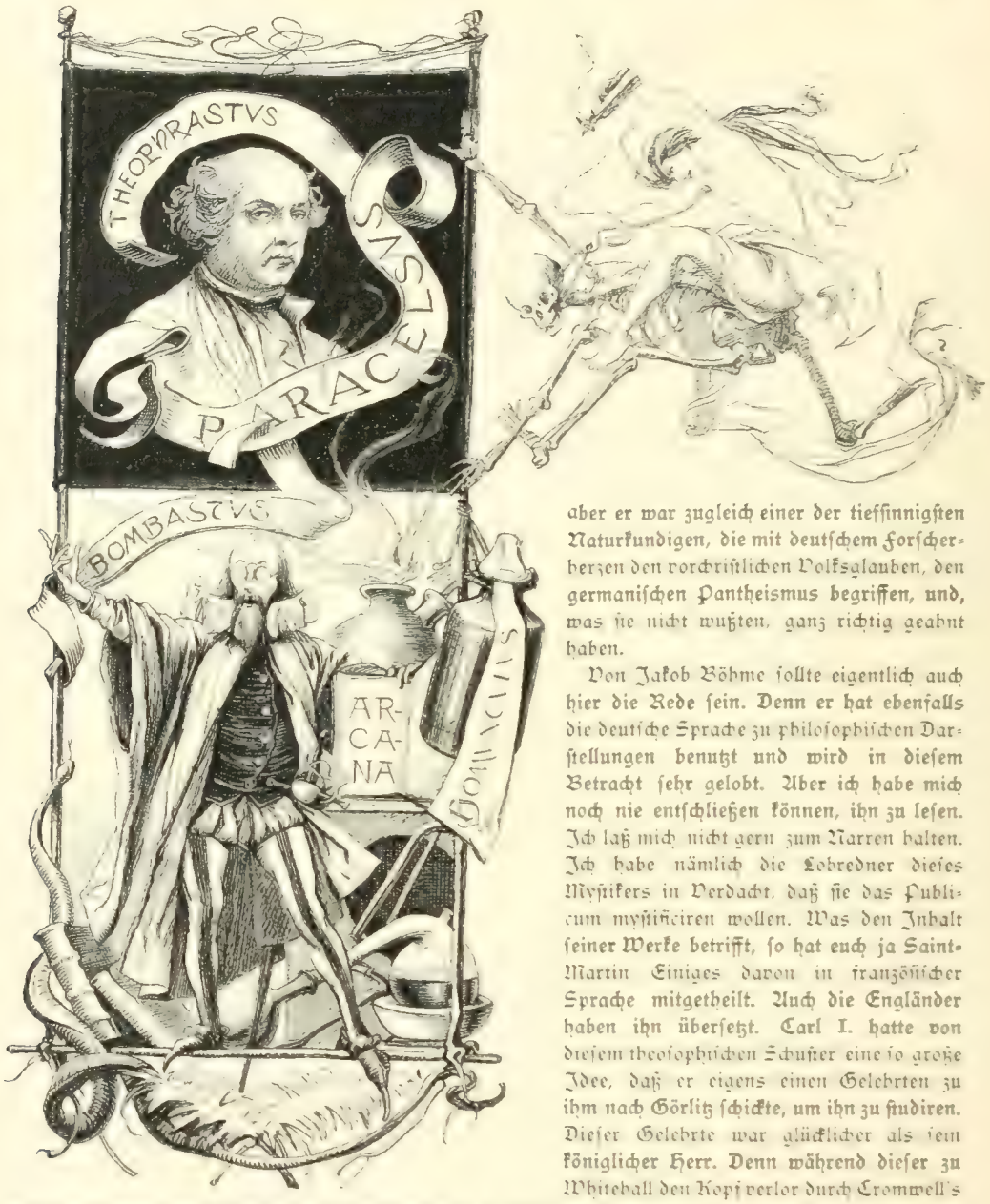
ihn ſicher leiten. Der Maulwurf! er ſah nicht, daß die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während ſie droben ſicher einherwandelt, ſich ſelber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Haſſe des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza.

Merkwürdig iſt es, wie die verſchiedenſten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zuſammenſetzung den ſpaßhafteſten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm ſchwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfäſſern, marſchirt die Phalanx der Encyklopädiſten, die ebenfalls gegen dieſen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amſterdamer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläſt, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Perſiflage zum Beſten des Deismus muſicirt. Dazwiſchen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieſer Glaubensarmee.

Wir entrinnen ſo ſchnell als möglich ſolchem Charivari. Zurückkehrend von unſerem pantheiſtiſchen Ausflug, gelangen wir wieder zur Leibnitziſchen Philoſophie, und haben ihre weiteren Schickſale zu erzählen.

Leibnitz hatte ſeine Werke, die ihr kennt, theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Chriſtian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht blos ſyſtematiſirte, ſondern auch in deutſcher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienſt beſteht nicht darin, daß er die Ideen des Leibnitz in ein feſtes Syſtem einſchloß, noch weniger darin, daß er ſie durch die deutſche Sprache dem größeren Publicum zugänglich machte; ſein Verdienſt beſteht darin, daß er uns anregte, auch in unſerer Mutterſprache zu philoſophiren. Wie wir bis Luther die Theologie, ſo haben wir bis Wolf die Philoſophie nur in lateiniſcher Sprache zu behandeln gewußt. Das Beiſpiel einiger Wenigen, die ſchon vorher dergleichen auf Deutſch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhiſtoriker muß ihrer mit beſonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren, und 1361 eben daſelbſt, ich glaube zu Straßburg, geſtorben iſt. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Myſtikern, die ich als die platoniſche Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren ſeines Lebens entſagte dieſer Mann allem gelehrten Dünkel, ſchämte ſich nicht, in der demüthigen Volksſprache zu predigen, und dieſe Predigten, die er aufgezeichnet, ſowie auch die deutſchen Ueberſetzungen, die er von einigen ſeiner früheren lateiniſchen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutſchen Sprache. Denn hier zeigt ſich ſchon, daß ſie zu metaphyſiſchen Unterſuchungen nicht blos tauglich, ſondern weit geeigneter iſt als die lateiniſche. Dieſe letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren Urſprung verleugnen. Sie iſt eine Commandoſprache für Feldherren, eine Decretalſprache für Adminiſtratoren, eine Juſtizſprache für Wucherer, eine Lapidarſprache für das ſteinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Chriſtenthum mit wahrhaft chriſtlicher Geduld länger als ein Jahrtauſend ſich damit abgequält, dieſe Sprache zu ſpiritualiſiren, ſo iſt es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler ſich ganz verſenken wollte in die ſchauerlichſten Abgründe des Gedankens, und als ſein Herz am heiligſten ſchwoll, da mußte er deutſch ſprechen. Seine Sprache iſt wie ein Bergquell, der aus harten Felſen hervorbricht, wunderbar geſchwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnißvollen Steinkräften. Aber erſt in neuerer Zeit war die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Werk offenbaren können, wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Beſprechung des Paracelſus oder, wie er ſich nannte, des Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich das, was wir heutzutage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnißvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht durch zufälligen Einfluß die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Paracelſus war ein großer Charlatan,



und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe und einen rothen Hut, und behauptete, homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorchriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und, was ſie nicht wußten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhme ſollte eigentlich auch hier die Rede ſein. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benutzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nie entſchließen können, ihn zu leſen. Ich laß mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieſes Myſtikers in Verdacht, daß ſie das Publicum myſtificiren wollen. Was den Inhalt ſeiner Werke betrifft, ſo hat euch ja Saint-Martin Einiges davon in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn überſetzt. Carl I. hatte von dieſem theoſophiſchen Schuſter eine ſo große Idee, daß er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Görlitz ſchickte, um ihn zu ſtudiren. Dieſer Gelehrte war glücklicher als ſein königlicher Herr. Denn während dieſer zu Whiteball den Kopf verlor durch Cromwell's Beil, hat jener zu Görlitz durch Jacobs Böhme's Theoſophie nur den Verſtand verloren.

Wie ich bereits geſagt, erſt Chriſtian Wolf hat mit Erfolg die deutſche Sprache in die Philoſophie eingeführt. Sein geringeres Verdienſt war ſein Syſtematiſiren und ſein Populariſiren

der Leibnitziſchen Ideen. Beides unterliegt ſogar dem größten Tadel, und wir müſſen beiläufig deſſen erwähnen. Sein Syſtematiſiren war nur eitel Schein, und das Wichtigſte der Leibnitziſchen Philoſophie war dieſem Scheine geopfert, z. B. der beſte Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein ſyſtematiſches Lehrgebäude hinterlaſſen, ſondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Rieſen bedurfte es, um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär' ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumaterialien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften". Daß er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerirte bei ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie, Alles in mathematiſcher Weiſe zu demonſtriren. Es entſtand der ſogenannte Wolf'ſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Dieſe Wolf'ſche Philoſophie wurde immer wäſſriger und überſchwemmte endlich ganz Deutſchland. Die Spuren dieſer Sündflut ſind noch heutzutage bemerkbar, und hie und da auf unſeren höchſten Muſenſitzen findet man noch alte Foſſilien aus der Wolf'ſchen Schule.

Chriſtian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und ſtarb 1754 zu Halle. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte ſeine Geiſtesherrſchaft in Deutſchland. Sein Verhältniß zu den Theologen jener Tage müſſen wir beſonders erwähnen, und wir ergänzen damit unſere Mittheilungen über die Schickſale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeſchichte gibt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der proteſtantiſchen Theologen ſeit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das ſpitzfindiſche Gezänke der Byzantiner iſt damit zu vergleichen; jedoch war dieſes nicht ſo langweilig, da große, ſtaatsintereſſante Hofintriguen ſich dahinter verſteckten, ſtatt daß die proteſtantiſche Klopffechterei meiſtens in dem Pedantismus enger Magiſterköpfe und Schulfüchſe ihren Grund hatte. Die Univerſitäten, beſonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, ſind die Schauplätze jener theologiſchen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir im katholiſchen Gewande während dem ganzen Mittelalter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Coſtüme gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie dieſer durch ſeine Ueberſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſticismus begründet, ſo begründete jener den proteſtantiſchen Pietismus durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Name Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein Berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war vielmehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bei Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorleſungen zu halten nach dem Beiſpiele und im Sinn ſeines Lehrers. Er hielt ſie auf Deutſch, ein Verdienſt, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid ſeiner Collegen, die deshalb unſerem armen Pietiſten das Leben ſehr ſauer machten. Er mußte das Feld räumen, und er begab ſich nach Halle, wo er mit Wort und That das Chriſtenthum lehrte. Sein Andenken iſt dort unverwelklich.

denn er ist der Stifter des Halle'schen Waisenhauses. Die Universität Halle ward nun bevölkert von Pietisten, und man nannte sie „die Waisenhauspartei". Nebenbei gesagt, diese hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten; Halle ist noch bis jetzt die Taupinière der Pietisten, und ihre Streitigkeiten mit den protestantischen Rationalisten haben noch vor einigen Jahren einen Scandal erregt, der durch ganz Deutschland seinen Mißduft verbreitete. Glückliche Franzosen, die ihr nichts davon gehört habt! Sogar die Existenz jener evangelischen Klatschblätter, worin die frommen Fischweiber der protestantischen Kirche sich weidlich ausgeschimpft, ist euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzosen, die ihr keinen Begriff davon gehabt, wie hämisch, wie kleinlich, wie widerwärtig unsre evangelischen Priester einander begeifern können. Ihr wißt, ich bin kein Anhänger des Katholicismus. In meinen jetzigen religiösen Ueberzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geist des Protestantismus. Ich bin also für die protestantische Kirche noch immer parteiisch. Und doch muß ich der Wahrheit wegen eingestehen, daß ich nie in den Annalen des Papismus solche Miserabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Scandal zum

Vorschein kamen. Die feigsten Mönchstücken, die kleinlichsten Klosterränke sind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den grimmlichen Heldenthaten, die unsere protestantischen Orthodoxen und Pietisten gegen die verhaßten Rationalisten ausübten. Von dem Haß, der bei solchen Gelegenheiten zum Vorschein kommt, habt ihr Franzosen keinen Begriff. Die Deutschen sind aber überhaupt vindicativer als die romanischen Völker.

Das kommt daher, sie sind Idealisten auch im Haß. Wir hassen uns nicht um Außendinge, wie ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiderten Visitenkarte, nein wir hassen bei unsern Feinden das Tiefste, das Wesentlichste, das in ihnen ist, den Gedanken. Ihr Franzosen seid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, so auch im Haß. Wir Deutschen hassen grundlich dauernd, da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen sind, um uns mit schneller Perfidie zu rächen, so hassen wir bis zu unserem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, diese deutsche Ruhe sagte jüngst eine Dame, indem sie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängstigt ansah; ich weiß, ihr Deutschen gebraucht dasselbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That, sie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet Beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halleschen Orthodoxen, welche in ihrem Kampfe mit den eingesiedelten Pietisten die Wolf'sche Philosophie zu Hilfe riefen. Denn die Religion, wenn sie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt sie bei uns betteln. Aber alle unsere Gaben bringen

ihr schlechten Gewinn. Das mathematische, demonstrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, paßte ihr so schlecht, daß sie sich noch beengter fühlte und in dieser Beengniß sehr lächerlich machte. Ueberall platzten die schwachen Nähte. Besonders der verschämte Theil, die Erbsünde, trat hervor in seiner grellsten Blöße. Hier half kein logisches Feigenblatt. Christlich lutherische Erbsünde und Leibnitz-Wolf'scher Optimismus sind unverträglich. Die französische Persiflage des Optimismus mißfiel daher am wenigsten unseren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbsünde zu Gute. Der deutsche Pangloß hat aber durch die Vernichtung des Optimismus sehr viel verloren und suchte lange nach einer ähnlichen Trostlehre, bis das Hegel'sche Wort: „Alles was ist, ist vernünftig!" ihm einigen Ersatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philosophie Hilfe begehrt, ist ihr Untergang unabwendlich. Sie sucht sich zu vertheidigen und schwatzt sich immer tiefer in's Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Absolutismus, darf sich nicht justificiren. Prometheus wird an den Felsen gefesselt von der schweigenden Gewalt. Ja, Aeschylus läßt die personificirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß stumm sein. Sobald die Religion einen räsonnirenden Katechismus drucken läßt, sobald der politische Absolutismus eine officielle Staatszeitung herausgibt, haben beide ein Ende. Aber das ist eben unser Triumph, wir haben unsere Gegner zum Sprechen gebracht, und sie müssen uns Rede stehen.

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß der religiöse Absolutismus, ebenso wie der politische, sehr gewaltige Organe seines Wortes gefunden hat. Doch laßt uns darob nicht bange sein. Lebt das Wort, so wird es von Zwergen getragen; ist das Wort todt, so können es keine Riesen aufrecht erhalten.

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hilfe ſuchte bei der Philoſophie, wurden von den deutſchen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angeſtellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm ſich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Aeſon. Zuerſt wurde ihr zur Ader gelaſſen, alles abergläubiſche Blut wurde ihr langſam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken, es wurde der Verſuch gemacht, allen hiſtoriſchen Inhalt aus dem Chriſtenthume herauszunehmen und nur den moraliſchen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Chriſtenthum zu einem reinen Deismus. Chriſtus hörte auf, Mitregent Gottes zu ſein, er wurde gleichſam mediatiſirt, und nur noch als Privatperſon fand er anerkennende Verehrung. Seinen moraliſchen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Menſch er geweſen ſei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, ſo erklärte man ſie phyſikaliſch oder man ſuchte ſo wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, ſagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente ſich ihrer gleichſam als Annonce. Dieſe Theologen, die alles Hiſtoriſche aus dem Chriſtenthum ſchieden, heißen Rationaliſten, und gegen dieſe wendet ſich ſowohl die Wuth der Pietiſten als auch der Orthodoxen, die ſich ſeitdem minder heftig befehdeten und nicht ſelten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, das vermochte der gemeinſchaftliche Haß, der Haß gegen die Rationaliſten.

Dieſe Richtung in der proteſtantiſchen Theologie beginnt mit dem ruhigen Semler, den ihr nicht kennt, erſtieg ſchon eine beſorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den ihr auch nicht kennt und erreichte ihren Gipfel mit dem feichten Bahrdt, an deſſen Bekanntſchaft ihr nichts verliert. Die ſtärkſten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Ueber Erſteren, den gekrönten Materialismus, ſeid ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wißt, daß er franzöſiſche Verſe machte, ſehr gut die Flöte blies, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak ſchnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von euch haben gewiß auch Sansſouci beſucht, und der alte Invalide, der dort Schloßwart, hat euch in der Bibliothek die franzöſiſchen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er in ſchwarzen Maroquin einbinden laſſen, damit ſein geſtrenger Vater glaubte, er läſe in einem lutheriſchen Geſangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweiſen, den ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieſes nordiſchen Salomo's, und von dorther erhielt er ſeine Poeten und Philoſophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher, wie ihr im Buche der Könige, Kapitel X, leſen könnt, durch ſeinen Freund Hiram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philoſophen aus Ophir kommen ließ. Wegen ſolcher Vorliebe für ausländiſche Talente konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluß auf den deutſchen Geiſt gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutſche Nationalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unſerer Literatur angedeihen ließ, muß ſogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte Keiner derſelben ſich ſeiner allergnädigſten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit demſelben führte, iſt merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt, ohne uns zu unterſtützen, ſo unterſtützte uns deſto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daß wir deshalb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieſer Mann war ſein ganzes Leben lang unabläſſig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er ſcheute weder Mühe noch Geld wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch iſt noch nie in Deutſchland ein Mann ſo grauſam ſo unerbittlich, ſo zernichtend verſpottet worden wie eben dieſer Mann. Obgleich wir, die Später geborenen, recht wohl wiſſen, daß der alte Nicolai der Freund der Aufklärung, ſich in der Hauptſache durchaus nicht irrte; obgleich wir wiſſen, daß es meiſtens unſere eigenen Feinde, die Obſcu-

ranten geweſen, die ihn zu Grunde perſiflirt, ſo können wir doch nicht mit ganz ernſthaftem Geſichte an ihn denken. Der alte Nicolai ſuchte in Deutſchland dasſelbe zu thun, was die franzöſiſchen Philoſophen in Frankreich gethan: er ſuchte die Vergangenheit im Geiſte des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radicale Revolution ſtattfinden kann. Aber vergebens, er war ſolcher Arbeit nicht gewachſen. Die alten Ruinen ſtanden noch zu feſt, und die Geſpenſter ſtiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er ſehr unwirſch und ſchlug blind drein, und die Zuſchauer lachten, wenn ihm die Fledermäuſe um die Ohren ziſchten und ſich in ſeiner wohlgepuderten Perücke verfingen. Auch geſchah es wohl zuweilen, daß er Windmühlen für Rieſen anſah und dagegen focht. Noch ſchlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Rieſen für bloße Windmühlen anſah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er ſchrieb eine Satire gegen deſſen Werther, worin er alle Intentionen des Autors auf's Plumpſte verkannte. Indeſſen, in der Hauptſache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit ſeinem Werther eigentlich ſagen wollte, ſo begriff er doch ganz gut deſſen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch dieſen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Geſinnung, die uns noth that, in feindlichem Widerſpruch war. Hier ſtimmte Nicolai ganz überein mit Leſſing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther ſchrieb:

„Wenn ein ſo warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!"

Freund Nicolai hat nun wirklich nach ſolcher Angabe einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieſer Verſion hat ſich der Held nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur mit Hühnerblut beſudelt; denn ſtatt mit Blei war die Piſtole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heiratet Charlotte, kurz, endet noch tragiſcher als im Goethe'ſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek" hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakaien u. dgl. kämpften. Es iſt nicht zu leugnen, daß mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicherweiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge, der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensſtall der Vergangenheit zurücklocken. Er ſuchte, wie Odyſſeus, die Ohren ſeiner Gefährten zu verſtopfen, damit ſie den Geſang der Sirenen nicht hörten, unbekümmert, daß ſie alsdann auch taub wurden für die unſchuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radical von allem Unkraut geſäubert werde, trug der praktiſche Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszureuten. Dagegen erhob ſich nun feindlichſt die Partei der Blumen und Nachtigallen, und Alles, was zu dieſer Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutſchland haben ſich die Umſtände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen iſt eng verbunden mit der Revolution. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert ſchon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einſt ſein ſchöner Tag ſein Licht über unſer ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiß auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden deine Aſche nach dem deutſchen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Muſikanten, unter deren Blas-

instrumenten bei Leibe keine Querpfeife sein wird; wir werden auf deinen Sarg die anständigste Lorbeerkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philosophischen und religiösen Zuständen jener Zeit einen Begriff geben möchte, muß ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinschaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichsam ein Jüstemilieu zwischen Philosophen und Belletristik bildeten. Sie hatten kein bestimmtes System, sondern nur eine bestimmte Tendenz. Sie gleichen den englischen Moralisten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie schreiben ohne wissenschaftlich strenge Form, und das sittliche Bewußtsein ist die einzige Quelle ihrer Erkenntniß. Ihre Tendenz ist ganz dieselbe, die wir bei den französischen Philanthropen finden. In der Religion sind sie Rationalisten. In der Politik sind sie Weltbürger. In der Moral sind sie Menschen, edle, tugendhafte Menschen, streng gegen sich selbst, milde gegen Andere. Was Talent betrifft, so mögen wohl Mendelssohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Biester als die ausgezeichnetsten genannt werden. Moritz ist mir der Liebste. Er leistete viel in der Erfahrungsseelenkunde. Er war von einer köstlichen Naivetät, wenig verstanden von seinen Freunden. Seine Lebensgeschichte ist eins der wichtigsten Denkmäler jener Zeit. Mendelssohn hat jedoch vor allen Uebrigen eine große sociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutschen Israeliten, seiner Glaubensgenossen, er stürzte das Ansehen des Talmudismus, er begründete den reinen Mosaismus. Dieser Mann den seine Zeitgenossen den deutschen Sokrates nannten und wegen seines Seelenadels und seiner Geisteskraft so ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küsters der Synagoge von Dessau. Außer diesem Geburtsübel hatte ihn die Vorsehung auch noch mit einem Buckel belastet, gleichsam um dem Pöbel in recht greller Weise die Lehre zu geben, daß man den Menschen nicht nach seiner äußern Erscheinung, sondern nach seinem innern Werthe schätzen solle. Oder hat ihm die Vorsehung eben aus gütiger Vorsicht einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Uebel zuschreibe, worüber ein Weiser sich leicht trösten kann?

Wie Luther das Papstthum, so stürzte Mendelssohn den Talmud, und zwar in derselben Weise, indem er nämlich die Tradition verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigsten Theil derselben übersetzte. Er zerstörte hierdurch den jüdischen, wie Luther den christlichen Katholicismus. In der That der Talmud ist der Katholicismus der Juden. Er ist ein gothischer Dom, der zwar mit kindischen Schnörkeleien überladen, aber doch durch seine himmelkühne Riesenhaftigkeit uns in Erstaunen setzt. Er ist eine Hierarchie von Religionsgesetzen, die oft die putzigsten, lächerlichsten Subtilitäten betreffen, aber so sinnreich einander über- und untergeordnet sind, einander stützen und tragen, und so furchtbar consequent zusammenwirken, daß sie ein grauenhaft trotziges, kolossales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des christlichen Katholicismus mußte auch der jüdische, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann seine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daß sie dem christlichen Rom ebenso heldenmüthig wie einst dem heidnischen Rom widerstehen konnten. Und sie haben nicht blos widerstanden, sondern auch gesiegt. Der arme Rabbi von Nazareth, über dessen sterbendes Haupt der heidnische Römer die hämischen Worte schrieb: „König der Juden" — eben dieser dornengekrönte, mit dem ironischen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und sie mußten vor ihm niederknien! Wie das heidnische Rom wurde auch das christliche Rom besiegt, und dieses wurde sogar tributär. Wenn du, theurer Leser, dich in den ersten Tagen des Trimesters nach der Straße Lafitte verfügen willst, und zwar nach dem Hotel Numero 15, so siehst du dort vor einem hohen Portal eine schwerfällige Kutsche aus welcher ein dicker Mann hervorsteigt. Dieser begibt sich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Mensch sitzt, der dennoch älter ist, als er wohl aussieht, und in dessen vornehmer, grandseigneurlicher Nonchalance dennoch etwas so Solides liegt, etwas so Positives, etwas so Absolutes, als habe er alles Geld dieser Welt in seiner Tasche. Und wirklich, er hat alles Geld dieser Welt in seiner Tasche, und er heißt Monsieur James de Rothschild, und der dicke Mann ist Monsignor Grimbaldi, Abgesandter Seiner Heiligkeit des Papstes, und er bringt in dessen Namen die

Zinsen der römischen Anleihe, den Tribut von Rom.

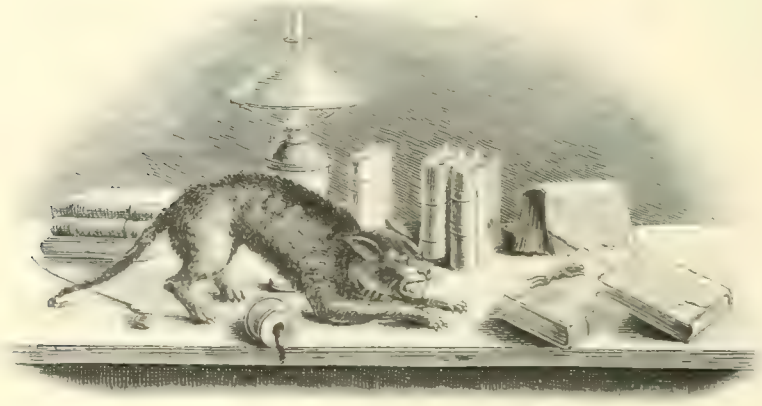
Wozu jetzt noch der Talmud?

Moses Mendelssohn verdient daher großes Lob daß er diesen jüdischen Katholicismus wenigstens in Deutschland gestürzt hat. Denn was überflüssig ist, ist schädlich. Die Tradition verwerfend, suchte er jedoch das mosaische Ceremonialgesetz als religiöse Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe die ihn abhielt, die zerstörende Hand an Gegenstände zu legen, die seinen Vorvätern am heiligsten waren, und wofür so viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen geflossen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, so müssen auch die Könige des Geistes unerbittlich sein gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen sanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deshalb vielmehr der Meinung, daß Moses Mendelssohn in dem reinen Mosaismus eine Institution sah, die dem Deismus gleichsam als eine letzte Verschanzung dienen konnte. Denn der Deismus war sein innerster Glaube und seine tiefste Ueberzeugung. Als sein Freund Lessing starb, und man denselben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängstlichsten Eifer, und er ärgerte sich bei dieser Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier schon zum zweiten Male den Namen genannt, den kein Deutscher aussprechen kann, ohne daß in seiner Brust ein mehr oder minder starkes Echo laut wird. Aber seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Lessing. Diese Beiden sind unser Stolz und unsere Wonne. In der Trübniß der Gegenwart schauen wir hinauf nach ihren tröstenden Standbildern, und sie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Lessing fortgesetzt, und dessen das deutsche Vaterland so sehr bedarf, — der dritte Befreier! — Ich sehe schon seine goldne Rüstung, die aus dem purpurnen Kaisermantel hervorstrahlt, „wie die Sonne aus dem Morgenroth!"

Gleich dem Luther wirkte Lessing nicht nur, indem er etwas Bestimmtes that, sondern indem er das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufregte, und indem er eine heilsame Geisterbewegung hervorbrachte, durch seine Kritik, durch seine Polemik. Er war die lebendige Kritik seiner Zeit, und sein ganzes Leben war Polemik. Diese Kritik machte sich geltend im weitesten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wissenschaft, in der Kunst. Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand,

bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erschlug, und in dieser Weise endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich ist es, daß solch ein streitlustiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutschland verursachte, in dem stillen Deutschland, das damals noch sabbathlich stiller war als heute. Verblüfft wurden die Meisten ob seiner literarischen Kühnheit. Aber eben diese kam ihm hilfreich zu statten; denn oser! ist das Geheimniß des Gelingens in der Literatur, ebenso wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Lessing'schen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja manchen Schädel hat er sogar aus Uebermuth heruntergeschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publicum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, den tödtete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitzen in ihren Herzen. Der Lessing'sche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen springenden saillies, wie man hier zu Land dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines französisches Windhündchen, das seinem eigenen Schatten nachläuft; sein Witz war vielmehr ein großer deutscher Kater, der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt.



In Polemik war die Lust unseres Lessing's und daher überlegte er nie lange ob auch der Gegner seiner würdig war. So hat er eben durch seine Polemik manchen Namen der wohlverdientesten Vergessenheit entrissen. Mehre winzige Schriftstellerlein hat er mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor gleichsam umsponnen und in den Lessing'schen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten wie Insecten die sich in einem Stück Bernstein verfangen. Indem **er seine Gegner tödtete, machte er sie zugleich unsterblich.** Wer von uns hätte jemals Etwas von jenem Klotz erfahren an welchen Lessing so viel Hohn und Scharfsinn verschwendet! Die Felsenblöcke, die er auf diesen armen Antaeus ge-

ſchleudert und womit er ihn zerſchmettert ſind jetzt deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daß jener witzigſte Menſch in Deutſchland auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Conceſſion, ſelbſt wenn er dadurch in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte Alles für die Wahrheit thun nur nicht lügen. Wer darauf denkt, ſagte er einſt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Das ſchöne Wort Büffon's „der Styl iſt der Menſch ſelber!" iſt auf Niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die innewohnende Stärke. Sein Styl iſt ganz der Styl der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität bei der höchſten Einfachheit, gleich Quaderſteinen ruhen die Sätze auf einander und wie bei jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bei dieſen die logiſche Schlußfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſing'ſchen Proſa ſo wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten die wir bei unſerem Perioden bau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt.

Daß ein Mann wie Leſſing niemals glücklich ſein konnte werdet ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte und wenn er ſie auch nicht ſelbſtwillig überall verfochten hätte, ſo mußte er doch unglücklich ſein; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, ſagte jüngſt ein ſeufzender Dichter, man verzeiht dir deinen Reichthum man verzeiht dir die hohe Geburt man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läßt dir ſogar Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich ſelber den Feind der ihm Elend bereitet. Deshalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphiliſterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daß ihm ſchöne Comödiantinnen amüſanter dünkten, als Hamburgiſche Paſtöre, und daß ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umriedung der Familie ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand ebenſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts das Kind ſchon bald nach der Geburt und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräßlich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich ſage. — War es nicht Verſtand daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſobald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand daß er die erſte Gelegenheit ergriff ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen."

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen; dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehen. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn Keiner verſtand ihn. Mendelsſohn ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum zu dieſem jammervollen Unglück

nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchste, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Lessing war kein Spinozist, wie die Verleumdung behauptete; er starb als guter Deist, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutsche Bibliothek!

Lessing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Testament in's dritte hinüberdeutete. Ich habe ihn den Fortsetzer des Luther genannt, und eigentlich in dieser Eigenschaft habe ich ihn hier zu besprechen. Von seiner Bedeutung für die deutsche Kunst kann ich erst später reden. In dieser hat er nicht blos durch seine Kritik, sondern auch durch sein Beispiel eine heilsame Reform bewirkt, und diese Seite seiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeist hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und seine philosophischen und theologischen Kämpfe sind uns wichtiger als seine Dramaturgie und seine Dramata. Letztere jedoch, wie alle seine Schriften, haben eine sociale Bedeutung, und „Nathan der Weise" ist im Grunde nicht blos eine gute Comödie, sondern auch eine philosophisch-theologische Abhandlung zu Gunsten des reinen Deismus. Die Kunst war für Lessing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabstieß, dann sprang er auf's Theater, und sprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publicum.

Ich sage, Lessing hat den Luther fortgesetzt. Nachdem Luther uns von der Tradition befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Christenthums erhoben hatte, da entstand, wie ich schon oben erzählt, ein starrer Wortdienst, und der Buchstabe der Bibel herrschte ebenso tyrannisch wie einst die Tradition. Zur Befreiung von diesem tyrannischen Buchstaben hat nun Lessing am meisten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradition bekämpft, so kämpfte Lessing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigsten gegen den Buchstaben. Hier erschallt am lautesten seine Schlachtstimme. Hier schwingt er sein Schwert am freudigsten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Lessing am stärksten bedrängt von der schwarzen Schaar, und in solcher Bedrängniß rief er einst aus:

„O sancta simplicitas!" — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. (Huß rief dieses auf dem Scheiterhaufen.) Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

„O daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreiend, aber gleichgültig, daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöset uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!"

Ja, der Buchstabe, sagt Lessing, sei die letzte Hülle des Christenthums, und erst nach Vernichtung dieser Hülle trete hervor der Geist. Dieser Geist ist aber nichts Anders, als das, was die Wolf'schen Philosophen zu demonstriren gedacht, was die Philanthropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelssohn im Mosaismus gefunden, was die Freimaurer gesungen, was die Poeten gepfiffen, was sich damals in Deutschland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Lessing starb zu Braunschweig, im Jahre 1781, verkannt, gehaßt und verschrieen. In demselben Jahre erschien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit diesem Buche, welches durch sonderbare Verzögerung erst am Ende der Achtziger-Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geistige Revolution in Deutschland, die mit der materiellen Revolution in Frankreich die sonderbarsten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben so wichtig dünken muß wie jene. Sie entwickelt sich mit denselben Phasen, und zwischen beiden herrscht der merkwürdigste Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines sehen wir denselben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradition wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, so muß dort in Deutschland jeder Gedanke sich justificiren, und wie hier das Königthum, der Schlußstein der alten socialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlußstein des geistigen alten Regimes.

Von dieser Katastrophe, von dem 21. Januar des Deismus, sprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu schreiben. Unsere Brust ist voll von entsetzlichem

Mitleid — es ist der alte Jehovah selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde — wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimatlichen Nilthals Ade sagte, und in Palästina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte — wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babylonischen Civilisation in Berührung kam, und seine allzumenschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte — wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er allen Nationalvorurtheilen entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proclamirte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intriguirte, bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte — wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm Alles nichts helfen —

Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — man bringt die Sacramente einem sterbenden Gotte.

VON KANT BIS HEGEL.

Es geht die Sage, daß ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabriciren; dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch geberden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in articulirten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raſpeln und Schrauben das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echt engliſche Ausſprache; kurz, dieſes Automat war ein vollendeter Gentleman, und zu einem echten Menſchen fehlte ihm gar nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewußt worden quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daß er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat aber nahm gleich Extrapoſt verfolgte ihn nach dem Continente, reiſt beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältniß kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Mißmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältniß kennt, ſo ſieht man darin wieder etwas Allgemeines, man ſieht, wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeins überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherlei Begehrniß in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entſetzlicher, unheimlicher iſt es jedoch, wenn wir eine Seele geſchaffen und dieſe von uns ihren Leib verlangt und uns mit dieſem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, iſt eine ſolche Seele, und er läßt uns keine Ruhe, bis wir ihm ſeinen Leib gegeben, bis wir ihn zur ſinnlichen Erſcheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleiſch werden. Und, wunderbar! der Menſch, wie der Gott der Bibel, braucht nur ſeinen Gedanken auszuſprechen, und es geſtaltet ſich die Welt, es wird Licht oder es wird Finſterniß, die Waſſer ſondern ſich von dem Feſtland, oder gar wilde Beſtien kommen zum Vorſchein. Die Welt iſt die Signatur des Wortes.

Dieſes merkt euch, ihr ſtolzen Männer der That. Ihr ſeid nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigſter Stille euch all euer Thun auf's Beſtimmteſte vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jacques Rouſſeau die blutige Hand, die aus dem Schoße der Zeit den Leib hervorzog, deſſen Seele Rouſſeau geſchaffen. Die unſtäte Angſt, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte ſie vielleicht daher, daß er ſchon im Geiſte ahnte, welch eines Geburtshelfers ſeine Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht, als er ſagte: Wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten, ſie zu öffnen. Ich meinestheils ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet, ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſein. Bei Gott! ich laß ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin wie ein toller Bacchantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hoſpitäler hereinbrechen und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz ſehr bekümmern, und ich ſelber werde dabei zu Schaden kommen! Denn, ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit

Recht sagt der Dichter: Wenn man auch seiner Krücken spottet, so kann man darum doch nicht besser gehen. Ich bin der Krankste von euch Allen und um so bedauernswürdiger, da ich weiß, was Gesundheit ist. Ihr aber, ihr wißt es nicht, ihr Beneidenswerthen! Ihr seid capabel zu sterben, ohne es selbst zu merken. Ja, Viele von euch sind längst todt und behaupten, jetzt erst beginne ihr wahres Leben. Wenn ich solchem Wahnsinn widerspreche, dann wird man mir gram und schmäht mich - und, entsetzlich! die Leichen springen an mich heran und schimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte belästigt mich ihr Moderduft . . . . . Fort, ihr Gespenster! ich spreche jetzt von einem Manne, dessen Name schon eine exorcirende Macht ausübt, ich spreche von Immanuel Kant!

Man sagt, die Nachtgeister erschrecken, wenn sie das Schwert eines Scharfrichters erblicken - wie müssen sie erst erschrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieses Buch ist das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutschland.

Ehrlich gestanden, ihr Franzosen, in Vergleichung mit uns Deutschen seid ihr zahm und moderant. Ihr habt höchstens einen König tödten können, und dieser hatte schon den Kopf verloren, ehe ihr köpftet. Und dabei mußtet ihr so viel trommeln und schreien und mit den Füßen trampeln, daß es den ganzen Erdkreis erschütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regicidèn Epilepsie; aber sobald vom höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog seinen blauen Sonntagsrock an mit den Spiegelknöpfen, und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinen breiten Brustlatz.

Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte. Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstractes Hagestolzenleben in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehen, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehen, Alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthür trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung.

Sonderbarer Contrast zwischen dem äußeren Leben des Mannes und seinen zerstörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieses Gedankens geahnt, sie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menschen hinrichtet — aber die guten Leute sahen in ihm nichts Anderes als einen Professor der Philosophie, und wenn er zur bestimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten sie freundlich, und richteten etwa nach ihm ihre Taschenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieser große Zerstörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, so hat er doch mit diesem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächst finden wir in Beiden dieselbe unerbittliche, schneidende, poesielose, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in Beiden dasselbe Talent des Mißtrauens, nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menschen anwendet und republikanische Tugend betitelt. Im höchsten Grade jedoch zeigt sich in Beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte sie bestimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schicksal wollte, daß sie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem Anderen einen Gott auf die Wagschale . . .

Und sie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft" ist das Hauptwerk von Kant, und wir müssen uns vorzugsweise damit beschäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieses Buch wie schon erwähnt erschien 1781 und wurde erst 1789 allgemein bekannt. Es wurde Anfangs ganz übersehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen sind damals darüber erschienen und erst spät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerksamkeit des Publicums auf dieses große Buch geleitet. Die Ursache dieser verzögerten Anerkenntniß liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und schlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel als irgend ein anderer Philosoph; um so mehr, wenn wir seinen vorhergehenden besseren Styl erwägen. Die kürzlich erschienene Sammlung seiner kleinen Schriften enthält die ersten Versuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal sehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe schon sein großes Werk ausarbeitete, hat er diese kleinen Aufsätze vor sich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat der sich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen wo er gewiß zu siegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften sind besonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" geschrieben schon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" geschrieben zehn Jahre später so wie auch „Träume eines Geisterſehers" voll guter Laune in der Art der französischen Essais. Der Witz eines Kant, wie er sich in diesen Schriftchen äußert, hat etwas höchst Eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz seiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne solche Stütze freilich kann der reichste Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muß er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit seinen kostbarsten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant seine Kritik der reinen Vernunft in einem so grauen, trockenen Packpapierstyl geschrieben? Ich glaube weil er die mathematische Form der Descartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wissenschaft möchte etwas von ihrer Würde einbüßen wenn sie sich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone aussprächе. Er verlieh ihr daher eine steife abstracte Form die alle Vertraulichkeit der niederen Geistesclassen kalt ablehnte. Er wollte sich von den damaligen Popularphilosophen, die nach bürgerlichster Deutlichkeit strebten, vornehm absondern, und er kleidete seine Gedanken in eine hofmännisch abgekaltete Kanzleisprache. Hier zeigt sich ganz der Philister. Aber vielleicht bedurfte Kant zu seinem sorgfältig gemessenen Ideengang auch einer Sprache die sorgfältig gemessener und er war nicht im Stande eine bessere zu schaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken

auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieses Mangels, ebenso wie der gute Maximilian, war Kant um so mißtrauischer gegen das Genie, und in seiner Kritik der Urtheilskraft behauptete er sogar das Genie habe nichts in der Wissenschaft zu schaffen, seine Wirksamkeit gehöre in's Gebiet der Kunst.

Kant hat durch den schwerfälligen steifleinenen Styl seines Hauptwerks sehr vielen Schaden gestiftet. Denn die geistlosen Nachahmer äfften ihn nach in dieser Aeußerlichkeit, und es entstand bei uns der Aberglaube, daß man kein Philosoph sei, wenn man gut schriebe. Die mathematische Form jedoch konnte seit Kant in der Philosophie nicht mehr aufkommen. Dieser Form hat er in der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematische Form in der Philosophie, sagte er, bringe nichts als Kartengebäude hervor, so wie die philosophische Form in der Mathematik nur eitel Geschwätz hervorbringt. Denn in der Philosophie könne es keine Definitionen geben wie in der Mathematik, wo die Definitionen nicht discursiv, sondern intuitiv sind, d. h. in der Anschauung nachgewiesen werden können; was man Definitionen in der Philosophie nenne, werde nur versuchsweise, hypothetisch, vorangestellt; die eigentlich richtige Definition erscheine nur am Ende als Resultat.

Wie kommt es, daß die Philosophen so viel Vorliebe für die mathematische Form zeigen? Diese Vorliebe beginnt schon mit Pythagoras, der die Principien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieses war ein genialer Gedanke. In einer Zahl ist alles Sinnliche und Endliche abgestreift, und dennoch bezeichnet sie etwas Bestimmtes und dessen Verhältniß zu etwas Bestimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denselben Charakter des Entsinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denselben Charakter und dasselbe Verhältniß zu einander haben. Man kann die Ideen, wie sie in unserem Geiste und in der Natur sich kundgeben, sehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee selber. Der Meister bleibt dieses Unterschieds noch bewußt, der Schüler aber vergißt dessen, und überliefert seinen Nachschülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulstolz nachplappert. Dasselbe gilt von den übrigen Elementen der mathematischen Form. Das Geistige in seiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixiren; ebensowenig wie durch die Zahl läßt es sich fixiren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemessen.

Da es mir hauptsächlich darum zu thun ist, das Studium der deutschen Philosophie in Frankreich zu erleichtern, so bespreche ich immer zumeist diejenigen Aeußerlichkeiten, die den Fremden leicht abschrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntniß gesetzt hat. Literatoren, die den Kant für das französische Publicum bearbeiten wollen, mache ich besonders darauf aufmerksam, daß sie denjenigen Theil seiner Philosophie ausscheiden können, der blos dazu dient, die Absurditäten der Wolf'schen Philosophie zu bekämpfen. Diese Polemik, die sich überall durchdrängt, kann bei den Franzosen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen. — Wie ich höre, beschäftigt sich der Herr Doctor Schön, ein deutscher Gelehrter in Paris, mit einer französischen Herausgabe des Kant. Ich hege eine zu günstige Meinung von den philosophischen Einsichten des Obgenannten, als daß ich es für nöthig erachtete, obigen Wink auch an ihn zu richten, und ich erwarte vielmehr von ihm ein ebenso nützliches wie wichtiges Buch.

Die „Kritik der reinen Vernunft" ist, wie bereits gesagt, das Hauptbuch von Kant, und seine übrigen Schriften sind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Commentare zu betrachten. Welche soziale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird sich aus Folgendem ergeben.

Die Philosophen vor Kant haben zwar über den Ursprung unserer Erkenntnisse nachgedacht, und sind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verschiedene Wege gerathen, je nachdem sie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnißvermögen selber, über den Umfang unseres Erkenntnißvermögens, oder über die Grenzen unseres Erkenntnißvermögens ist weniger nachgedacht worden. Dieses ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unser Erkenntnißvermögen einer schonungslosen Untersuchung, er sondirte die ganze Tiefe dieses Vermögens und constatirte alle seine Grenzen. Da fand er nun freilich, daß wir gar nichts wissen können

von sehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrautester Bekanntschaft zu stehen vermeinten. Das war sehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich zu wissen, von welchen Dingen wir nichts wissen können. Wer uns vor nutzlosen Wegen warnt, leistet uns einen eben so guten Dienst wie derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daß wir von den Dingen, wie sie an und für sich selber sind, nichts wissen, sondern daß wir nur insofern etwas von ihnen wissen als sie sich in unserem Geiste reflectiren. Da sind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato im siebenten Buche vom Staate so Betrübsames erzählt. Diese Unglücklichen, gefesselt an Hals und Schenkeln, so daß sie sich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, sitzen in einem Kerker, der oben offen ist, und von obenher erhalten sie einiges Licht. Dieses Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieser Mauer wandeln Menschen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und miteinander sprechen. Die armen Gefangenen können nun von diesen Menschen, welche nicht so hoch wie die Mauer, gar nichts sehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, sehen sie nur die Schatten, welche sich an der ihnen gegenüberstehenden Wand dahinbewegen; und sie halten nun diese Schatten für die wirklichen Dinge und, getäuscht durch das Echo ihres Kerkers, glauben sie, es seien diese Schatten, welche mit einander sprechen.

Die bisherige Philosophie, die schnüffelnd an den Dingen herumlief und sich Merkmale derselben einsammelte und sie classificirte, hörte auf, als Kant erschien, und dieser lenkte die Forschung zurück in den menschlichen Geist und untersuchte, was sich da kundgab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher seine Philosophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt stillstehen und die Sonne um dieselbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht sonderlich übereinstimmen; da ließ Kopernikus die Sonne stillstehen und die Erde um sie herumwandeln und siehe! Alles ging nun vortrefflich.

Früher lief die Vernunft gleich der Sonne um die Erscheinungswelt herum und suchte sie zu beleuchten; Kant aber läßt die Vernunft, die Sonne, stillstehen, und die Erscheinungswelt dreht sich um sie herum und wird beleuchtet, je nach dem sie in den Bereich dieser Sonne kömmt.

Nach diesen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, ist Jedem begreiflich, daß ich denjenigen Abschnitt seines Buches, worin er die sogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigsten Theil, für den Mittelpunkt seiner Philosophie halte. Kant macht nämlich einen Unterschied zwischen den Erscheinungen der Dinge und den Dingen an sich. Da wir von den Dingen nur insoweit etwas wissen können, als sie sich uns durch Erscheinung kundgeben, und da also die Dinge nicht, wie sie an und für sich selbst sind, sich uns zeigen, so hat Kant die Dinge, insofern sie erscheinen, Phänomena, und die Dinge an und für sich Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir etwas wissen, nichts aber können wir von den Dingen wissen als Noumena. Letztere sind nur problematisch, wir können weder sagen: sie existiren, noch: sie existiren nicht. Ja, das Wort Noumen ist nur dem Wort Phänomen nebengesetzt, um von Dingen, insoweit sie uns erkennbar, sprechen zu können, ohne in unserem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat also nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterschieden in Phänomena und Noumena, in Dinge welche für uns existiren, und in Dinge, welche für uns nicht existiren. Dieses wäre ein irländischer Bull in der Philosophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

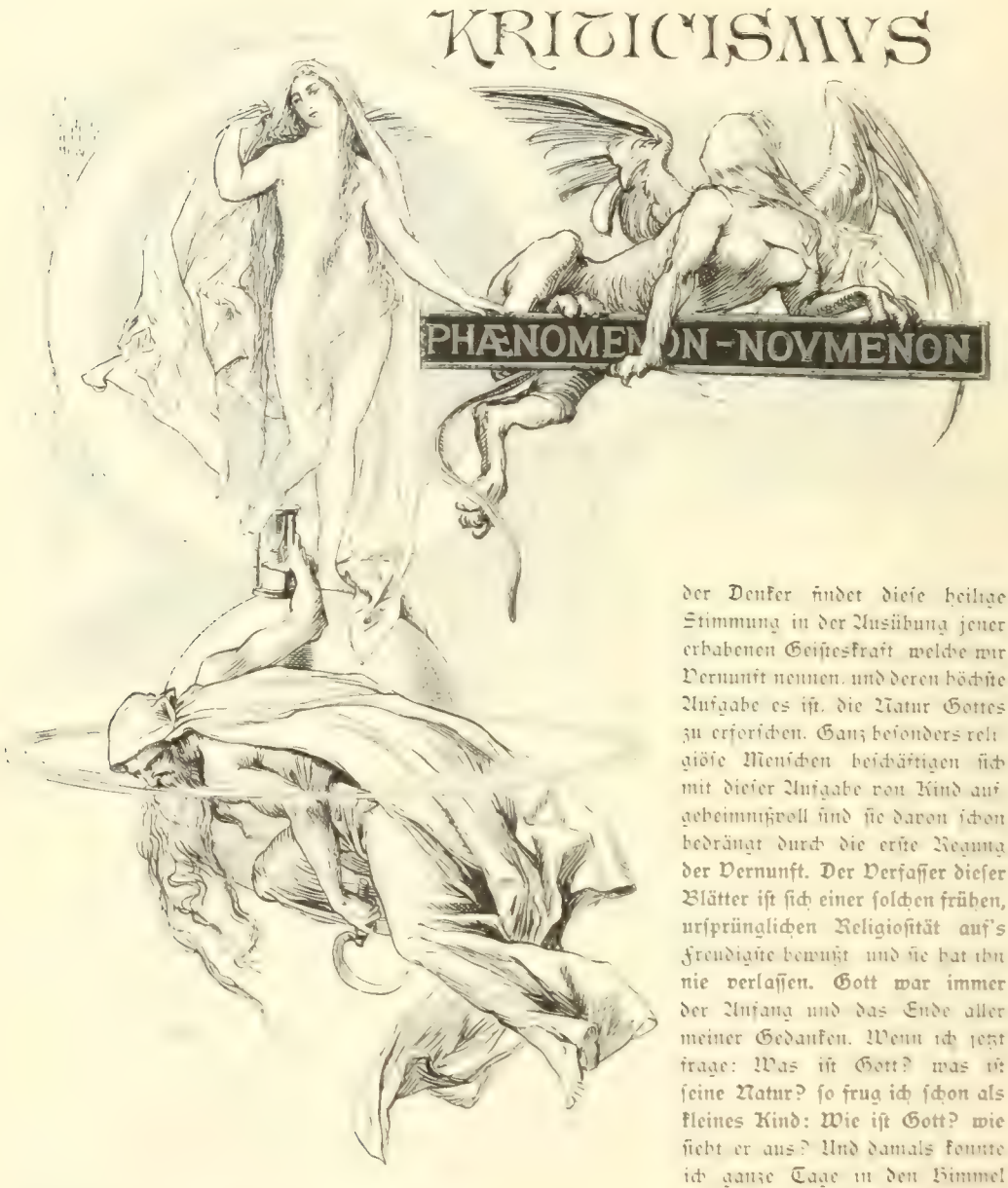
Gott ist nach Kant ein Noumen. In Folge seiner Argumentation ist jenes transcendentale Idealwesen, welches wir bisher Gott genannt, nichts Anders als eine Erdichtung. Es ist durch eine natürliche Illusion entstanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar nichts wissen können, und wie sogar jede künftige Beweisführung seiner Existenz unmöglich sei. Die Dante'schen Worte: „Laßt die Hoffnung zurück!" schreiben wir über diese Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erläßt mir gern die populäre Erörterung dieser Partie, wo „von den Beweisgründen der speculativen Vernunft, auf das Dasein eines höchsten Wesens zu schließen", gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieser Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erst in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorschein kommt, so ist sie doch schon von vornherein auf's Absichtlichste eingeleitet, und sie gehört zu dessen Pointen. Es knüpft sich daran die „Kritik aller speculativen Theologie", und vernichtet werden die übrigen Luftgebilde der Deisten. Bemerken muß ich, daß Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Dasein Gottes, nämlich den ontologischen, den kosmologischen und den physikotheologischen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den ersteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt sind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterscheidungen formulirt:

„Es sind nur drei Beweisarten vom Dasein Gottes aus speculativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieser Absicht einschlagen mag, fangen entweder von der bestimmten Erfahrung und der dadurch erkannten besonderen Beschaffenheit unserer Sinnenwelt an, und steigen von ihr nach Gesetzen der Causalität bis zur höchsten Ursache außer der Welt hinauf; oder sie legen nur unbestimmte Erfahrung, das ist irgend ein Dasein zum Grunde, oder sie abstrahiren endlich von aller Erfahrung und schließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache. Der erste Beweis ist der physikotheologische, der zweite der kosmologische, der dritte ist der ontologische Beweis. Mehr gibt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

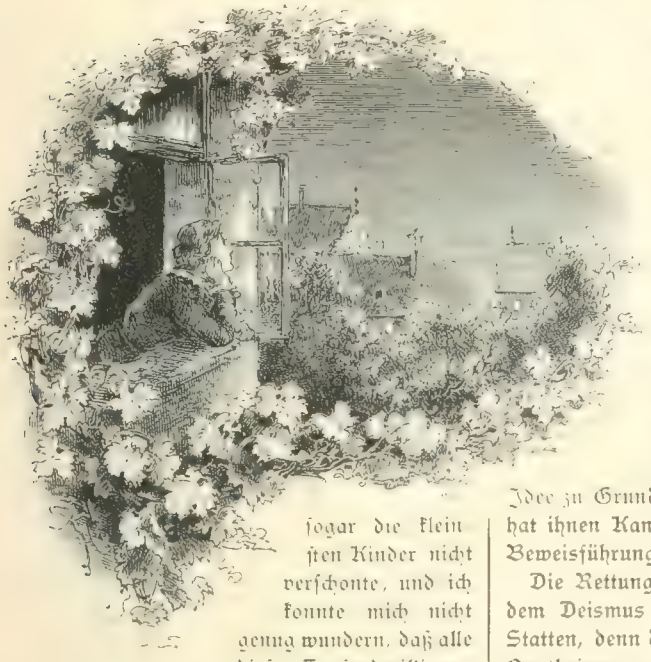
Nach mehrmaligem Durchstudieren des Kant'schen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen jene bestehenden Beweise für das Dasein Gottes überall hervorlauscht, und ich würde sie weitläufiger besprechen, wenn mich nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. Schon daß ich Jemanden das Dasein Gottes discutiren sehe, erregt in mir eine so sonderbare Angst, eine so unheimliche Beklemmung, wie ich sie einst in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnsinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott ist Alles, was da ist", und Zweifel an ihm ist Zweifel an dem Leben selbst, es ist der Tod.

So verwerflich aber jede Discussion über das Dasein Gottes ist, desto preislicher ist das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieses Nachdenken ist ein wahrhafter Gottesdienst, unser Gemüth



der Denker findet diese heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geisteskraft welche wir Vernunft nennen, und deren höchste Aufgabe es ist, die Natur Gottes zu erforschen. Ganz besonders religiöse Menschen beschäftigen sich mit dieser Aufgabe von Kind auf geheimnißvoll sind sie davon schon bedrängt durch die erste Regung der Vernunft. Der Verfasser dieser Blätter ist sich einer solchen frühen, ursprünglichen Religiosität auf's Freudigste bewußt und sie hat ihn nie verlassen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: Was ist Gott? was ist seine Natur? so frug ich schon als kleines Kind: Wie ist Gott? wie sieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufsehen, und war des Abends sehr betrübt, daß ich niemals das allerheiligste Angesicht Gottes, sondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz confus machten mich die Mittheilungen aus der Astronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode

wird dadurch abgezogen vom Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewußtsein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieses Bewußtsein durchschauert den Gefühlsmenschen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole;



sogar die kleinsten Kinder nicht verschonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß alle diese Tausendmillionen Sterne eben so große, schöne Erdkugeln seien wie die unsrige, und über all dieses leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einst im Traume, erinnere ich mich, sah ich Gott, ganz oben in der weitesten Ferne. Er schaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenster hinaus, ein frommes Greisengesicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er streute eine Menge Saatkörner herab, die, während sie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichsam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis sie lauter strahlende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede so groß, wie unsere eigene Erdkugel. Ich habe dieses Gesicht nie vergessen können, noch oft im Traume sah ich den heiteren Alten aus seinem kleinen Himmelfenster die Weltensaat herabschütten; ich sah ihn einst sogar mit den Lippen schnalzen, wie unsere Magd, wenn sie den Hühnern ihr Gerstenfutter zuwarf. Ich konnte nur sehen, wie die fallenden Saatkörner sich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten; aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgesperrten Schnäbeln lauerten, um mit den hingestreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht sehen.

Du lächelst, lieber Leser, über die großen Hühner, diese kindische Ansicht ist aber nicht allzusehr entfernt von der Ansicht der reifsten Deisten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben sich der Orient und der Occident in kindischen Hyperbeln erschöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat sich aber die Phantasie der Deisten vergeblich abgequält. Hier zeigt sich ganz ihre Ohnmacht, die Haltlosigkeit ihrer Weltansicht, ihrer Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn diese Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieses Leid aber hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweisführungen von der Existenz Gottes zerstörte.

Die Rettung des ontologischen Beweises käme dem Deismus gar nicht besonders heilsam zu Statten, denn dieser Beweis ist ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verständniß bemerke ich, daß der ontologische Beweis derjenige ist, den Descartes aufstellt, und der schon lange vorher im Mittelalter durch Anselm von Canterbury in einer rührenden Gebetform ausgesprochen worden. Ja, man kann sagen, daß der heilige Augustin schon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologischen Beweis aufgestellt hat.

Ich enthalte mich, wie gesagt, aller populärisirenden Erörterung der Kant'schen Polemik gegen jene Beweise. Ich begnüge mich zu versichern, daß der Deismus seitdem im Reiche der speculativen Vernunft erblichen ist. Diese betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe sie sich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längst Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hause gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philosophen tracirt, er hat den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute, es gibt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das

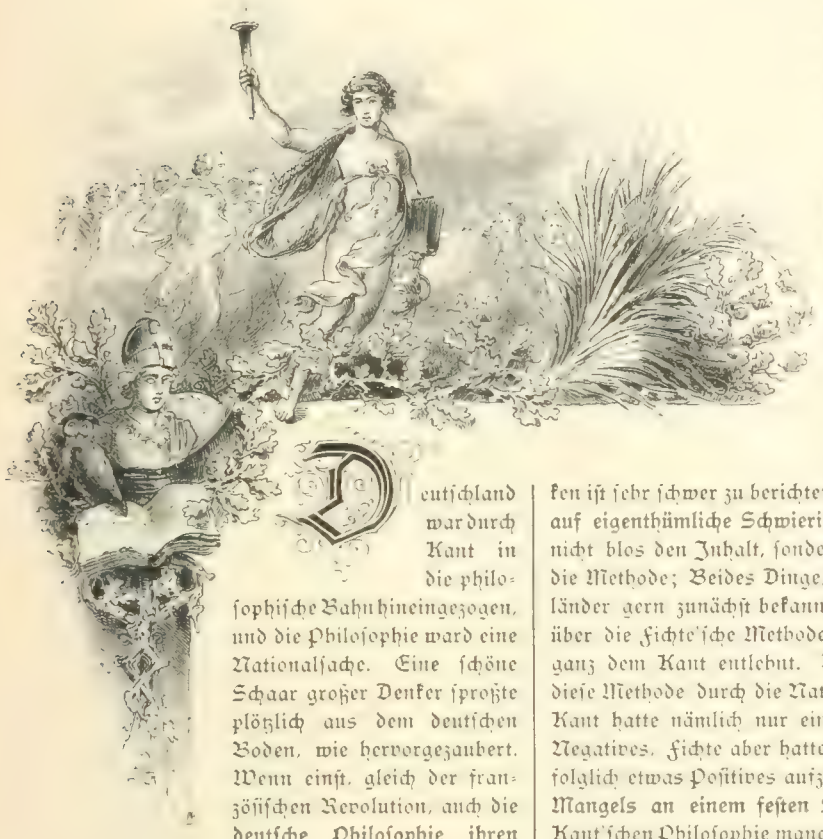
röchelt, das ſtöhnt — und der alte Lampe ſteht dabei, mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſichte. Da erbarmt ſich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philoſoph, ſondern auch ein guter Menſch iſt, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironiſch ſpricht er: „Der alte Lampe muß einen Gott haben, ſonſt kann der arme Menſch nicht glücklich ſein — der Menſch ſoll aber auf der Welt glücklich ſein — das ſagt die praktiſche Vernunft — meinetwegen — ſo mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant dieſe Reſurrection nicht blos des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Ueberzeugung gehandelt? Hat er eben dadurch, daß er alle Beweiſe für das Daſein Gottes zerſtörte, uns recht zeigen wollen, wie mißlich es iſt, wenn wir nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt ebenſo weiſe wie mein weſtphäliſcher Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunklen ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß die Kritik der reinen Vernunft bei ihrem Erſcheinen nicht die geringſte Senſation gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläuterungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publicums, und im Jahre 1789 war in Deutſchland von nichts mehr die Rede, als von Kant'ſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Commentare, Chreſtomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu werfen, und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei Vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revolution. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie ihr in der materiellen Welt, und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffirten wir uns eben ſo ſehr wie ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freilich ebenfalls nur ein paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, das iſt die Wolf'ſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revolution, und es fehlte nicht an Greuel. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greuel am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greuel, damit ſich das Maß fülle, und die Contrerevolution deſto ſchneller als nothwendige Reaction ſtattfinde. Es gab bei uns Peſſimiſten in der Philoſophie wie bei euch in der Politik. Wie es in Frankreich Leute gab, welche behaupteten, daß Robespierre nur ein Agent Pitt's ſei, gingen bei uns manche Peſſimiſten in der Selbſtverblendung ſo weit, daß ſie ſich einbildeten, Kant ſei mit ihnen in einem geheimen Einverſtändniß, und habe die bisherigen Beweiſe für das Daſein Gottes nur deshalb zerſtört, damit die Welt einſehe, daß man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntniß Gottes gelange, und daß man ſich alſo hier an die geoffenbarte Religion halten müſſe.

Dieſe große Geiſterbewegung hat Kant nicht ſowohl durch den Inhalt ſeiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritiſchen Geiſt, der darin waltete, und der ſich jetzt in alle Wiſſenſchaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, ſogar die Poeſie blieb nicht verſchont von ihrem Einfluß. Schiller z. B. war ein gewaltſamer Kantianer, und ſeine Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt der Kant'ſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe Kant'ſche Philoſophie wegen ihrer abſtracten Trockenheit ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läßt ſich nicht leicht bewegen; iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlichſter Ausdauer bis an's Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns ebenſo conſequent weiterbewegen in der Politik?



Deutschland war durch Kant in die philosophische Bahn hineingezogen, und die Philosophie ward eine Nationalsache. Eine schöne Schaar großer Denker sproßte plötzlich aus dem deutschen Boden, wie hervorgezaubert. Wenn einst, gleich der französischen Revolution, auch die deutsche Philosophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, so wird die Geschichte derselben eine ebenso merkwürdige Lectüre bieten, und der Deutsche wird sie mit Stolz und der Franzose wird sie mit Bewunderung lesen.

Unter den Schülern Kant's ragte schon frühe hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle fast, von der Bedeutung dieses Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in diesem Manne sind Gedanke und Gesinnung Eins, und in solcher großartigen Einheit wirken sie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht blos eine Philosophie zu erörtern, sondern auch einen Charakter, durch den sie gleichsam bedingt wird, und um Beider Einfluß zu begreifen, bedürfte es wohl einer Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse. Welche weitreichende Aufgabe! Vollauf sind wir gewiß entschuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'schen Gedanken ist sehr schwer zu berichten. Auch hier stoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht blos den Inhalt, sondern auch die Form und die Methode; Beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächst bekannt machen. Zuerst also über die Fichte'sche Methode. Diese ist anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert sich diese Methode durch die Natur des Gegenstandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, also etwas Negatives, Fichte aber hatte späterhin ein System, folglich etwas Positives aufzustellen. Wegen jenes Mangels an einem festen System hat man der Kant'schen Philosophie manchmal den Titel „Philosophie" absprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant selber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von festen Systemen zusammengebaut. In seinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie gesagt, der Kant'schen Methode ganz treu, so daß man seine erste Abhandlung, als sie anonym erschien, für ein Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber später ein System aufstellt, so geräth er in ein eifriges, gar eigensinniges Construiren, und wenn er die ganze Welt construirt hat, so beginnt er ebenso eifrig und eigensinnig von oben bis unten herab seine Constructionen zu demonstriren.

schaft. Wie in seinem System selbst so herrscht bald die Subjectivität auch in seinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor sich hin und secirt ihn und zerlegt ihn in seine feinsten Fasern, und seine Kritik der reinen Vernunft ist gleichsam das anatomische Theater des Geistes. Er selber bleibt dabei kalt gemüthlos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode so auch die Form der fichte'schen Schriften. Sie ist lebendig aber sie hat auch alle Fehler des Lebens: sie ist unruhig und verwirrt am. Um recht lebendig zu bleiben, verschmäht fichte die gewöhnliche Terminologie der Philosophen die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verständniß. Er hat überhaupt über Verständniß ganz eigene Grillen. Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte fichte daß ihn Niemand besser verstehe wie Reinhold. Als dieser aber später von ihm abwich erklärte fichte er habe ihn nie verstanden. Als er mit Kant differenzirte

In diesem Construiren und Demonstriren verkündet fichte eine so zu sagen, abstracte Lehre

ließ er drucken. Kant verstehe sich selber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komische Seite unserer Philosophen. Sie klagen beständig über Nichtverstandenwerden. Als Hegel auf dem Todbette lag, sagte er: „Nur Einer hat mich verstanden", aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „Und Der hat mich auch nicht verstanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für sich hat die Fichte'sche Philosophie keine große Bedeutung. Sie hat der Gesellschaft keine Resultate geliefert. Nur insofern sie eine der merkwürdigsten Phasen der deutschen Philosophie überhaupt ist, nur insofern sie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in seiner letzten Consequenz beurkundet, und nur insofern sie den nothwendigen Uebergang zur heutigen Naturphilosophie bildet, ist der Inhalt der Fichte'schen Lehre von einigem Interesse. Da dieser Inhalt also mehr historisch und wissenschaftlich als social wichtig ist, will ich ihn nur mit den kürzesten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche sich Fichte stellt, ist: Welche Gründe haben wir, anzunehmen, daß unseren Vorstellungen von Dingen auch Dinge außer uns entsprechen? Und dieser Frage gibt er die Lösung: Alle Dinge haben Realität nur in unserem Geiste.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, so ist die „Wissenschaftslehre" das Hauptbuch von Fichte. Dieses Buch ist gleichsam eine Fortsetzung des ersteren. Die Wissenschaftslehre verweist den Geist ebenfalls in sich selbst. Aber wo Kant analysirt, da construirt Fichte. Die Wissenschaftslehre beginnt mit einer abstracten Formel: Ich-Ich, sie erschafft die Welt hervor aus der Tiefe des Geistes, sie fügt die zersetzten Theile wieder zusammen, sie macht den Weg der Abstraction zurück, bis sie zur Erscheinungswelt gelangt. Diese Erscheinungswelt kann alsdann der Geist für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte ist noch die besondere Schwierigkeit, daß er dem Geiste zumuthet, sich selber zu beobachten, während er thätig ist. Das Ich soll über seine intellectuellen Handlungen Betrachtungen anstellen, während es sie ausführt. Der Gedanke soll sich selber belauschen, während er denkt, während er allmälig warm und wärmer und endlich gar wird. Diese Operation mahnt uns an den Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Kessel sitzt und seinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte, die wahre Kochkunst besteht nicht darin, daß man blos objectiv kocht, sondern auch subjectiv des Kochens bewußt wird.

Es ist ein eigener Umstand, daß die Fichte'sche Philosophie immer viel von der Satire auszustehen hatte. Ich sah mal eine Caricatur, die eine Fichte'sche Gans vorstellt. Sie hat eine so große Leber, daß sie nicht mehr weiß, ob sie die Gans oder ob sie die Leber ist. Auf ihrem Bauch steht: Ich-Ich. Jean Paul hat die Fichte'sche Philosophie auf's Heillosesse persiflirt in einem Buche, betitelt Clavis Fichteana. Daß der Idealismus in seiner consequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie leugnete, das erschien dem großen Publicum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir moquirten uns nicht übel über das Fichte'sche Ich, welches die ganze Erscheinungswelt durch sein bloßes Denken producirte. Unseren Spöttern kam dabei ein Mißverständniß zu Statten, das zu populär geworden, als daß ich es unerwähnt lassen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'sche Ich, das sei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieses individuelle Ich leugne alle anderen Existenzen. Welche Unverschämtheit! riefen die guten Leute, dieser Mensch glaubt nicht, daß wir existiren, wir, die wir weit corpulenter als er und als Bürgermeister und Amtsactuare sogar seine Vorgesetzten sind! Die Damen fragten: Glaubt er nicht wenigstens an die Existenz seiner Frau? Nein? Und das läßt Madame Fichte so hingehen?

Das Fichte'sche Ich ist aber kein individuelles Ich, sondern das zum Bewußtsein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'sche Denken ist nicht das Denken eines Individuums, eines bestimmten Menschen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es ist vielmehr ein allgemeines Denken, das sich in einem Individuum manifestirt. So wie man sagt: „Es regnet, es blitzt" u. s. w., so sollte auch Fichte nicht sagen: „Ich denke," sondern: „Es denkt," „Das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der französischen Revolution mit der deutschen Philosophie habe ich einst, mehr aus Scherz als im Ernste, den Fichte mit Napoleon verglichen. Aber, in der That, es bieten sich hier bedeutsame Aehnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroristisches Zerstörungswerk vollbracht, erscheint Fichte, wie Napoleon erschienen, nachdem die Convention ebenfalls

mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergeriſſen hatte. Napoleon und Fichte repräſentiren das große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That Eins ſind, und die koloſſalen Gebäude, welche Beide zu conſtruiren wiſſen, zeugen von einem koloſſalen Willen. Aber durch die Schrankenloſigkeit dieſes Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wiſſenſchaftslehre wie das Kaiſerreich zerfallen und verſchwinden ebenſo ſchnell, wie ſie entſtanden.

Das Kaiſerreich gehört nur noch der Geſchichte, aber die Bewegung, welche der Kaiſer in der Welt hervorgebracht, iſt noch immer nicht geſtillt, und von dieſer Bewegung lebt noch unſere Gegenwart. So iſt es auch mit der Fichte'ſchen Philoſophie. Sie iſt ganz untergegangen, aber die Geiſter ſind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar iſt die Nachwirkung ſeines Wortes. Wenn auch der ganze Transcendentalidealismus ein Irrthum war, ſo lebte doch in den Fichte'ſchen Schriften eine ſtolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die beſonders auf die Jugend einen heilſamen Einfluß übte. Fichte's Ich war ganz übereinſtimmend mit ſeinem unbeugſamen, hartnäckigen, eiſernen Charakter. Die Lehre von einem ſolchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem ſolchen Charakter entſprießen, und ein ſolcher Charakter mußte, zurückwurzelnd in eine ſolche Lehre, noch unbeugſamer werden, noch hartnäckiger, noch eiſerner.

Wie mußte dieſer Mann den geſinnungsloſen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel ſein! Sein ganzes Leben war ein beſtändiger Kampf. Seine Jugendgeſchichte iſt eine Reihe von Kümmerniſſen, wie bei faſt allen unſeren ausgezeichneten Männern. Armuth ſitzt an ihrer Wiege und ſchaukelt ſie groß, und dieſe magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts iſt rührender, als den willenſtolzen Fichte zu ſehen, wie er ſich durch Hofmeiſterei in der Welt durchzuquälen ſucht. Solches klägliche Dienſtbrot kann er nicht einmal in der Heimat finden, und er muß nach Warſchau wandern. Dort die alte Geſchichte. Der Hofmeiſter mißfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße ſind nicht fein genug, nicht franzöſiſch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polniſchen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeſchafft wie ein Lakai, erhält von der mißvergnügten Herrſchaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verläßt Warſchau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthuſiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Männer iſt in jeder Hinſicht intereſſant, und ich glaube, Beider Weiſe und Zuſtände nicht beſſer veranſchaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie desſelben, die ſein Sohn unlängſt herausgegeben, enthalten iſt:

„Am fünfundzwanzigſten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne beſondere Fährlichkeiten am erſten Juli daſelbſt ein. — Den vierten. Kant beſucht, der mich indeß nicht ſonderlich aufnahm; ich hoſpitirte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag iſt ſchläfrig. Unterdeß ſchrieb ich dies Tagebuch. —

„— Schon lange wollte ich Kant ernſthafter beſuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf eine Kritik aller Offenbarungen zu ſchreiben, und ſie ihm ſtatt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete ſeitdem ununterbrochen fort. — Am achtzehnten Auguſt überſchickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigſten hin, um ſein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und ſchien ſehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wiſſenſchaftlichen Geſpräche kam es nicht; wegen meiner philoſophiſchen Zweifel verwies er mich an ſeine Kritik der reinen Vernunft und an den Hofprediger Schulz, den ich ſofort aufſuchen werde. Am ſechsundzwanzigſten ſpeiſte ich bei Kant, in Geſellſchaft des Profeſſor Sommer, und fand einen ſehr angenehmen, geiſtreichen Mann an Kant; erſt jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen, in ſeinen Schriften niedergelegten Geiſtes würdig ſind.

„Den ſiebenundzwanzigſten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher ſchon die Excerpte aus den Kant'ſchen Vorleſungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. gelieben, beendigt hatte. Zugleich beſchließe ich, jenes hinfüro ordentlich alle Abende vor Schlafengehen fort

zusetzen, und alles Interessante, was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen, einzutragen."

„Den achtundzwanzigsten, Abends. Noch gestern fing ich an, meine Kritik zu revidiren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daß ich den ganzen Tag nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daß ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier subsistiren kann. — Freilich bin ich schon in solchen Verlegenheiten gewesen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entschluß, kann keinen fassen. — Dem Pastor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht entdecken, so geschieht es an Niemand als an Kant selbst.

„Am neunundzwanzigsten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er schlug mir eine Condition vor, die aber noch nicht völlig gewiß ist, und die mich auch gar nicht sehr freut; zugleich nöthigte er mir durch seine Offenheit das Geständniß ab, daß ich pressirt sei, eine Versorgung zu wünschen. Er rieth mir, zu Professor W. zu gehen. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Aussichten bei Ersterem sind sehr mißlich; doch sprach er von Hauslehrerstellen im Kurländischen, die mich ebenfalls nur die höchste Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo Anfangs mich seine Gattin empfing. Auch er erschien, aber in mathematische Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's desto freundlicher. Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und dessen Pflegbefohlenen, den Grafen Dönhof, Herrn Büttner, Neven des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß.

„Am ersten September stand ein Entschluß in mir fest, den ich Kant entdecken wollte; eine Hauslehrerstelle, so ungern ich dieselbe auch angenommen hätte, findet sich nicht, und die Ungewißheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiste zu arbeiten und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: also fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittlung verschafft werden. Aber indem ich zu ihm gehen und meinen Vorschlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beschloß, zu schreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen sehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und schickte ihn ab."

Trotz seiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entschließen, diesen Brief hier in französischer Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es steigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir ist, als sollte ich die verschämtesten Kümmernisse der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach französischem Weltsinn, trotz meinem philosophischen Kosmopolitismus, sitzt doch immer das alte Deutschland mit allen seinen Spießbürgergefühlen in meiner Brust. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war so arm, daß er, trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, den Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im Mindesten unmuthig, wie wir aus den Worten des Tagebuches, die ich noch hierhersetzen will, schließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Offenheit, sagte aber, er habe sich über meinen Vorschlag noch nicht resolvirt; jetzt bis in vierzehn Tagen sei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine Desseins, welche verriethen, daß er unsere Lage in Sachsen nicht genug kennt. — — Alle diese Tage habe ich nichts gemacht; ich will aber wieder arbeiten und das Uebrige schlechthin Gott überlassen. — Am sechsten. Ich war zu Kant gebeten, der mir vorschlug, mein Manuscript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es sei gut geschrieben, meinte er, da

ich von Umarbeitung sprach. — Ist dies wahr? Und doch sagt es Kant! — Uebrigens schlug er mir meine erste Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unserer Affaire; Magister Genüchen war zugegen, und nur allgemeine zum Theil sehr interessante Gespräche; auch ist Kant ganz unverändert gegen mich derselbe. — Am dreizehnten. Heute wollte ich arbeiten, und thue nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heute über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!"

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feste Stelle in Jena, und von hieraus datirt sich seine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei sächsische Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutschen Geisterlebens. In Weimar war der Hof und die Poesie, in Jena war die Universität und die Philosophie. Dort sahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutschlands. Anno 1794 begann Fichte seine Vorlesungen in Jena. Die Jahr-

zahl ist bedeutsam und erklärt sowohl den Geist seiner damaligen Schriften, als auch die Tribulationen, denen er seitdem ausgesetzt stand, und denen er vier Jahre später endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erhoben sich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus die ihm unleidliche Verfolgungen zuzieben und auch seinen Abgang von Jena bewirken. Diese Begebenheit, die merkwürdigste in Fichte's Leben hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon schweigen. Hier kommt auch Fichte's Ansicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitschrift „Philosophisches Journal" welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufsatz betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion", der ihm von einem gewissen Forberg, welcher Schullehrer zu Zahlfeld, eingesendet worden. Diesem Aufsatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung."

Die beiden Stücke nun wurden von der kursächsischen Regierung confiscirt unter dem Vorgeben, sie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requisitionsschreiben an den Weimar'schen Hof, worin derselbe aufgefordert wurde, den Professor Fichte ernstlich zu bestrafen. Der Weimar'sche Hof hatte nun freilich von dergleichen Ansinnen sich keineswegs

irreleiten lassen; aber da Fichte bei diesem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellation an's Publicum schrieb, ohne seine officielle Behörde zu berücksichtigen, so hat diese, die Weimar'sche Regierung, verstimmt und von außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in seinen Ausdrücken unvorsichtigen Professor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der sich in seinem Rechte glaubte, wollte solche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach seinen damaligen Briefen zu schließen, wurmte ihn ganz besonders das Verhalten zweier Männer, die durch ihre amtliche Stellung in seiner Sache besonders wichtige Stimmen hatten, und dieses waren Se. Ehrwürden der Ober-Consistorialrath von Herder und Se. Excellenz der Geheime-Rath von Goethe. Aber Beide sind hinreichend zu entschuldigen. Es ist rührend, wenn man in Herder's hinterlassenen Briefen liest, wie der arme Herder seine liebe Noth hatte mit den Candidaten der Theologie, die, nachdem sie in Jena studirt, zu ihm nach Weimar kamen, um als protestantische Prediger examinirt zu werden. Ueber Christus, den Sohn, wagte er im Examen sie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur die Existenz des Vaters zugestand. Was Goethe betrifft, so hat er sich in seinen Memoiren über obiges Ereigniß folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig, über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen im höheren Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fand. Kleinere und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien. Er ward in Anspruch genommen; seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben so wenig, wie man ihm auf das Gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsicheren Reden auf der Akademie in einander; man sprach von einem ministeriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt, ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einstimmig, den Ort zu verlassen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten."

Ist das nicht, wie er leibt und lebt, der ministerielle, schlichtende, vertuschende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das gesprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken gesprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, sondern das Wort. Daß der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sei, war, wie ich schon einmal gesagt, ein Geheimniß, das Jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte ausschreien sollte. Goethe war so wenig Deist wie

Fichte; denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe mit seinem scharfen Auge die Haltlosigkeit der Fichte'schen Philosophie am besten durchschauen, und seine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deisten am Ende Alle sind, mußte Fichte ein Greuel sein; dem großen Heiden war er blos eine Thorheit. Der „große Heide" ist nämlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidenthum des Goethe ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einem tieferen Verständniß begabt, trotz seines sträubenden Widerwillens hat das Christenthum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen und dadurch verstand er die verborgen

sten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unserer heutigsten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor so modern pulsirte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben so stark mitempfand wie die Freuden eines alten Griechengottes. Der Pantheismus des Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poesie. Alle Gedichte Goethe's sind durchdrungen von demselben Geiste der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte ist keinem Zweifel unterworfen. Wenigstens beschäftigte er sich damit während seiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang seiner Memoiren, sowie auch in dem kürzlich erschienenen letzten Bande derselben hat er solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen daß Herder über diese beständige Beschäftigung mit Spinoza einst übellaunig äußerte: Wenn doch

der Goethe einmal ein anderes lateinisches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber dieses gilt nicht blos von Goethe; noch eine Menge seiner Freunde, die später mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeitig dem Pantheismus, und dieser blühte praktisch in der deutschen Kunst, ehe er noch als philosophische Theorie bei uns zur Herrschaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philosophie seine erhabenste Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunst gewaltsam zerstört, und es entstand hier jene berühmte Kunstrevolution, die noch heute nicht beendigt ist, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altclassische Regime, mit den Schlegel'schen Emeuten, anfängt.

In der That, unsere ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinct, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tieferen Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferungen des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufelthum, Zauberwesen, Hexerei . . . alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte, aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und boshaft verstümmelten Gestalt liebten sie eigentlich nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Hier muß ich erinnern an das erste Buch, wo ich gezeigt, wie das Christenthum die Elemente der altgermanischen Religion in sich aufgenommen, wie diese nach schmählichster Umwandlung sich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, so daß der alte Naturdienst als lauter böse Zauberei, die alten Götter als häßliche Teufel und ihre keuschen Priesterinnen als lauter ruchlose Hexen betrachtet wurden. Die Verirrungen unserer ersten Romantiker lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus etwas milder beurtheilen, als es sonst geschieht. Sie wollten das katholische Wesen des Mittelalters restauriren, weil sie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer ältesten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer frühesten Nationalität, sich noch Manches darin erhalten hat; es waren diese verstümmelten und geschändeten Reliquien, die ihr Gemüth so sympathetisch anzogen, und sie haßten den Protestantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitsammt der ganzen katholischen Vergangenheit zu vertilgen streben.

Doch darüber werde ich später sprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daß der Pantheismus schon zur Zeit Fichte's in die deutsche Kunst eindrang, daß sogar die katholischen Romantiker unbewußt dieser Richtung folgten, und daß Goethe sie am bestimmtesten aussprach. Dieses geschieht schon im Werther, wo er nach einer liebeseligen Identificirung mit der Natur schmachtet. Im Faust sucht er ein Verhältniß mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig mystischen, unmittelbaren Wege; er beschwört die geheimen Erdkräfte durch die Zauberformeln des Höllenzwangs. Aber am reinsten und lieblichsten beurkundet sich dieser Goethe'sche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'sches Lied. Daher die Wuth unserer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethe'sche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen sie nach diesem Schmetterling, der ihnen beständig entflattert.

Das iſt ſo zart ätheriſch, ſo duftig beflügelt. Ihr Franzoſen könnt euch keinen Begriff davon machen, wenn ihr die Sprache nicht kennt. Dieſe Goethe'ſchen Lieder haben einen neckiſchen Zauber, der unbeſchreibbar. Die harmoniſchen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich während der Gedanke dich küßt.

In Goethe's Betragen gegen Fichte ſehen wir alſo keineswegs die häßlichen Motive die von manchen Zeitgenoſſen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verſchiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mindeſten mißdeuteten die Paſſivität Goethe's als ſpäter Fichte ſtark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berückſichtigten nicht Goethe's Lage. Dieſer Rieſe war Miniſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phidias zu Olympia daß er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er einmal plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und dieſes ſollte er riskiren für eine Lehre, die nicht blos irrig, ſondern auch lächerlich? Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu ſehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunſtintereſſen aus das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte ſpricht nur, daß die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daß ſich politiſche Verbezugen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er ſich verpflichtet hat, beſtimmte Doctrinen zu lehren. Ein Philoſoph hat aber keine ſolche Verpflichtung eingegangen kann ſie nicht eingehen und ſein Gedanke iſt frei wie der Vogel in der Luft. — Es iſt vielleicht Unrecht, daß ich, theils um meine eigenen, theils um Anderer Gefühle zu ſchonen nicht Alles, was jene Anklage ſelbſt begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den mißlichen Stellen will ich aus dem incriminirten Aufſatze hier herſetzen: „ Die lebendige und wirkende moraliſche Ordnung iſt ſelbſt Gott; wir bedürfen keines andern Gottes, und können keinen anderen faſſen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moraliſchen Weltordnung herauszugehen und vermittelſt eines Schluſſes vom Begründeten auf den Grund noch ein beſonderes Weſen als die Urſache desſelben anzunehmen; der urſprüngliche Verſtand macht ſonach dieſen Schluß ſicher nicht, und kennt kein ſolches beſonderes Weſen; nur eine ſich ſelbſt mißverſtehende Philoſophie macht ihn. — —“

Wie es halsſtarrigen Menſchen eigenthümlich, ſo hat ſich Fichte in ſeiner Appellation an das Publicum und ſeiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgeſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unſer tiefſtes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unſeren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unſerem Geiſte in dem unendlichen Gedanken ſich offenbart, wir, die wir einen ſichtbaren Gott verehren in der Natur, und ſeine unſichtbare Stimme in unſerer eigenen Seele vernehmen: wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unſeren Gott für ein bloßes Hirngeſpinnſt erklärt und ſogar ironiſirt.

Es iſt zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnſinn iſt, wenn Fichte den lieben Gott von allem ſinnlichen Zuſatze ſo rein befreit, daß er ihm ſogar die Exiſtenz abſpricht, weil Exiſtiren ein ſinnlicher Begriff und nur als ſinnlicher möglich iſt! Die Wiſſenſchaftslehre, ſagt er, kennt kein anderes Sein als das ſinnliche, und da nur den Gegenſtänden der Erfahrung ein Sein zugeſchrieben werden kann, ſo iſt dieſes Prädicat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'ſche Gott keine Exiſtenz, er iſt nicht, er manifeſtirt ſich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgeſetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abſtractionen ſo lange durchfiltrirt, bis am Ende gar nichts mehr von ihr übrig blieb. Jetzt wie bei euch an der Stelle eines Königs, ſo bei uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loi athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder ein Dieu-loi, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

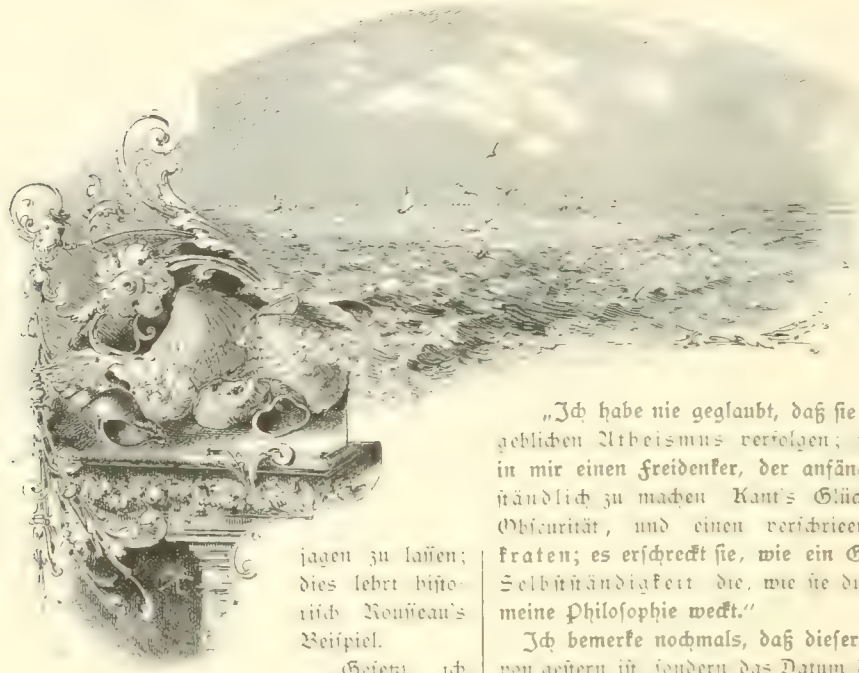
Der Fichte'ſche Idealismus gehört zu den koloſſalſten Irrthümern, die jemals der menſch-

liche Geist ausgeheckt. Er ist gottloser und verdammlicher als der plumpste Materialismus. Was man Atheismus der Materialisten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Resultaten des Fichte'schen Transcendentalidealismus. So viel weiß ich, beide sind mir zuwider. Beide Ansichten sind auch antipoetisch. Die französischen Materialisten haben eben so schlechte Verse gemacht wie die deutschen Transcendentalidealisten. Aber staatsgefährlich ist die Lehre Fichte's keineswegs gewesen, und noch weniger verdiente sie als staatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieser Irrlehre mißleitet werden zu können dazu bedurfte man eines speculativen Scharfsinns, wie er nur bei wenigen Menschen gefunden wird. Dem großen Haufen mit seinen tausend dicken Köpfen war diese Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'sche Ansicht von Gott hätte also auf rationellem aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müssen. Wegen Atheismus in der Philosophie angeklagt zu werden, war auch in Deutschland so etwas Befremdliches, daß Fichte wirklich im Anfang gar nicht wußte was man begehre. Ganz richtig sagte er, die Frage ob eine Philosophie atheistisch sei oder nicht klinge einem Philosophen ebenso wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage, ob ein Dreieck grün oder roth sei.

Jene Anklage hatte also ihre verborgenen Gründe, und diese hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichste Mensch von der Welt war so dürfen wir einem Briefe, worin er sich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausspricht, völligen Glauben schenken und da dieser Brief, datirt vom zweiundzwanzigsten Mai 1799, die ganze Zeit schildert und die ganze Bedrängniß des Mannes veranschaulichen kann, so wollen wir einen Theil desselben hierhersetzen:

„Ermattung und Ekel bestimmen mich zu dem Dir schon mitgetheilten Entschlusse, für einige Jahre ganz zu verschwinden. Ich war, meiner damaligen Ansicht der Sache nach, sogar überzeugt, daß diesen Entschluß die Pflicht fordere indem bei der großen gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erste Befremdung sich gelegt, ich mit desto größerem Nachdruck sprechen würde. Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verstummen; schweige ich jetzt, so dürfte ich wohl nie wieder an's Reden kommen. — Es war mir, seit der Verbindung Rußlands mit Oestreich, schon längst wahrscheinlich was nur nunmehr durch die neuesten Begebenheiten, und besonders seit dem gräßlichen Gesandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: So ist's recht, diese Hunde muß man todtschlagen), völlig gewiß ist, daß der Despotismus sich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt consequent wird, daß die Basis seines Plans die ist, die Geistesfreiheit auszurotten, und daß die Deutschen ihm die Erreichung dieses Zweckes nicht erschweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimar'sche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Universität werde durch meine Gegenwart geschadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, besonders von Kursachsen kräftigst ergriffenen Plans mich entfernen müssen. Burscher in Leipzig, ein Eingeweihter dieser Geheimnisse, ist schon gegen Ende des vorigen Jahrs eine ansehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieses Jahres Exulant sein würde. Voigt ist durch Burgsdorf schon längst gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wissenschaften zu Dresden ist bekannt gemacht worden, daß Keiner, der sich auf die neuere Philosophie lege, befördert werden, oder, wenn er es schon ist, weiter rücken solle. In der Freischule zu Leipzig ist sogar die Rosenmüller'sche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus ist neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer sind von Neuem auf die symbolischen Bücher confirmirt worden. Das wird weiter gehn und sich verbreiten. — — — In Summa: es ist nichts gewisser als das Gewisseste, daß, wenn nicht die Franzosen die ungeheuerste Uebermacht erringen und in Deutschland, wenigstens einem beträchtlichen Theile desselben, eine Veränderung durchsetzen, in einigen Jahren in Deutschland kein Mensch mehr, der dafür bekannt ist, in seinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruhestätte finden wird. — Es ist mir also gewisser als das Gewisseste, daß, finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchstens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es ist gefährlich, sich an mehreren Orten fort-



jagen zu lassen; dies lehrt historisch Rousseau's Beispiel.

„Gesetzt, ich schweige ganz, schreibe nicht das Geringste mehr; wird man mich unter dieser Bedingung ruhig lassen? Ich glaube dies nicht, und gesetzt ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geistlichkeit wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm steinigen lassen und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menschen, der Unruhen erregt, zu entfernen? Aber darf ich dann schweigen? Nein, das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn noch etwas gerettet werden kann des deutschen Geistes, es durch meine Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillschweigen die Philosophie ganz und zu frühe zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daß sie mich schweigend würden existiren lassen, traue ich noch weniger zu, daß sie mich werden reden lassen.

„Aber ich werde sie von der Unschädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir so gut von diesen Menschen denken kannst! Je klärer ich werde, je unschuldiger ich erscheine, desto schwärzer werden sie, und desto größer und überhaupt mein wahres Vergehen.

„Ich habe nie geglaubt, daß sie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; sie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt sich verständlich zu machen. Kant's Glück war seine Obscurität, und einen verschrieenen Demokraten; es erschreckt sie, wie ein Gespenst, die Selbstständigkeit die, wie sie dunkel ahnen, meine Philosophie weckt."

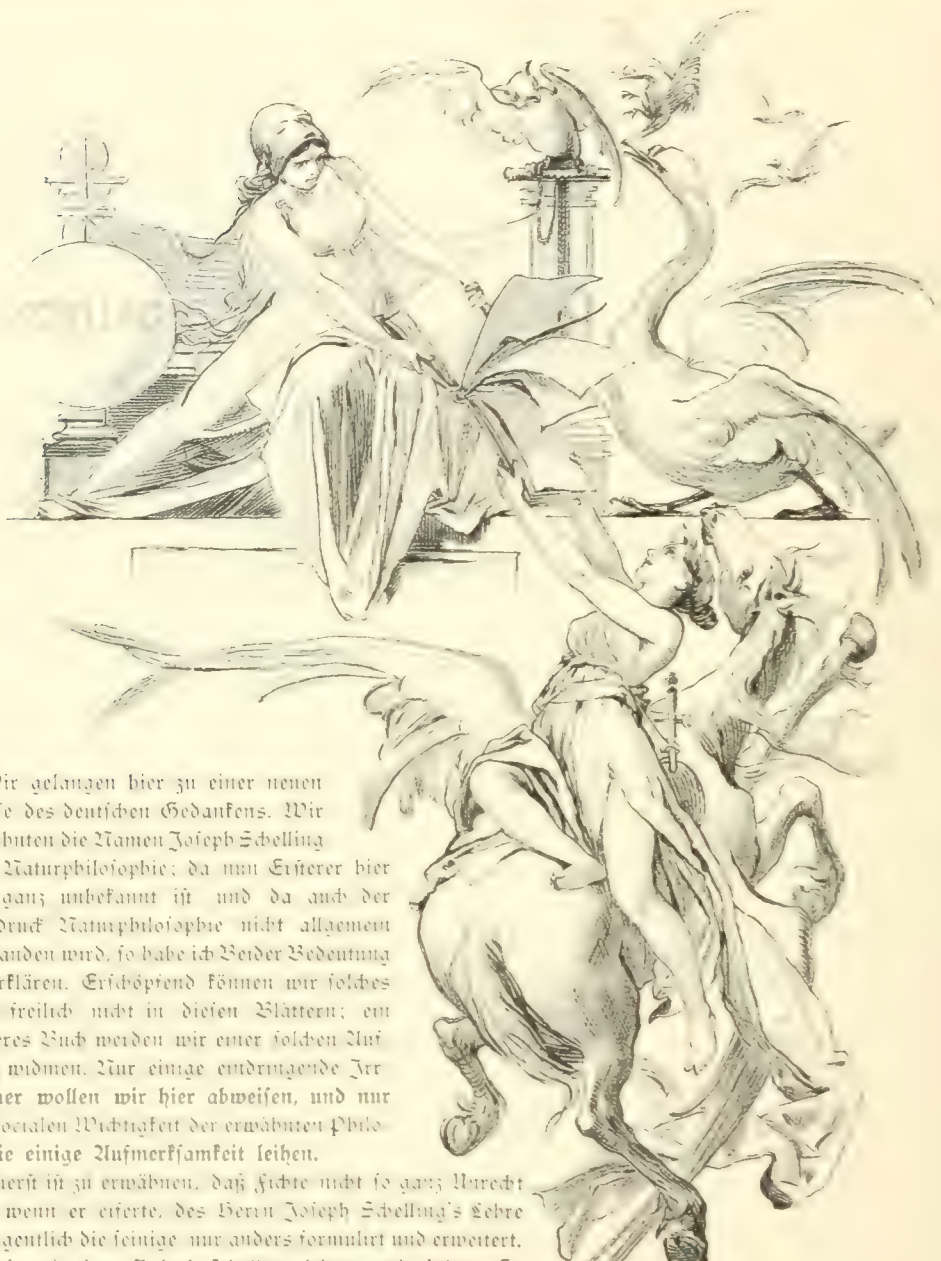
Ich bemerke nochmals, daß dieser Brief nicht von gestern ist, sondern das Datum des 22. Mai 1799 trägt.

Die politischen Verhältnisse jener Zeit haben eine gar betrübende Aehnlichkeit mit den neuesten Zuständen in Deutschland; nur daß damals der Freiheitssinn mehr unter den Gelehrten, Dichtern und sonstigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter diesen viel minder, sondern weit mehr in der großen activen Masse, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, sich ausspricht. Während zur Zeit der ersten Revolution die bleiern deutscheste Schlafsucht auf dem Volke lastete, und gleichsam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrschte, offenbarte sich in unserer Schriftwelt das wildeste Gähren und Wallen. Der einsamste Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutschlands lebte, nahm Theil an dieser Bewegung; fast sympathetisch, ohne von den politischen Vorgängen genau unterrichtet zu sein, fühlte er ihre sociale Bedeutung, und sprach sie aus in seinen Schriften. Dieses Phänomen mahnt mich an die großen Seemuscheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unsere Kamine stellen, und die, wenn sie auch noch so weit vom Meere entfernt sind, dennoch plötzlich zu rauschen beginnen, sobald dort die Flutzeit eintritt und

die Wellen gegen die Küste heranwogen. Als hier in Paris, in dem großen Menschenocean, die Revolution losflutete, als es hier brandete und stürmte, da rauschten und brausten jenseits des Rheins die deutschen Herzen . . . Aber sie waren so isolirt, sie standen unter lauter fühllosem Porzellan, Theetassen und Kaffeekannen und chinesischen Pagoden, die mechanisch mit dem Kopfe nickten, als wüßten sie, wovon die Rede sei. Ach! unsere armen Vorgänger in Deutschland mußten für jene Revolutionssympathie sehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpsten und gemeinsten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris, und sind hier in Armuth und Elend verkommen und verschollen. Ich habe jüngst einen blinden Landsmann gesehen, der noch seit jener Zeit in Paris ist; ich sah ihn im Palais-Royal, wo er sich ein Bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war schmerzlich anzusehen, wie er blaß und mager war und sich seinen Weg an den Häusern weiter fühlte. Man sagte mir, es sei der alte dänische Dichter Heiberg. Auch die Dachstube habe ich jüngst gesehen, wo der Bürger Georg Forster gestorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutschland blieben, wäre es aber noch weit schlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und seine Franzosen uns besiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er selber der Retter der Ideologie gewesen. Ohne ihn wären unsere Philosophen mit sammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutschen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikanisch gesinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um sich der Fremdherrschaft anzuschließen, hüllten sich seitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit verschlossenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten sie, aber wehmüthig, und schwiegen; sie nahmen fast gar keinen Theil an dem patriotischen Enthusiasmus, der damals mit allerhöchster Bewilligung in Deutschland emporjubelte. Sie wußten, was sie wußten, und schwiegen. Da diese Republikaner eine sehr keusche, einfache Lebensart führen, so werden sie gewöhnlich sehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch Viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir sonst immer so gebeugt und fast blödsinnig schweigend umherwandeln gesehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten und die Hände drückten, und lustige Geschichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich sogar singen; denn im Kaffeehause sang er uns die Marseiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die schönen Worte, und es dauerte nicht lange, so sangen wir sie besser als der Alte selbst; denn der hat manchmal in der besten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es ist immer gut, wenn so alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden sie nicht vergessen, und Einige von uns werden sie einst jenen Enkeln einstudiren, die jetzt noch nicht geboren sind. Viele von uns werden aber unterdessen verfault sein, daheim im Gefängnisse, oder auf einer Dachstube in der Fremde. — —

Laßt uns wieder von Philosophie reden! Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'sche Philosophie aus den dünnsten Abstractionen aufgebaut, dennoch eine eiserne Unbeugsamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegensten Spitze emporstiegen, kundgab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen und wird weich und bescheiden. Aus dem idealistischen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in dessen leere Gemächer herumgetastet, wird jetzt etwas gebückt Christliches, das viel von Liebe seufzt. Solches ist nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes System erleidet die befremdlichsten Modificationen. In jener Zeit schrieb er ein Buch, welches ihr jüngst übersetzt: „Die Bestimmung des Menschen." Ein ähnliches Buch „Anweisung zum seligen Leben" gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der starrsinnige Mann, wie sich von selbst versteht, wollte dieser eignen großen Umwandlung niemals eingeständig sein. Er behauptete, seine Philosophie sei noch immer dieselbe, nur die Ausdrücke seien verändert, verbessert; man habe ihn nie verstanden. Er behauptete auch, die Naturphilosophie, die damals in Deutschland aufkam und den Idealismus verdrängte, sei im Grunde ganz und gar sein eignes System, und sein Schüler, Herr Joseph Schelling, welcher sich von ihm losgesagt und jene neue Philosophie eingeleitet, habe blos die Ausdrücke umgeschaffen und seine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.



Wir gelangen hier zu einer neuen Phase des deutschen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joseph Schelling und Naturphilosophie; da nun Ersterer hier fast ganz unbekannt ist und da auch der Ausdruck Naturphilosophie nicht allgemein verstanden wird, so habe ich Beider Bedeutung zu erklären. Erschöpfend können wir solches nun freilich nicht in diesen Blättern; ein späteres Buch werden wir einer solchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweisen, und nur der socialen Wichtigkeit der erwähnten Philosophie einige Aufmerksamkeit leihen.

Zuerst ist zu erwähnen, daß Fichte nicht so ganz Unrecht hat, wenn er eiferte, des Herrn Joseph Schelling's Lehre sei eigentlich die seinige nur anders formulirt und erweitert. Ebenso wie Herr Joseph Schelling lehrte auch Fichte: Es gibt nur ein Wesen, das Ich, das Absolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wissenschaftslehre, wie ich gezeigt habe, hat Fichte durch intellectuelle Construction aus dem Idealen das Reale construiren wollen. Herr Joseph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er suchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer

auszudrücken: von dem Grundsatze ausgehend, daß der Gedanke und die Natur Eins und Dasselbe seien, gelangt Fichte durch Geistesoperation zur Erscheinungswelt, aus dem Gedanken schafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demselben Grundsatz ausgeht wird die Erscheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen.

Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen sich daher gewissermaßen.

Denn nach jenem erwähnten obersten Grundsatze konnte die Philosophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen, wie aus der Idee die Natur zur Erscheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen, wie die Natur sich in lauter Ideen auflöst. Die Philosophie konnte daher zerfallen in transcendentalen Idealismus und in Naturphilosophie.

Diese beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur", und erstere in seinem „System des transcendentalen Idealismus".

Diese Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erschien, erwähne ich nur deshalb, weil jene ergänzenden Richtungen schon in ihrem Titel ausgesprochen sind, nicht weil etwa ein vollständiges System in ihnen enthalten sei. Nein, dieses findet sich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm gibt es nicht wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt seiner Philosophie betrachtet werden kann.

Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge eines Buchstabens beurtheilen wollte. Man muß vielmehr seine Bücher chronologisch lesen, die allmälige Ausbildung seines Gedankens darin verfolgen und sich dann an seiner Grundidee festhalten.

Ja, es scheint mir auch nöthig, daß man bei ihm nicht selten unterscheide, wo der Gedanke aufhört und die Poesie anfängt. Denn Herr Schelling ist eines von jenen Geschöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poesie als poetische Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnassus zu genügen, sich in die Wälder der Philosophie geflüchtet, und dort mit abstracten Hamadryaden die unfruchtbarste Ehe führen. Ihr Gefühl ist poetisch, aber das Werkzeug, das Wort, ist schwach; sie ringen vergebens nach einer Kunstform, worin sie ihre Gedanken und Erkenntnisse mittheilen können.

Die Poesie ist Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie ist es, wodurch er sich von Fichte unterscheidet sowohl zu seinem Vortheil als auch zu seinem Nachtheil.

Fichte ist nur Philosoph, und seine Macht besteht in Dialectik und seine Stärke besteht im Demonstriren. Dieses aber ist die schwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anschauungen, er fühlt sich nicht heimisch in den kalten Höhen der Logik, er schnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik, und seine philosophische Stärke besteht im Construiren. Letzteres aber ist eine Geistesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten ebenso oft gefunden, wie bei den besten Philosophen.

Nach dieser letzteren Andeutung wird begreiflich, daß Herr Schelling in demjenigen Theile der Philosophie, der blos transcendentaler Idealismus ist, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mußte; daß er aber in der Philosophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthschaften hatte, gar gewaltig blühen und strahlen mußte.

Diese Richtung ist daher nicht blos von ihm, sondern auch von den gleichgestimmten Freunden vorzugsweise verfolgt worden, und der Ungestüm, der dabei zum Vorschein kam, war gleichsam nur eine dichterlingsche Reaction gegen die frühere abstracte Geistesphilosophie.

Wie freigelassene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Last der Vocabeln und Chiffern geseufzt, so stürmten die Schüler des Herrn Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, sonnige Reale, und jauchzten, und schlugen Purzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling“ darf hier ebenfalls nicht in seinem gewöhnlichen Sinne genommen werden. Herr Schelling selber sagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterschule, wo Keiner an eine bestimmte Doctrin und durch eine bestimmte Disciplin gebunden ist, sondern wo Jeder dem Geiste gehorcht und Jeder ihn in seiner Weise offenbart. Er hätte auch sagen können, er stifte eine Prophetenschule, wo die Begeisterten zu prophezeien anfangen, nach Lust und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meisters Geist angeregt, die beschränktesten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer andern Zunge, und es entstand ein großes Pfingstfest in der Philosophie.

Wie das Bedeutendste und Herrlichste zu lauter Mummenschanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholischen Hanswürsten im Stande ist, eine große Idee zu compromittiren, das sehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphilosophie. Aber das Ridicule, das ihr die Prophetenschule oder die Dichterschule des Herrn Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphilosophie ist ja im Grunde nichts Anders als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphilosophie, wie sie Herr Schelling in seiner besseren Periode aufstellte, sind wesentlich Eins und Dasselbe. Die Deutschen, nachdem sie den Locke'schen Materialismus verschmäht und den Leibnitz'schen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und diesen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philosophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann sagen, es sei derselbe, den sie schon vor zweitausend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieser beiden Kreisläufe zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit. Die Griechen hatten ebenso kühne Skeptiker wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt ebenso bestimmt geleugnet wie unsere neueren Transcendental-Idealisten. Plato hat ebenso gut wie Herr Schelling in der Erscheinungswelt die Geisteswelt wiedergefunden. Aber wir haben Etwas voraus vor den Griechen, sowie auch vor den cartesianischen Schulen, wir haben Etwas vor ihnen voraus, nämlich: wir begannen unseren philosophischen Kreislauf mit einer Prüfung der menschlichen Erkenntnißquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unseres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daß der Beweis für das Dasein Gottes, den derselbe noch bestehen lassen, nämlich der sogenannte moralische Beweis, von Herrn Schelling mit großem Eklat umgestoßen worden. Ich habe aber schon oben bemerkt daß dieser Beweis nicht von sonderlicher Stärke war, und daß Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit bestehen lassen. Der Gott des Herrn Schelling ist das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigstens war es im Jahre 1801, im zweiten Bande der Zeitschrift für speculative Physik. Hier ist Gott die absolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geistes, und die absolute Identität ist nicht Ursache des Welt-Alls, sondern sie ist das Welt-All selbst, sie ist also das Gott-Welt-All. In diesem gibt es auch keine Gegensätze und Theilungen. Die absolute Identität ist

auch die absolute Totalität. Ein Jahr später hat Herr Schelling seinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt: „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Princip der Dinge.“ Dieser Titel erinnert an den edelsten Märtyrer unserer Doctrin, Giordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiener behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno seine besten Gedanken entlehnt, und sie beschuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es gibt kein Plagiat in der Philosophie. Anno 1804 erschien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: „Philosophie und Religion.“ Hier finden wir in ihrer Vollständigkeit die Lehre vom Absoluten. Hier wird das Absolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erste ist die kategorische: Das Absolute ist weder das Ideale noch das Reale (weder Geist noch Materie), sondern es ist die Identität Beider. Die zweite Formel ist die hypothetische: Wenn ein Subject und ein Object vorhanden ist, so ist das Absolute die wesentliche Gleichheit dieser Beiden. Die dritte Formel ist die disjunctive: Es ist nur ein Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechselnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erste Formel ist ganz negativ, die zweite setzt eine Bedingung voraus, die noch schwerer zu begreifen ist als das Bedingte selbst, und die dritte Formel ist ganz die des Spinoza: Die absolute Substanz ist erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philosophischem Wege konnte also Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieser beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Absolute zu begreifen ist. Aber Herr Schelling verläßt jetzt den philosophischen Weg, und sucht durch eine Art mystischer Intuition zur Anschauung des Absoluten selbst zu gelangen, er sucht es anzuschauen in seinem Mittelpunkt, in seiner Wesenheit, wo es weder etwas Ideales ist noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subject noch Object, weder Geist noch Materie, sondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philosophie auf bei Herrn Schelling, und die Poesie, ich will sagen: die Narrheit beginnt. Hier aber auch findet er den meisten Anklang bei einer Menge von Faselhänsen, denen es eben recht ist, das ruhige Denken aufzugeben, und gleichsam jene Derwisch-Tourneurs nachzuahmen, die, wie unser Freund Jules David erzählt, sich so lange im Kreise herumdrehen, bis sowohl objective wie subjective Welt ihnen entschwindet, bis beides zusammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal ist, bis sie Etwas sehen, was nicht sichtbar, hören, was nicht hörbar, bis sie Farben hören und Töne sehen, bis sich das Absolute ihnen veranschaulicht.

Ich glaube, mit dem Versuch, das Absolute intellectuell anzuschauen, ist die philosophische Laufbahn des Herrn Schelling beschlossen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausbildet, aus ihrer Synthese die ganze Welt der Erscheinungen erklärt, die großen Ideen seiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, sie durch alle Disciplinen durchführt und also wissenschaftlich begründet. Er ist ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmälig im Reiche der Philosophie aller Macht seines Meisters sich bemeisterte, diesem herrschsüchtig über den Kopf wuchs, und ihn endlich in die Dunkelheit verstieß. Es ist der große Hegel, der größte Philosoph, den Deutschland seit Leibnitz erzeugt hat. Es ist keine Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt. Er ist scharf wie jener und kräftig wie dieser, und hat dabei noch einen constituirenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in diesen mehr der revolutionäre Geist waltet. Diesen Mann mit Herrn Joseph Schelling zu vergleichen, ist gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Bestehenden in Staat und Kirche einige allzu bedenkliche Rechtfertigungen verlieh, so geschah dieses doch für einen Staat, der dem Princip des Fortschrittes wenigstens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Princip der freien Forschung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller seiner Absichten eingeständig. Herr Schelling hingegen windet sich wurmhaft in den Vorzimmern eines sowohl praktischen wie theoretischen Absolutismus, und er handlangert in der finsteren Höhle, wo Geistesfesseln geschmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er sei noch immer unverändert derselbe Lichtmensch, der er einst war, er verleugnet seine Verleugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verschweigen: der Mann, welcher einst am kühnsten in Deutschland die Religion des Pantheismus ausgesprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinsetzung des Menschen in seine Gottesrechte am lautesten verkündet, dieser Mann ist abtrünnig geworden von seiner eigenen Lehre, er hat den Altar verlassen, den er selber eingeweiht, er ist zurückgeschlichen in den Glaubenszug der Vergangenheit, er ist jetzt gut katholisch und predigt einen außerweltlichen, persönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erschaffen." Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleison singen ob solcher Bekehrung — es beweist aber nichts für ihre Meinung, es beweist nur, daß der Mensch sich dem Katholicismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie, und würden nur schlechtes Zeugniß geben für eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, daß es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube Ballanche sagt es sei ein Naturgesetz, daß die Initiatoren gleich sterben müssen, sobald sie das Werk der Initiation vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das ist nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: Wenn das Werk der Initiation vollbracht ist, stirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und so können wir vielleicht das strenge Urtheil, welches das denkende Deutschland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die schwere dicke Verachtung, die auf ihm lastet, in stilles Mitleid verwandeln, und seinen Abfall von der eigenen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgesetzes, daß derjenige, der an das Aussprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle seine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er diesen Gedanken ausgesprochen oder ausgeführt hat, erschöpft dahinsinkt, dahinsinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme seiner ehemaligen Gegner.

Nach solcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns so tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung Alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich, wenn sie gesiegt hat, diese Meinung verlassen und in's feindliche Lager hinübertreten! Nach solcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerksam machen, daß nicht bloß Herr Joseph Schelling, sondern gewissermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beschuldigen sind. Fichte ist noch zeitig genug gestorben, ehe sein Abfall von der eigenen Philosophie allzu eclatant werden konnte. Und Kant ist der Kritik der reinen Vernunft schon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktischen Vernunft schrieb. Der Initiator stirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieser letzte Satz wirkt so melancholisch zähmend auf mein Gemüth, daß ich in diesem Augenblicke nicht im Stande bin, die übrigen derben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laßt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preisen, dessen Andenken unvergeßlich blüht in den Annalen des deutschen Gedankens; denn der ehemalige Schelling repräsentirt, ebenso wie Kant und Fichte, eine der großen Phasen unserer philosophischen Revolution, die ich in diesen Blättern mit den Phasen der politischen Revolution Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroristische Convention und in Fichte das napoleonische Kaiserreich sieht, so sieht man in Herrn Schelling die restaurirende Reaction, welche hierauf folgte. Aber es war zunächst ein Restauriren im besseren Sinne. Herr Schelling setzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er strebte nach einer Versöhnung von Geist und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltseele. Er restaurirte jene große Naturphilosophie, die wir bei den altgriechischen Philosophen finden, die erst durch Sokrates mehr in's menschliche Gemüth selbst hineingeleitet wird, und die nachher in's Ideelle verfloß. Er restaurirte jene große Naturphilosophie, die, aus der alten, pantheistischen Religion der Deutschen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Paracelsus die schönsten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Cartesianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende restaurirte er Dinge, wodurch er auch im schlechten Sinne mit

HEGEL
SPIRITVS
PANLOGISMVS

der französischen Restauration verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde schmählich herabgestoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, sein Majordomus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und schor ihn, und der entsetzte Schelling lebte seitdem wie ein armseliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren frommen Charakter schon im Namen trägt und auf Latein Monacho monachorum heißt. Dort sah ich ihn gespenstisch umherschwanken mit seinen großen blassen Augen und seinem niedergedrückten, abgestumpften Gesichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ sich krönen zu Berlin, leider auch ein Bischen salben, und beherrschte seitdem die deutsche Philosophie.

Unsere philosophische Revolution ist beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geschlossen. Wir sehen seitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphilosophischen Lehre. Diese ist, wie ich schon gesagt, in alle Wissenschaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichste und Großartigste hervorgebracht. Viel Unerfreuliches wie ich ebenfalls angedeutet, mußte zugleich an's Licht treten. Diese Erscheinungen sind so vielfältig, daß schon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier ist die eigentlich interessante und farbenreiche Partie unserer Philosophiegeschichte. Ich bin jedoch überzeugt daß es den Franzosen nützlicher ist, von dieser Partie gar nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphilosophie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, könnten bei euch großes Unheil anrichten. So viel weiß ich, wäret ihr vor vier Jahren mit der deutschen Naturphilosophie bekannt gewesen, so hättet ihr nimmermehr die Juliusrevolution machen können. Zu dieser That gehörte ein Concentriren von Gedanken und Kräften, eine edle Einseitigkeit, eine gewisse Tugend, ein süffisanter Leichtsinn, wie dessen nur eure alte Schule gestattet. Philosophische Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholische Incarnationslehre allenfalls vertreten konnte, hätten eure Begeisterung gedämpft, euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthistorisch wichtig, daß euer großer Eklektiker der euch damals die deutsche Philosophie lehren wollte, auch nicht das Mindeste davon verstanden hat. Seine providentielle Unwissenheit war heilsam für Frankreich und für die ganze Menschheit.

Ach, die Naturphilosophie, die in manchen Regionen des Wissens, namentlich in den eigentlichen Naturwissenschaften die herrlichsten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichste Unkraut erzeugt.

Während Oken, der genialste Denker und einer der größten Bürger Deutschlands, seine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutsche Jugend für die Urrechte der Menschheit, für Freiheit und Gleichheit, begeisterte: ach! zu derselben Zeit docirte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphilosophischen Principien: zu derselben Zeit predigte Herr Görres den Obscurantismus des Mittelalters, nach der naturwissenschaftlichen Ansicht, daß der Staat nur ein Baum sei und in seiner organischen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müsse, welches Alles so hübsch in der Corporations-Hierarchie des Mittelalters zu finden sei, zu derselben Zeit proclamirte Herr Steffens das philosophische Gesetz, wonach der Bauernstand sich von dem Adelstand dadurch unterscheidet, daß der Bauer von der Natur bestimmt sei, zu arbeiten ohne zu genießen, der Adelige aber berechtigt sei, zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir sagt, hat ein Krautjunker in Westphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Harthausen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preußische Regierung angeht den conservativen Parallelismus, den die Philosophie im ganzen Weltorganismus nachweist, zu berücksichtigen, und die politischen Stände strenger abzuscheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Wasser und Erde, so gebe es auch vier analoge Elemente in der Gesellschaft, nämlich Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man solche betrübende Thorheiten aus der Philosophie emporsprossen und zur schädlichsten Blüthe gedeihen sah; wenn man überhaupt bemerkte, daß die deutsche Jugend, versenkt in metaphysische Abstractionen, der nächsten Zeitinteressen vergaß und untauglich wurde für das praktische Leben, so mußten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philosophie empfinden, und Einige gingen so weit, ihr als einer müßigen, nutzlosen Unterhalterin ganz den Stab zu brechen.

Wir werden nicht so thöricht sein, diese Malcontenten ernsthaft zu widerlegen. Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk, wie wir, mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Laßt euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'sche Transcendental-Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging.

Durch diese Doctrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen, und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja, solche Transcendental-Idealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen Seligkeit zu gelangen, der Transcendental-Idealist aber die Marter selbst für eitel Schein hält und unerreichbar ist in der Verschanzung des eigenen Gedankens. Doch noch schrecklicher als Alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revolution und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identificiren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existirt; so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß alsdann in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen.

Das Christenthum — und das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome . . . Wenn ihr dann das Gepolter und Gekurre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, und mischt euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte euch schlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löschen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen.

Lächelt nicht über meinen Rath, über den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisset: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Jetzt ist es freilich ziemlich still und geberdet sich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als wirkliche Acteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schaar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppiren, um die großen Kampfspiele zu betrachten. Ich rathe euch, ihr Franzosen, verhaltet euch alsdann sehr stille, und bei Leibe' hütet euch zu applaudiren. Wir könnten das leicht mißverstehen und euch in unserer unhöflichen Art etwas barsch zur Ruhe verweisen; denn wenn wir früherhin, in unserem servil verdrießenen Zustande euch manchmal überwältigen konnten, so vermöchten wir es noch weit eher im Uebermuthe des jungen Freiheitsrausches. Ihr wißt ja selber, was man in einem solchen Zustande vermag — und ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustande. Nehmt euch in Acht! Ich meine es gut mit euch, und deshalb sage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten, als von der ganzen heiligen Allianze mitsammt allen

Croaten und Kosaken. Denn erstens liebt man euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid, und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschland so viel Mühe gegeben habt, wenigstens der bessern und schönern Hälfte des deutschen Volkes zu gefallen. Und wenn diese Hälfte euch auch liebte, so ist es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundschaft euch also wenig frommt. Was man eigentlich gegen euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einst im Bierkeller zu Göttingen äußerte ein junger Altdeutscher, daß man Rache an den Franzosen nehmen müsse für Konradin von Staufen, den sie zu Neapel geköpft. Ihr habt das gewiß längst vergessen. Wir aber vergessen nichts. Ihr seht, wenn wir mal Lust bekommen mit euch anzubinden, so wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich euch daher auf eurer Huth zu sein. Es mag in Deutschland vorgehen, was da wolle, es mag der Kronprinz von Preußen oder der Doctor Wirth zur Herrschaft gelangen, haltet euch immer gerüstet, bleibt ruhig auf eurem Posten stehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit euch, und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, eure Minister beabsichtigen, Frankreich zu entwaffnen.

Da ihr trotz eurer jetzigen Romantik geborene Classiker seid, so kennt ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die sich dort bei Nectar und Ambrosia erlustigen, seht ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von solcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es ist die Göttin der Weisheit.

Erster Brief.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Sie, mein Herr, haben unlängst in der Revue des deux Mondes, bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin Bettina Arnim, mit einer Begeisterung auf die Verfasserin der „Corinna" hingewiesen, die gewiß aus wahrhaften Gefühlen hervorging; denn Sie haben zeigen wollen, wie sehr sie die heutigen Schriftstellerinnen, namentlich die Mères d'Eglise und die Mères des compagnons überragt. Ich theile in dieser Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo sie nicht dazu beitragen können, in Frankreich irrige Ansichten über Deutschland, seine Zustände und ihre Repräsentanten zu verbreiten. Nur in dieser Absicht trat ich bereits vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël „De l'Allemagne" in einem eigenen Buche entgegen, welches denselben Titel führte. An dieses Buch knüpfe ich eine Reihe von Briefen, deren erster Ihnen gewidmet sein soll.

. . . . . .

. . . . . .

Ja, das Weib ist ein gefährliches Wesen. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Auch Andere machen diese bittere Erfahrung, und noch gestern erzählte mir ein Freund in dieser Beziehung eine furchtbare Geschichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutschen Maler gesprochen, der geheimnißvoll zu ihm sagte: „Sie haben Madame la Comtesse de ** in einem deutschen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie sind ein Mann des Todes, wenn es wieder geschieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux que d'obéir à ses ordres." Ist das nicht schrecklich? Klingt das nicht wie ein Schauder- und Nachtstück von Anna Radcliffe? Ist diese

* Nach seinem Briefe an [illegible] im Jahre 1843 gedachte Börne eine Reihe politischer „Briefe über Deutschland" zu schreiben, in welchen er die politischen Zustände in der Heimat besprechen und welche er auch drucken zu lassen und französischer Sprache veröffentlichen wollte. Er schrieb jedoch nur das Erst mitgetheilte, nämlich den ersten Brief, geschrieben worden ist von [illegible], welches Buch, später [illegible] hat, die „Gesandtin" benannt. Der Empfänger [illegible] einen Artikel von Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) über Börne; von Arnim in der Rev. des deux Mondes vom 1. April 1843.

Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadassins stürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht physisch, doch gewiß moralisch. Wie kommt aber diese Dame zu einer solchen düstern Gewalt? Ist sie so schön, so reich, so vornehm, so tugendhaft, so talentvoll, daß sie einen so unbedingten Einfluß auf ihre Seiden ausübt, und diese ihr blindlings gehorchen? Nein, diese Gaben der Natur und des Glücks besitzt sie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht sagen, daß sie häßlich sei; kein Weib ist häßlich. Aber ich kann mit Fug behaupten, daß, wenn die schöne Helena so ausgesehen hätte wie jene Dame, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles. Auch so vornehm ist sie nicht, und das Ei, woraus sie hervorgekrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in Bezug auf die Geburt kann sie nicht mit der Helena verglichen werden; sie ist einem bürgerlichen Kaufmannshause zu Frankfurt entsprungen. Auch ihre Schätze sind nicht so groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither so schön spielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), sie von dort entführte; im Gegentheil, die Fournisseurs der Dame seufzen, sie soll ihr letztes Ratelier noch schuldig sein. Nur in Bezug auf die Tugend mag sie der berühmten Madame Menelaus gleichgestellt werden.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung machen, daß die schönen lange nicht so gefährlich sind wie die häßlichen. Denn jene sind gewohnt, daß man ihnen die Cour mache, letztere aber machen jedem Manne die Cour und gewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich ist dies in der Literatur der Fall. Ich muß hier zugleich erwähnen, daß die französischen Schriftstellerinnen, die jetzt am meisten hervorragen, alle sehr hübsch sind. Da ist George Sand, der Autor des Essai sur le développement du dogme catholique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Louise Collet — lauter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienlosigkeit der bas bleux zu Schanden machen, und denen wir, wenn wir ihre Schriften des Abends im Bette lesen, gern persönlich die Beweise unseres Respects darbringen möchten. Wie schön ist George Sand und wie wenig gefährlich, selbst für jene bösen Katzen, die mit der einen Pfote sie gestreichelt und mit der anderen sie gekratzt, selbst für die Hunde, die sie am wüthendsten anbellen; hoch und milde schaut sie auf diese herab, wie der Mond. Auch die Fürstin Belgiojoso, diese Schönheit, die nach Wahrheit lechzt, kann man ungestraft verletzen; es steht Jedem frei, eine Madonna von Raphael mit Koth zu bewerfen, sie wird sich nicht wehren. Madame Merlin, die nicht blos von ihren Feinden, sondern sogar von ihren Freunden immer gut spricht, kann man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen; gewohnt an Huldigungen, ist die Sprache der Rohheit ihr fast fremd, und sie sieht dich an verwundert. Die schöne Muse Delphine, wenn du sie beleidigst, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt sich in einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagst du etwas Mißfälliges über Madame Collet, so ergreift sie ein Küchenmesser und will es dir in den Leib stoßen. Das ist auch nicht gefährlich. Aber beleidige nicht die Comtesse **! Du bist ein Kind des Todes. Vier Vermummte stürzen auf dich ein — vier souteneurs littéraires — das ist die Tour de Nesle — du wirst erstochen, erwürgt, ersäuft — den anderen Morgen findet man deine Leiche in den Entrefilets der Presse.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht schön war, und dem großen Kaiser Napoleon sehr viel Böses zufügte. Sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben, sondern sie suchte ihn auch durch nichtliterarische Mittel zu befehden, sie war einige Zeit die Seele diplomatischer Intriguen, welche der Coalition gegen Napoleon voran gingen: auch sie wußte ihrem Feinde einige Spadassins auf den Hals zu jagen, welche freilich keine Valets waren, wie die Champions der erwähnten Dame, sondern Könige. Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres Buches mitbrachte. . . . . Seit der Zeit sind die Franzosen Christen geworden, und Romantiker, und Burggrafen. Das ginge mich am Ende nichts an, und ein Volk hat wohl das Recht, so langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm beliebt, umsomehr, da es bisher das geistreichste und heldenmüthigste war, das jemals auf dieser Erde geschanzt und gekämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung

etwas interessirt, denn als die Franzosen dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen abgetreten und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. Ja so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Noth, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen und

seitdem lebe ich als Preuße hier in Paris, wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigsten Beschäftigungen war, dem herrschenden Buche der Frau von Staël den Krieg zu machen.

Ich that dieses in einer Reihe Artikel, welche ich bald darauf als vollständiges Buch unter dem Titel: „De l'Allemagne" herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch diese Titelwahl mit dem Buche der berühmten Frau in eine literarische Rivalität treten zu wollen. Ich bin einer der größten Bewunderer ihrer geistigen Fähigkeiten, sie hat Genie, aber leider hat dieses Genie ein Geschlecht, und zwar ein weibliches. Es war meine Pflicht als Mann, jenem brillanten Caveau zu widersprechen, der um so gefährlicher wirkte, da sie in ihren deutschen Mittheilungen eine Masse von Dingen vorbrachte, die in Frankreich unbekannt und durch den Reiz der Neuheit die Geister bezauberte. Ich ließ mich auf die einzelnen Irrthümer und Fälschungen nicht ein, und beschränkte mich zunächst den Franzosen zu zeigen, was eigentlich jene romantische Schule bedeutete, die Frau von Staël so sehr rühmte und feierte. Ich zeigte, daß sie nur aus einem Haufen Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu ködern. Seitdem sind auch vielen Franzosen in dieser Beziehung die Augen aufgegangen, und sogar sehr christliche Gemüther haben eingesehen, wie sehr ich Recht hatte, ihnen in einem deutschen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umher schlichen, und jetzt kühner als je das geschorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimniß ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten Classe bekannt war, und hier zu Lande stutzte man nicht wenig über diese Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen gestand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, und die deutschen Philosophen seien eine Art frommer Seher, die nur Gottesfurcht athmeten. Ich habe freilich den Franzosen keine ausführliche Darstellung unserer verschiedenen Systeme geben können — auch liebte ich sie zu sehr, als daß ich sie dadurch langweilen wollte — aber ich habe

ihnen den letzten Gedanken verrathen, der allen diesen Systemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegentheil ist von Allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philosophie hat in Deutschland gegen das Christenthum denselben Krieg geführt, den sie einst in der griechischen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat und sie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie ist die heutige Religion eben so auf's Haupt geschlagen, sie ist in der Idee getödtet, und lebt nur noch ein mechanisches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeschnitten, und die es gar nicht zu merken scheint, und noch immer wohlgemuth umher fliegt. Wie viel Jahrhunderte die große Fliege, der Katholicismus, noch im Bauche hat, um wie Cousin zu reden, weiß ich nicht, aber es ist von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt sich weit mehr von unserem armen Protestantismus, der, um seine Existenz zu fristen, alle möglichen Concessionen gemacht, und dennoch sterben muß: es half ihm nichts, daß er seinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daß er ihm durch Aderlässe alles sinnliche Blut auspumpte, daß er ihn gleichsam filtrirte zu einem reinen Geiste, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend besteht - Alles half nichts, und ein deutscher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Französisch: fleuve de flamme) moquirt sich nicht wenig über diese Attribute des „Gott-Reiner-Geist", dessen Liebe kein besonderes Lob verdiene, da er ja keine menschliche Galle habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht viel koste, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muß per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen sei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt schwer fallen würde, nicht tugendhaft zu sein, da er ohne Leib ist! Ja, nicht blos die protestantischen Rationalisten, sondern sogar die Deisten sind in Deutschland geschlagen, indem die Philosophie eben gegen den Begriff „Gott" alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne" gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daß ich den Vorhang fortriß von dem deutschen Himmel und Jedem zeigte, daß alle Gottheiten des alten Glaubens daraus verschwunden, und daß dort nur eine alte Jungfer sitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit. — Ach! Ich habe nur früher gemeldet, was doch jeder selber erfahren mußte, und was damals so befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt jenseits des Rheines. Und in welchem fanatischen Tone manchmal werden die antireligiösen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verstockter Deist sei. Ich muß gestehen, diese Musik gefällt mir nicht, aber sie erschreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter dem Maëstro gestanden, als er sie componirte, freilich in sehr undeutlichen und verschnörkelten Zeichen, damit nicht Jeder sie entziffere — ich sah manchmal, wie er sich ängstlich umschaute, aus Furcht, man verstände ihn. Er liebte mich sehr, denn er war sicher, daß ich ihn nicht verrieth, ich hielt ihn damals sogar für servil. Als ich einst unmuthig war über das Wort: „Alles, was ist, ist vernünftig", lächelte er sonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: „Alles, was vernünftig ist, muß sein."" Er sah sich hastig um, beruhigte sich aber bald, denn nur Heinrich Beer hatte das Wort gehört. Später erst verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte: das Christenthum sei schon deshalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode etwas wußten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existirt hat! . . . . . .

Mit dem Umsturz der alten Glaubensdoctrinen ist auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutschen werden doch noch lange an letzterer halten. Es geht ihnen wie gewissen Damen, die bis zum vierzigsten Jahre tugendhaft waren und es nachher nicht mehr der Mühe werth hielten, das schöne Laster zu üben, wenn auch ihre Grundsätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht blos eine moralische, sondern auch eine politische Wichtigkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Communismus ist eine natürliche Folge dieser veränderten Weltanschauung und er verbreitet sich über ganz Deutschland. Es ist eine eben so natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen

der großen Schule, als Führer besitzen; diese gehen über von der Doctrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formuliren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: „Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nectar und Ambrosia, Purpurmäntel kostbare Wohlgerüche Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz Musik und Comödien." Diese Worte stehen in meinem Buche „De l'Allemagne", wo ich bestimmt vorausgesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervorgehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrien. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen wie die gebarnischten Männer emporwachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich untereinander erwürgen werden!

Seitdem das mehrerwähnte Buch erschienen, habe ich für das Publicum Nichts über Deutschland veroffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillschweigen breche, so geschieht es weniger um die Bedürfnisse des eigenen Herzens zu befriedigen, als vielmehr um den dringenden Wünschen meiner Freunde zu genügen. Diese sind manchmal weit mehr, als ich, indignirt über die brillante Unwissenheit, die in Bezug auf deutsche Geistergeschichte hierzulande herrscht, eine Unwissenheit, die von unseren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich sage: von unseren Feinden und verstehe darunter nicht jene armseligen Geschöpfe, die von Zeitungsbureau zu Zeitungsbureau hausiren gehen und rohe, absurde Verleumdungen feilbieten und einige sogenannte Patrioten als Allumeurs mit sich schleppen: diese Leute konnen auf die Länge nicht schaden, sie sind zu dumm, und sie werden es noch dahin bringen, daß die Franzosen am Ende in Zweifel ziehen ob wir Deutschen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unsere wahrhaft gefährlichen Feinde sind jene Familiaren der europäischen Aristokratie, die unter allerlei Vermummungen, sogar in Weiberröcken, uns überall nachschleichen, um im Dunkeln unseren guten Leumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker, der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reisen so unsicher und unbequem machen, glücklich entronnen sind, sollen hier in Frankreich keine Ruhe finden und die man leiblich nicht mißhandeln konnte, sollen wenigstens ihren Namen tagtäglich beschimpft und gekreuzigt sehen.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Die romantische Schule
1 8
3 3

Vorbericht zur ersten Auflage.

I.

Obgleich diese Blätter, die ich nur die Europe littéraire, eine bretzige Zeitschrift geschrieben habe, erst die Einleitung zu weiteren Artikeln bilden, so muß ich sie doch jetzt schon dem vaterländischen Publicum mittheilen, damit kein Dritter nur die Ehre erzeigt, mich aus dem Französischen in's Deutsche zu übersetzen.

In der Europe littéraire fehlen einige Stellen, die ich hier vollständig **abdrucke; die Oekonomie der Zeitschrift verlangte einige geringfügige Auslassungen.** An Druckfehlern ließ es der deutsche Setzer eben so wenig fehlen wie der französische. Das hier zum Grunde gelegte Buch der Frau von Staël heißt: „De l'Allemagne." **Ich kann zugleich nicht umhin eine Anmerkung zu berichtigen, womit die Redaction** der Europe littéraire diese Blätter begleitet hat. Sie bemerkte nämlich: „daß dem katholischen Frankreich die deutsche Literatur von einem protestantischen Standpunkte aus dargestellt werden müsse." Vergebens war meine Einwendung, „es gabe kein katholisches Frankreich; ich schreibe für kein katholisches Frankreich; es sei hinreichend, wenn ich selbst erwähne, daß ich in Deutschland zur protestantischen Kirche gehöre; diese Erwähnung, indem sie blos das Faktum ausspricht, daß ich das Vergnügen habe, in einem lutherischen Kirchenbuche als ein evangelischer Christ zu paradiren, gestatte sie mir doch in den Büchern der Wissenschaft jede Meinung, selbst wenn solche dem protestantischen Dogma widerspräche, vorzutragen" — wohingegen die Anmerkung: ich schriebe meine Aufsätze vom protestantischen Standpunkte aus, mir eine dogmatische Fessel anlegen würde." — Vergebens, die Redaction der Europe hat solche subtile tudeske Distinctionen unbeachtet gelassen. Ich berichte dieses zum Theil, damit man mich nicht einer Inconsequenz zeihe, zum Theil auch damit mich nicht gar der läppische Argwohn trifft, als wollte ich auf kirchliche Unterscheidungen einen Werth legen.

Da die Franzosen unsere deutsche Schulsprache nicht verstehen, habe ich bei einigen, das Wesen Gottes betreffenden Erörterungen diejenigen Ausdrücke gebraucht, mit denen sie durch den apostolischen Eifer der Saint-Simonisten vertraut geworden sind; da nun diese Ausdrücke ganz nackt und bestimmt meine Meinung aussprechen, habe ich sie auch in der deutschen Version beibehalten. Junker und Andere, die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet und mich deshalb zu depopularisiren gesucht, mögen immerhin jene Ausdrücke mißbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beschuldigen; sie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simonisten; sie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rücksichten sollen mich jedoch verleiten, meine Ansicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verschleiern. Auch die Freunde mögen nur immerhin darob zürnen, daß ich meine Gedanken nicht

gehörig verstecke daß ich die delicatesten Gegenstände schonungslos enthülle daß ich ein Aergerniß gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde soll mich davon abhalten, über die wichtigste Frage der Menschheit, über das Wesen Gottes unumwunden und offen mein Bekenntnis auszusprechen.

Ich gehöre nicht zu den Materialisten, die den Geist verkörpern, ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, ich durchgeistige sie wieder ich heilige sie.

Ich gehöre nicht zu den Atheisten, die da verneinen; ich bejahe.

Die Indifferentisten und sogenannten klugen Leute, die sich über Gott nicht aussprechen wollen, sind die eigentlichen Gottesleugner. Solche schweigende Verleugnung wird jetzt sogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Mißbegriffen gefröhnt wird die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen.

Anfang und Ende aller Dinge ist in Gott.

Geschrieben zu Paris den 2. April 1855.

Heinrich Heine.

II.

Die Vorrede des ersten Theiles dieses Buches mag auch das Erscheinen des zweiten Theiles rechtfertigen. Jener besprach die Geschichte der romantischen Schule im Allgemeinen, dieser bespricht die Häuptlinge derselben insbesondere. In einem dritten und vierten Theile wird nachträglich von den übrigen Helden des Schlegel'schen Sagenkreises dann auch von den Tragödiendichtern aus der letzten Goethe'schen Zeit, und endlich von den Schriftstellern meiner eigenen Zeit die Rede sein.

Eindringlich bitte ich den geneigten Leser, nicht zu vergessen daß ich diese Blätter für die Europe littéraire geschrieben, und mich den Beschränkungen welche dieses Journal in Hinsicht der Politik vorzeichnet, einigermaßen fügen mußte.

Da ich selber die Correctur dieses Buches besorgt so bitte ich eine etwa zu große Menge Druckfehler zu entschuldigen. Schon ein flüchtiger Anblick meiner Aushängebogen zeigt mir daß ich es auch an sonstigen Versehen nicht fehlen lassen. Sehr ernsthaft muß ich hier berichten, daß der Kaiser Heinrich kein Enkel des Barbarossa ist, und daß Herr August Wilhelm Schlegel ein Jahr jünger ist, als ich hier angegeben. Auch das Geburtsjahr Arnim's ist unrichtig verzeichnet. Wenn ich ebenfalls in diesen Blättern mal behauptet die höhere Kritik in Deutschland habe sich nie mit Hoffmann beschäftigt, so vergaß ich ausnahmsweise zu erwähnen, daß Willibald Alexis, der Dichter des Cabanis, eine Charakteristik Hoffmann's geschrieben hat.

Paris, den 30. Juni 1855.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Den beträchtlichsten Theil dieser Blätter, die ursprünglich in französischer Sprache abgefaßt und an Franzosen gerichtet sind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutscher Version, unter dem Titel „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", dem vaterländischen Publicum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel: „Die romantische Schule" verdienen; denn ich glaube, daß es dem Leser die Hauptmomente der literarischen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, auf's getreusamste veranschaulichen kann.

Es war meine Absicht, auch die spätere Periode unserer Literatur in ähnlicher Form zu besprechen; aber dringendere Beschäftigungen und äußere Verhältnisse erlaubten mir nicht unmittelbar an's Werk zu gehen. Ueberhaupt ist die Art der Behandlung und die Weise der Herausgabe bei meinen letzten Geisteserzeugnissen immer von zeitlichen Umständen bedingt gewesen. So habe ich meine Mittheilungen „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" als einen zweiten Theil des „Salon" publiciren müssen; und doch sollte diese Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutsche Literatur bilden. Ein besonderes Mißgeschick, das mich bei diesem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits durch die Tagespresse zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte, mein Buch eigenmächtig verstümmelt zu haben, hat dieser Beschuldigung durch dasselbe Organ widersprochen, er erklärte jene Verstümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben ist. Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller.

Geschrieben zu Paris im Herbste 1855.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Frau von Staël's Werk De l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen, und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Uebergangsliteratur? Hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? Iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die Meiſten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſei auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſei zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte, „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen."

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evolutionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „Goethe'ſchen Kunſtperiode", mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem Goethe'ſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau von Staël'ſchen De l'Allemagne ankündige, muß ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche desſelben anempfehlen und es durchaus als Coteriebuch bezeichnen. Frau von Staël, glorreichen Andenkens, hat hier in der Form eines Buches gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſirten Welt bekanntzumachen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Discant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten, da iſt das Buch gut und vortrefflich. Sobald ſie aber fremden Einflüſterungen gehorcht, ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen Klarheit in directem Widerſpruche ſind, da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch daß ſie, außer den unbewußten, auch noch bewußte Parteilichkeiten ausübt, daß ſie durch die Lobpreiſungen des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondiren will. Ihr Buch De l'Allemagne gleicht in dieſer Hinſicht der Germania des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch ſeine Apologie der Deutſchen eine indirecte Satire gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau von Staël huldigte und deren Tendenzen ſie beförderte, ſo meinte ich die romantiſche Schule. Daß dieſe in Deutſchland ganz etwas Anderes war, als was man in Frankreich mit dieſem Namen bezeichnet, daß ihre Tendenzen ganz verſchieden waren von denen der franzöſiſchen Romantiker, das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantiſche Schule in Deutſchland?

Sie war nichts Anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken in Kunſt und Leben manifeſtirt hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti ent-

ſproſſen. Ich weiß nicht, ob die melancholiſche Blume, die wir in Deutſchland Paſſionsblume benamſen, auch in Frankreich dieſe Benennung führt, und ob ihr von der Volksſage ebenfalls jener myſtiſche Urſprung zugeſchrieben wird. Es iſt jene ſonderbar mißfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Chriſti gebraucht worden, nämlich Hammer, Zange, Nägel u. ſ. w. abconterfeit ſieht, eine Blume, die durchaus nicht häßlich, ſondern nur geſpenſtiſch iſt, ja deren Anblick ſogar ein grauenhaftes Vergnügen in unſerer Seele erregt, gleich den krampfhaft ſüßen Empfindungen, die aus dem Schmerze ſelbſt hervorgehen. In ſolcher Hinſicht wäre dieſe Blume das geeignetſte Symbol für das Chriſtenthum ſelbſt, deſſen ſchauerlichſter Reiz eben in der Wolluſt des Schmerzes beſteht.

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Chriſtenthum nur den römiſchen Katholicismus verſteht, ſo muß ich doch beſonders bevorworten, daß ich nur von letzterem ſpreche. Ich ſpreche von jenen Culten, in deren erſten Dogmen eine Verdammniß alles Fleiſches enthalten iſt und die dem Geiſte nicht blos eine Obermacht über das Fleiſch zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will, um den Geiſt zu verherrlichen; ich ſpreche von jenen Culten, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben durch die Verdammniß des Fleiſches die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden und durch die Unmöglichkeit, ganz Geiſt zu ſein, die Hypo-

krise sich ausbilden mußte; ich spreche von jenen Culten, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden. Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Culte erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist und sie vindiciren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Consequenzen jenes absoluten Spiritualismus jetzt so ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. Denn jede Zeit ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat.

Keineswegs jedoch leugnen wir hier den Nutzen, den die christkatholische Weltansicht in Europa gestiftet. Sie war nothwendig als eine heilsame Reaction gegen den grauenhaft kolossalen Materialismus, der sich im römischen Reiche entfaltet hatte und alle geistige Herrlichkeit des Menschen zu vernichten drohte. Wie die schlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichsam die pièces justificatives der französischen Revolution bilden; wie uns der Terrorismus eines comité du salut public als nothwendige Arznei erscheint, wenn wir die Selbstbekenntnisse der französischen vornehmen Welt seit der Regentschaft gelesen: so erkennt man auch die Heilsamkeit des ascetischen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus gelesen, Bücher, die man als pièces justificatives des Christenthums betrachten kann. Das Fleisch war so frech geworden in dieser Römerwelt, daß es wohl der christlichen Disciplin bedurfte, um es zu züchtigen. Nach dem Gastmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungercur gleich dem Christenthum.

Oder etwa, wie greise Lüstlinge durch Ruthenstreiche das erschlaffte Fleisch zu neuer Genußfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom sich willig geißeln lassen, um raffinirte Genüsse in der Qual selbst und die Wollust im Schmerze zu finden?

Schlimmer Ueberreiz! er raubte dem römischen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosporus wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demselben judäischen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römische Geschichte ein langsames Dahinsterben, eine Agonie, die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemenchelte Judäa, indem es den Römern seinen Spiritualismus bescherte, sich an dem siegenden Feinde rächen wollen, wie einst der sterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, so listig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Hercules unter den Völkern, wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken, und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Schmerzgewimmer und Castratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, das stärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilsam auf die übergesunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbarischen Leiber wurden christlich vergeistigt; es begann die europäische Civilisation. Das ist eine preiswürdige, heilige Seite des Christenthums. Die katholische Kirche erwarb sich in dieser Hinsicht die größten An-

sprüche auf unsere Verehrung und Bewunderung. Sie hat durch große geniale Institutionen die Bestialität der nordischen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt.

Die Kunstwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geist und das ist oft sogar ihre ganze Aufgabe. Die epischen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieser Bewältigung classificiren.

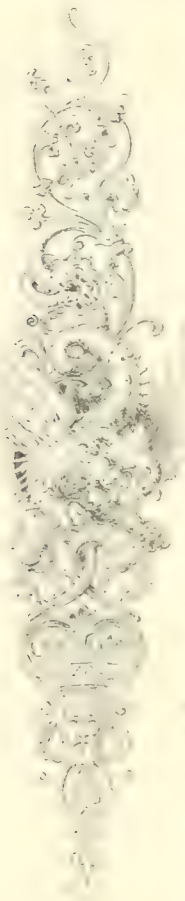
Von lyrischen und dramatischen Gedichten kann hier nicht die Rede sein; denn letztere existirten nicht, und erstere sind sich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epische Poesie des Mittelalters in heilige und profane geschieden war, so waren doch beide Gattungen ihrem Wesen nach ganz christlich; denn, wenn die heilige Poesie auch ausschließlich das jüdische Volk, welches für das allein heilige galt, und dessen Geschichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Testamentes, die Legende, kurz die Kirche besang, so spiegelte sich doch in der profanen Poesie das ganze damalige Leben mit allen seinen christlichen Anschauungen und Bestrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunst im deutschen Mittelalter ist vielleicht „Barlaam und Josaphat", ein Gedicht, worin die Lehre von der Abnegation, von der Enthaltsamkeit, von der Entsagung, von der Verschmähung aller weltlichen Herrlichkeit am consequentesten ausgesprochen worden. Hiernächst möchte ich den „Lobgesang auf den heiligen Anno" für das Beste der heiligen Gattung halten. Aber dieses letztere Gedicht greift schon weit hinaus in's Weltliche. Es unterscheidet sich überhaupt von dem ersteren, wie etwa ein byzantinisches Heiligenbild von einem altdeutschen. Wie auf jenen byzantinischen Gemälden, sehen wir ebenfalls in „Barlaam und Josaphat" die höchste Einfachheit, nirgends ist perspectivisches Beiwerk, und die lang mageren, statuenähnlichen Leiber und die idealisch ernsthaften Gesichter treten streng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgesang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutschen Gemälden, das Beiwerk fast zur Hauptsache, und trotz der grandiosen Anlage ist doch das Einzelne auf's kleinlichste ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabei die Conception eines Riesen oder die Geduld eines Zwerges bewundern soll. Ottfried's Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist lange nicht so ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poesie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerst den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuches; da herrscht noch die ganze vorchristliche Denk- und Gefühlsweise, da ist die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da stehen noch wie Steinbilder die starren Kämpen des Nordens, und das sanfte Licht und der sittige Athem des Christenthums dringt noch nicht durch die eisernen Rüstungen. Aber es dämmert allmälig in den altgermanischen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt, und es entsteht ein lichter Kampfplatz, wo der Christ mit dem Heiden kämpft; und dieses sehen wir im Sagenkreis Carls des Großen, worin sich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abspiegeln. Nun aber, aus der christlich spiritualisirten Kraft, entfaltet sich die eigenthümlichste Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das sich endlich noch sublimirt als ein geistliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, sehen wir am anmuthigsten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die süßeste Galanterie, die ausgebildetste Courtoisie und die abenteuerlichste Kampflust herrscht. Aus den süß närrischen Arabesken und phantastischen Blumengebilden dieser Gedichte grüßen uns der köstliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben diesem Sagenkreis sehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral", worin das geistliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandiosesten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier stehen wir der romantischen Poesie gleichsam persönlich gegenüber, wir schauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und sie umstrickt uns unversehens mit ihrem scholastischen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Mystik. Endlich sehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem christlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieser sogar frondirt wird, wo der Dichter sich den Ketten der abstracten christlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig sich hinabtaucht in die Genuß

welt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es ist eben nicht der schlechteste Dichter, der uns das Hauptwerk dieser Richtung, „Tristan und Isolde", hinterlassen hat. Ja, ich muß gestehen, Gottfried von Straßburg, der Verfasser dieses schönsten Gedichtes des Mittelalters ist vielleicht auch dessen größter Dichter, und überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eschilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel so sehr bewundern. Es ist vielleicht jetzt erlaubt, den Meister Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preisen. Zu seiner Zeit hat man sein Buch gewiß für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu schon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es sind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Francesca da Polenta und ihr schöner Freund mußten theuer dafür büßen, daß sie eines Tages mit einander in einem solchen Buche lasen: — die größere Gefahr freilich bestand darin, daß sie plötzlich zu lesen aufhörten!

Die Poesie in allen diesen Gedichten des Mittelalters trägt einen bestimmten Charakter, wodurch sie sich von der Poesie der Griechen und Römer unterscheidet. In Betreff dieses Unterschiedes nennen wir erstere die romantische und letztere die classische Poesie. Diese Benennungen aber sind nur unsichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichsten Verwirrnissen, die noch gesteigert wurden, wenn man die antike Poesie statt classische auch plastisch nannte. Hier lag besonders der Grund zu Mißverständnissen. Nämlich, die Künstler sollen ihren Stoff immer plastisch bearbeiten, er mag christlich oder heidnisch sein, sie sollen ihn in klaren Umrissen darstellen, kurz: plastische Gestaltung soll in der romantisch modernen Kunst, ebenso wie in der antiken Kunst, die Hauptsache sein. Und in der That, sind nicht die Figuren in der göttlichen Comödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben so plastisch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herculanum? Der Unterschied besteht darin, daß die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odysseus gar nichts Anderes bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odysseus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, nichts Anderes



iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der ewigen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen wie Nuß Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts Anderes als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Kleider der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er ſich zu dieſen Kleidern ebenſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daß ein beſonderer Sinn verbunden iſt mit dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Sproßling iſt, ganz vernünftiger Weiſe als die Blüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie die wir die romantiſche nennen.

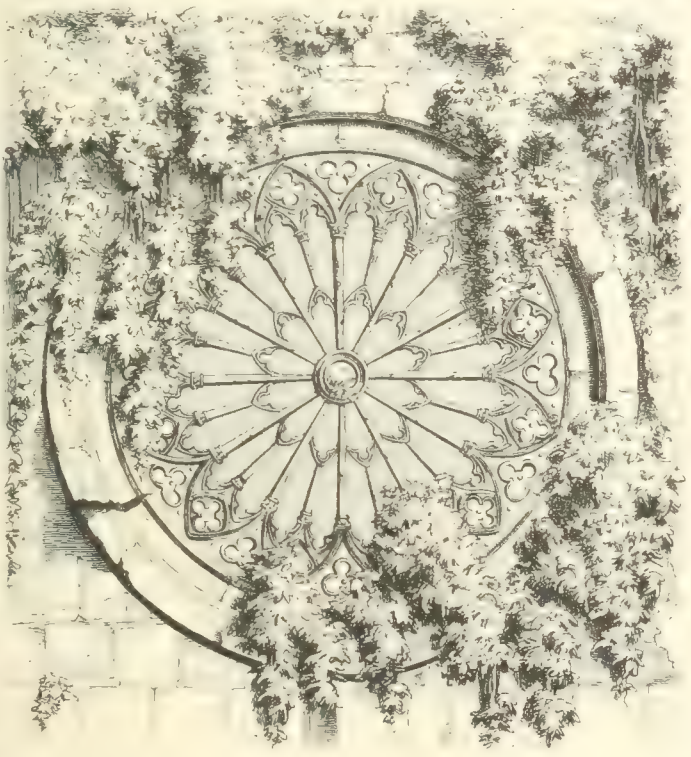
Die claſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſein mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerlei ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Ueberſchwengliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entletzlichſten Anſtrengungen, das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern, wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ungeheure Ausgeburten der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät im ſechzehnten Jahrhundert entſtanden, die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die recitirenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur nach, konnten im Chriſtenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war dieſe Religion für die bildenden Künſte. Denn da auch dieſe den Sieg des Geiſtes über die Materie darſtellen ſollten, und dennoch eben dieſe Materie als Mittel ihrer Darſtellung gebrauchen mußten, ſo hatten ſie gleichſam eine unnatürliche Aufgabe zu löſen. Daher in Sculptur und Malerei jene abſcheulichen Themata: Martyrbilder, Kreuzigungen, ſterbende Heilige, Zerſtörung des Fleiſches. Die Aufgaben ſelbſt waren ein Martyrthum der Sculptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke ſehe, wo durch ſchieffromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängſtlich unbeholfene Gewänder die chriſtliche Abſtinenz und Entſinnlichung dargeſtellt werden ſoll, ſo erfaßt mich unſägliches Mitleid mit den Künſtlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünſtigter, da das Material ihrer Darſtellung, die Farbe, in ſeiner Unerfaßbarkeit, in ſeiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht ſo derb widerſtrebte wie das Material der Sculptoren; dennoch mußten auch ſie, die Maler, mit den widerwärtigſten Leidensgeſtalten

die seufzende Leinwand belasten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldesammlungen betrachtet, und nichts als Blutscenen, Stäupen und Hinrichtung dargestellt sieht, so sollte man glauben, die alten Meister hätten diese Bilder für die Galerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menschliche Genius weiß sogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es, die unnatürliche Aufgabe schön und erhebend zu lösen, und namentlich die Italiener wußten der Schönheit etwas auf Kosten des Spiritualismus zu huldigen und sich zu jener Idealität emporzuschwingen, die in so vielen Darstellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholische Clerisei hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Sensualismus immer einige Zugeständnisse gemacht. Dieses Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt ist, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen veredelten Reizen geschmückt zu werden. Denn dieses Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schoß des Christenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichsam die schöne dame du maison der katholischen Kirche, die deren Kunden, besonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmlischen Lächeln anzog und festhielt.



Die Baukunst trug im Mittelalter denselben Charakter wie die anderen Künste; wie denn überhaupt damals alle Manifestationen des Lebens auf's wunderbarste mit einander harmonirten. Hier, in der Architektur zeigt sich dieselbe parabolische Tendenz wie in der Dichtkunst. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst, die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unsern Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt, diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, daß man sie für ausgeschnitzelt, daß man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wußte, daß er fast gespenstisch durchgeistert erscheint, daß sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht.

Aber die Künste sind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholicismus erlosch, so verhallte und erblich er auch in der Kunst. Zur Zeit der Reformation schwand allmälig die katholische Poesie in Europa, und an ihrer Stelle sehen wir die längst abgestorbene griechische Poesie wieder auf leben. Es war freilich nur ein künstlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und Bäume und Blumen steckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel schützte sie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeschichte ist nicht jedes Ereigniß die unmittelbare Folge eines andern, alle Ereignisse bedingen sich vielmehr wechselseitig. Keineswegs blos durch die griechischen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigrirt, ist die Liebe für das Griechenthum und die Sucht, es nachzuahmen, bei uns allgemein geworden, sondern auch in der Kunst, wie im Leben, regte sich ein gleichzeitiger Protestantismus; Leo X., der prächtige Mediceer, war ein eben so eifriger Protestant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateinischer Prosa protestirte, so protestirte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgestalten des Michel Angelo, die lachenden Nymphengesichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Versen des Meister Ludovico nicht einen protestirenden Gegensatz zu dem altdüstern, abgehärmten Katholicismus? Die Maler Italiens polemisirten gegen die Bigotterien vielleicht weit wirksamer als die sächsischen Theologen. Das blühende Fleisch auf den Gemälden des Titian, das ist alles Protestantismus. Die Lenden seiner Venus sind viel gründlichere Thesen, als die, welche der deutsche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals, als hätten die Menschen sich plötzlich erlöst gefühlt von tausendjährigem Zwang; besonders die Künstler athmeten wieder frei, als ihnen der Alp des Christenthums von der Brust gewälzt schien; enthusiastisch stürzten sie sich in das Meer griechischer Heiterkeit, aus dessen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambrosische Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Lust die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten besangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entstand die Periode der neuclassischen Poesie.

Wie sich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetsten ausgebildet, so gewann hier jene neuklassische Poesie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewissermaßen eine selbstständige Originalität. Durch den politischen Einfluß des großen Königs verbreitete sich diese neuklassische Poesie im übrigen Europa; in Italien, wo sie schon einheimisch geworden war, erhielt sie ein französisches Colorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der französischen Tragödie nach Spanien; sie gingen nach England mit Madame Henriette, und wir Deutschen, wie sich von selbst versteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Versailles unsere tölpischen Tempel. Der berühmteste Oberpriester derselben war Gottsched, jene große Allongeperücke, die unser theurer Goethe in seinen Memoiren so trefflich beschrieben hat.

Lessing war der literarische Arminius, der unser Theater von jener Fremdherrschaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeschmackheit jener Nachahmungen des französischen Theaters, das selbst wieder dem Griechischen nachgeahmt schien. Aber nicht blos durch seine Kritik, sondern auch durch seine eigenen Kunstwerke ward er der Stifter der neuern deutschen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geistes, alle Seiten des Lebens verfolgte dieser Mann mit Enthusiasmus und Uneigennützigkeit. Kunst, Theologie, Alterthumswissenschaft, Dichtkunst, Theaterkritik, Geschichte, Alles trieb er mit demselben Eifer und zu demselben Zwecke. In allen seinen Werken lebt dieselbe große sociale Idee, dieselbe fortschreitende Humanität, dieselbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Messias wir noch erwarten. Diese Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüste. Und dann fehlte ihm auch die Kunst, den Stein in Brot zu verwandeln; er verbrachte den großen

Theil seines Lebens in Armuth und Drangsal. Das ist ein Fluch, der fast auf allen großen Geistern der Deutschen lastet, und vielleicht erst durch die politische Befreiung getilgt wird. Mehr als man ahnte, war Lessing auch politisch bewegt, eine Eigenschaft, die wir bei seinen Zeitgenossen gar nicht finden; wir merken jetzt erst, was er mit der Schilderung des Duodez-despotismus in „Emilia Galotti" gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geistesfreiheit und Bekämpfer der clericalen Intoleranz; denn, seine theologischen Schriften verstand man schon besser. Die Fragmente „über Erziehung des Menschengeschlechts", welche Eugène Rodrigue in's Französische übersetzt hat können vielleicht den Franzosen von der umfassenden Weite des Lessing'schen Geistes einen Begriff geben. Die beiden kritischen Schriften, welche den meisten Einfluß auf die Kunst ausgeübt, sind seine „Hamburgische Dramaturgie" und sein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie". Seine ausgezeichnetsten Theaterstücke sind: Emilia Galotti. Minna von Barnhelm und Nathan der Weise.

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren zu Camenz in der Lausitz den 22. Januar 1729, und starb zu Braunschweig den 15. Februar 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit seiner Polemik das Alte zerstörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit selber etwas Neues und Besseres schuf; er glich sagt ein deutscher Autor jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft gestört wurden, und dann mit der einen Hand gegen diese kämpften, und mit der andern Hand am Gotteshause weiterbauten. Es ist hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Lessing sagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller ist, den ich am meisten liebe. Noch eines andern Schriftstellers, der in demselben Geiste und zu demselben Zwecke wirkte und Lessing's nächster Nachfolger genannt werden kann will ich hier

erwähnen; ſeine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeſchichte einen ganz einſamen Platz einnimmt, und ſein Verhältniß zu Zeit und Zeitgenoſſen noch immer nicht beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Es iſt Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Oſtpreußen und geſtorben zu Weimar in Sachſen im Jahre 1803.

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue, wo Jeder ſeine Todten aufſucht, die er liebt oder womit er verwandt iſt. Wenn ich da unter ſo vielen unbedeutenden Leichen den Leſſing oder den Herder ſehe mit ihren erhabenen Menſchengeſichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne euch flüchtig die blaſſen Lippen zu küſſen!

Wenn aber Leſſing die Nachahmerei des franzöſiſchen Aftergriechenthums gar mächtig zerſtörte, ſo hat er doch ſelbſt, eben durch ſeine Hinweiſung auf die wirklichen Kunſtwerke des griechiſchen Alterthums, gewiſſermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorſchub geleiſtet. Durch ſeine Bekämpfung des religiöſen Aberglaubens beförderte er ſogar die nüchterne Aufklärungsſucht, die ſich zu Berlin breit machte, und im ſeligen Nicolai ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihr Arſenal beſaß. Die kläglichſte Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Weſen zu treiben, und das Läppiſche und Leere blies ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr, wenn man etwa glaubt, daß Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits anerkannt geweſen ſei. Sein „Götz von Berlichingen“ und ſein „Werther“ waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den „Götz“ und den „Werther“ hatte das Publicum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt Niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der „Götz“ war ein dramatiſirter Ritterroman und dieſe Gattung liebte man damals. In dem „Werther“ ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem eines Jünglings, der ſich aus Liebe todtgeſchoſſen und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührenden Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daß die Art, wie Werther aus einer adeligen Geſellſchaft entfernt worden, ſeinen Lebensüberdruß geſteigert habe; die Frage über den Selbſtmord gab dem Buche noch mehr Beſprechung: einige Narren verfielen auf die Idee, ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls todtzuſchießen; das Buch machte durch ſeinen Stoff einen bedeutenden Knalleffect. Die Romane von Auguſt Lafontaine wurden jedoch eben ſo gern geleſen, und da dieſer unaufhörlich ſchrieb, ſo war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter, mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Ramler zu Berlin in der Poeſie aufnehmen konnte. Abgöttiſch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrſchte Iffland mit ſeinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit ſeinen banal witzigen Poſſen.

Dieſe Literatur war es wogegen ſich während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gérants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentirt haben. Jena wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doctrin ſich verbreitete. Ich ſage: Doctrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die Schlegel'ſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jedem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſing's, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwertes; nur war der Arm des Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſcharf treffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproducirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerkes veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der

Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Bejahen, ſelten kann er ein Grundprincip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlte ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall. Man faſelt mancherlei von dem Einfluß des Fichte'ſchen Idealismus und der Schelling'ſchen Naturphiloſophie auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läßt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluß einiger Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluß einer Philoſophie. Herr Schelling, der damals in Jena docirte, hat freilich perſönlich großen Einfluß auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, es ſei noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſirt den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meiſterwerke, die ſie ſich bei den Poeten ihrer Schule beſtellten, keine feſte Theorie angeben konnten, ſo erſetzten ſie dieſen Mangel dadurch, daß ſie die beſten Kunſtwerke der Vergangenheit als Muſter anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptſächlich die Werke der chriſtlich-katholiſchen Kunſt des Mittelalters. Die Ueberſetzung des Shakeſpeare's, der an der Grenze dieſer Kunſt ſteht und ſchon proteſtantiſch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemiſchen Zwecken beſtimmt, deren Beſprechung hier zu weitläufig wäre. Auch wurde dieſe Ueberſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen zu einer Zeit, als man ſich noch nicht ganz in's Mittelalter zurückenthuſiasmirt hatte. Später, als dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakeſpeare angeprieſen; denn bei jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am reinſten ausgeprägt und zwar in ihren beiden Hauptmomenten: Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Schauſpiele des caſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſche Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Manier; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der „Andacht zum Kreuz", oder zur Ehre der Mutter Gottes ſchlug, wie im „ſtandhaften Prinzen"; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit, wie man es nur treiben konnte, ohne von obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockene, dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkiſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man Folgendes erzählt. Sie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelixir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elixir enthielt; ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen großen langen Schluck, daß ſie durch die höchſtgeſteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks nicht blos wieder jung, ſondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo viel eingeſchluckt, daß er faſt wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau von Staël ſo ſehr viel Mühe hatte, zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daß es ihr curios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debutirt, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifacius und ich komme euch zu ſagen u. ſ. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch ſeinen Roman: „Sternbald's Wanderungen“ und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewiſſen Wackenroder geſchriebenen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ auch den bildenden Künſtlern die naiven, rohen Anfänge der Kunſt als Muſter dargeſtellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieſer Werke, die ſich eben in ihrer techniſchen Unbeholfenheit kundgibt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wiſſen, kaum einmal von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube, jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graziöſe, als daß man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muß ſich dieſe altitalieniſchen Bilder noch obendrein in's Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachte die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitalieniſchen. Denn die Deutſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort, wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andere Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man gleich heiligen Reliquien blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaß jene Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber, auch hier habe ich viel zu wenig geſagt. Ein franzöſiſcher Wahnſinn iſt noch lange nicht ſo wahnſinnig wie ein deutſcher; denn in dieſem wie Polonius ſagen würde, iſt Methode. Mit Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entſetzlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit, wovon ſich ein oberflächlicher franzöſiſcher Narr nicht einmal einen Begriff machen kann, trieb man jene deutſche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort, und wahrlich, nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion dem Chriſtenthum zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für ſeine Fürſten, wie das deutſche, und mehr noch

als der traurige Zustand, worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrschaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer besiegten Fürsten, die sie zu den Füßen Napoleons kriechen sahen, was die Deutschen auf's unleidlichste betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häusern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrschaft erdulden muß, noch tiefer empfinden, als diese selbst, und die im Verborgenen ihre kummervollsten Thränen weinen, wenn etwa das herrschaftliche Silberzeug verkauft werden soll, und die sogar ihre ärmlichen Ersparnisse heimlich dazu verwenden, daß nicht bürgerliche Talglichter statt adliger Wachskerzen auf die herrschaftliche Tafel gesetzt werden, wie wir solches mit hinlänglicher Rührung in den alten Schauspielen sehen. Die allgemeine Betrübniß fand Trost in der Religion, und es entstand ein pietistisches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hilfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein Anderer helfen, als der liebe Gott selbst. Auf die weltlichen Heerscharen war nicht mehr zu rechnen, und man mußte vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden.

Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unsere Fürsten, während sie hofften, durch Gott von ihm befreit zu werden, gaben sie auch zugleich dem Gedanken Raum, daß die zusammengefaßten Kräfte ihrer Völker dabei sehr mitwirksam sein möchten, man suchte in dieser Absicht den Gemeinsinn unter den Deutschen zu wecken, und sogar die allerhöchsten Personen sprachen jetzt von deutscher Volksthümlichkeit, vom gemeinsamen deutschen Vaterlande, von der Vereinigung der christlich germanischen Stämme, von der Einheit Deutschlands. Man befahl uns den Patriotismus und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unsere Fürsten befehlen.

Man muß sich aber unter diesem Patriotismus nicht dasselbe Gefühl denken, das hier in Frankreich diesen Namen führt. Der Patriotismus des Franzosen besteht darin, daß sein Herz erwärmt wird, durch diese Wärme sich ausdehnt, sich erweitert, daß es nicht mehr blos die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich, das ganze Land der Civilisation mit seiner Liebe umfaßt. Der Patriotismus des Deutschen hingegen besteht darin, daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegelthum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.

Was sich bald darauf in Deutschland ereignete, ist euch allzu wohl bekannt. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutschen den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzu lang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körner'schen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.

In der Periode, wo dieser Kampf vorbereitet wurde, mußte eine Schule, die dem französischen Wesen feindlich gesinnt war, und alles Deutsch-Volksthümliche in Kunst und Leben hervorrühmte, ihr trefflichstes Gedeihen finden. Die romantische Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Gesellschaften, und Herr A. W. Schlegel conspirirte gegen Racine zu demselben Ziel, wie der Minister Stein gegen Napoleon conspirirte. Die Schule schwamm mit dem Strom der Zeit, nämlich mit dem Strom, der nach seiner Quelle zurückströmte. Als endlich der deutsche Patriotismus und die deutsche Nationalität vollständig siegte, triumphirte auch definitiv die volksthümlich-germanisch-christlich-romantische Schule, die „neudeutsch-religiös-patriotische Kunst". Napoleon, der große Classiker, der so classisch wie Alexander und Cäsar, stürzte zu Boden, und die Herren August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben so romantisch wie das Däumchen und der gestiefelte Kater, erhoben sich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus, welche jeder Ueberzeugung auf dem Fuße folgt. Wie das spiritualistische Christenthum eine Reaction gegen die brutale Herrschaft des imperialrömischen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechischen Kunst und Wissenschaft als eine Reaction gegen den bis zur blödsinnigsten Abtödtung ausgearteten christlichen Spiritualismus zu betrachten ist; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaction gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken classischen Kunst gelten kann: so sehen wir jetzt auch eine Reaction gegen die Wiedereinführung jener katholisch-feudalistischen Denkweise jenes Ritterthums und — Cultus, wie dies in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchst befremdlichen Umständen. Als nämlich die alten Künstler des Mittelalters, die empfohlenen Muster, so hoch gepriesen und bewundert standen, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewußt, daß diese Männer an das Thema glaubten, welches sie darstellten, daß sie in ihrer kunstlosen Einfalt mehr leisten konnten als die späteren glaubenlosen Meister, die es im Technischen viel weiter gebracht daß der Glaube in ihnen Wunder gethan; — und in der That wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fiesole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künstler allnun, die es mit der Kunst ernsthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das Unerklärbar-Mystische der alten Werke nachahmen wollten, diese entschloßen sich, zu derselben Hippokrene zu wandern, wo auch die alten Meister ihre miraculöse Begeisterung geschöpft; sie pilgerten nach Rom, wo der dortige Statthalter mit der Milch seiner Denkart die schwindsüchtige deutsche Kunst wieder stärken sollte; mit einem Worte, sie begaben sich in den Schoß der alleinseligmachenden römisch-katholisch apostolischen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantischen Schule bedurfte es keines formellen Uebergangs, sie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Clemens Brentano, und sie entsagten nur ihren bisherigen freigeistigen Ansichten. Andere aber waren im Schoße der protestantischen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. s. w., und ihr Uebertritt zum Katholicismus bedurfte eines öffentlichen Actes.

Ich habe hier nur Schriftsteller erwähnt; die Zahl der Maler, die scharenweis das evangelische Glaubensbekenntniß und die Vernunft abschworen war weit größer.

Wenn man nun ſah, wie dieſe jungen Leute vor der römiſch-katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſtespfad wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo vieler Kraft befreit hatten, da ſchüttelte man in Deutſchland ſehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Fanatikern und Junkern, die ſich gegen die religiöſe und politiſche Freiheit Europas verſchworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jeſuitismus war, welcher mit den ſüßen Tönen der Romantik die deutſche Jugend ſo vielfach zu verlocken wußte, wie einſt der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln, da entſtand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geiſtesfreiheit und des Proteſtantismus in Deutſchland.

Ich habe Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche bekenne, keiner Parteilichkeit für letztere beſchuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Parteilichkeit habe ich Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; und in der That, es beſteht in Deutſchland ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden. Auf jeden Fall ſind ſie beide verwandt, und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der proteſtantiſchen Kirche manche fatale Engſinnigkeit vorwirft, ſo muß man doch zu ihrem unſterblichen Ruhme bekennen: indem durch ſie die freie Forſchung in der chriſtlichen Religion erlaubt und die Geiſter vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forſchung überhaupt in Deutſchland Wurzel ſchlagen und die Wiſſenſchaft ſich ſelbſtſtändig entwickeln können. Die deutſche Philoſophie, obgleich ſie ſich jetzt neben die proteſtantiſche Kirche ſtellt, ja ſich über ſie heben will, iſt doch immer nur ihre Tochter; als ſolche iſt ſie immer in Betreff der Mutter zu einer ſchonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandtſchaftsintereſſen verlangten es, daß ſie ſich verbündeten, als ſie beide von der gemeinſchaftlichen Feindin, von dem Jeſuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der proteſtantiſchen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben ſich zu gleicher Zeit gegen die Reſtauratoren des Katholicismus; und wie ſich von ſelbſt verſteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Intereſſen der Philoſophie oder der proteſtantiſchen Kirche, ſondern für die Intereſſen der bürgerlichen Freiheit beſorgt waren, traten ebenfalls zu dieſer Oppoſition. Aber in Deutſchland waren die Liberalen bis jetzt auch immer Schulphiloſophen und Theologen, und es iſt immer dieſelbe Idee der Freiheit, wofür ſie kämpfen, ſie mögen nun ein rein politiſches, oder ein philoſophiſches, oder ein theologiſches Thema behandeln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat, ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch gibt es Wenige, denen das deutſche Volk in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung mehr verdankt, als eben ihm. Er iſt vielleicht nach Leſſing der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er ver-

dient, daß ich nicht allzu kärglichen Wortes ihn bespreche.

Die Biographie des Mannes ist fast die aller deutschen Schriftsteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahre 1751 im Mecklenburgischen, von armen Eltern, studierte Theologie, vernachlässigte sie, als er die Poesie und die Griechen kennen lernte, beschäftigte sich ernsthaft mit diesen beiden, gab Unterricht, um nicht zu verhungern, wurde Schulmeister zu Otterndorf im Lande Hadeln, übersetzte die Alten und lebte arm, frugal und arbeitsam bis in sein fünfundsiebenzigstes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantischen Poeten zupften beständig an seinem Lorbeer und spöttelten viel über den altmodischen, ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal sogar plattdeutscher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe besungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, sondern einen schlichten protestantischen Pfarrer und seine tugendhafte Familie zu Helden seiner Dichtungen wählte und der so kerngesund und bürgerlich und natürlich war, während sie, die neuen Troubadoure, so somnambülisch kränklich, so ritterlich vornehm und so genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauschten Sänger der liederlich romantischen Lucinde, wie fatal mußte er ihm sein, dieser nüchterne Voß mit seiner „keuschen Louise“ und seinem „alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau!“ Herr August Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholicismus nie so ehrlich gemeint hat wie sein Bruder, der konnte schon mit dem alten Voß viel besser harmoniren, und es bestand zwischen Beiden eigentlich nur eine Uebersetzer-Rivalität, die übrigens für die deutsche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte schon vor Entstehung der neuen Schule den Homer übersetzt, jetzt übersetzte er mit unerhörtem Fleiß auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums, während Herr August Wilhelm Schlegel die christlichen Dichter der romantisch katholischen Zeit übersetzte. Beider Arbeiten wurden bestimmt durch die versteckt polemische Absicht; Voß wollte die classische Poesie und Denkweise durch seine Uebersetzungen befördern; während Herr August Wilhelm Schlegel die christlich-romantischen Dichter in guten Uebersetzungen dem Publicum zur Nachahmung und Bildung zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte sich sogar in den Sprachformen beider Uebersetzer. Während Herr Schlegel immer süßlicher und zimperlicher seine Worte glättete, wurde Voß in seinen Uebersetzungen immer herber und

derber, die späteren sind durch die hineingefeilten Rauheiten fast unaussprechbar; so daß, wenn man auf dem blank polirten, schlüpfrigen Mahagoni-Parquett der Schlegel'schen Verse leicht ausglitschte, so stolperte man eben so leicht über die versificirten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich aus Rivalität wollte Letzterer auch den Shakespeare übersetzen, welchen Herr Schlegel in seiner ersten Periode so vortrefflich in's Deutsche übertragen; aber das bekam dem alten Voß sehr schlecht und seinem Verleger noch schlimmer; die Uebersetzung mißlang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich übersetzt, wo seine Verse manchmal wie geschlagene Sahne sind, wobei man nicht weiß, wenn man sie zu Munde führt, ob man sie essen oder trinken soll, da ist Voß hart wie Stein, und man muß fürchten, sich die Kinnlade zu zerbrechen, wenn man seine Verse ausspricht. Aber was eben den Voß so gewaltig auszeichnete, das ist die Kraft, womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht blos mit der deutschen Sprache, sondern auch mit jenem jesuitisch-aristokratischen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutschen Literatur sein mißgestaltetes Haupt hervorreckte; und Voß schlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutscher Schriftsteller, welcher als einer der bittersten Gegner von Voß bekannt ist, nennt ihn einen niedersächsischen Bauern. Trotz der schmähenden Absicht, ist doch diese Benennung sehr treffend. In der That, Voß ist ein niedersächsischer Bauer so wie Luther es war; es fehlte ihm alles chevaleresque, alle Courtoisie, alle Graciösität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, starkmännlichen Volksstamme, dem das Christenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der sich erst nach drei verlorenen Schlachten dieser Religion unterwarf, der aber immer noch in seinen Sitten und Weisen viel nordisch heidnische Starrheit behalten, und in seinen materiellen und geistigen Kämpfen so tapfer und hartnäckig sich zeigt wie seine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in seiner Polemik und in seinem ganzen Wesen betrachte, so ist mir, als sähe ich den alten einäugigen Odin selbst, der seine Asenburg verlassen, um Schulmeister zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holsteinern die lateinischen Declinationen und den christlichen Katechismus einstudirt, und der in seinen Nebenstunden die griechischen Dichter in's Deutsche übersetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verse damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühsamen Geschäftes überdrüßig, den armen Fritz Stolberg mit dem Hammer auf den Kopf schlägt.

Das war eine famose Geschichte. Friedrich, Graf von Stolberg, war ein Dichter der alten Schule und außerordentlich berühmt in Deutschland, vielleicht minder durch seine poetischen Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutschen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stolberg war ein liberaler Mann von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetische Schule stifteten. Ich empfehle den französischen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu lesen, worin Johann Heinrich Voß das idyllische Zusammenleben des Dichterbundes geschildert, wozu er und Fritz Stolberg gehörten. Diese beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterschaar. Als nun Fritz Stolberg mit Eclat zur katholischen Kirche überging, und Confession und Freiheitsliebe abschwor, und ein Beförderer des Obscurantismus wurde, und durch sein vornehmes Beispiel gar viele Schwächlinge nachlockte, da trat Johann Heinrich Voß, der alte siebzigjährige Mann, dem eben so alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und schrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Er analysirte darin dessen ganzes Leben, und zeigte, wie die aristokratische Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie sie nach den Ereignissen der französischen Revolution immer sichtbarer hervortrat; wie Stolberg sich der sogenannten Adelskette, die den französischen Freiheitsprincipien entgegenwirken wollte, heimlich anschloß; wie diese Adeligen sich mit den Jesuiten verbanden; wie man durch die Wiederherstellung des Katholicismus auch die Adelsinteressen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Restauration des christkatholischen feudalistischen Mittelalters und der Untergang der protestantischen Denkfreiheit und des politischen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutsche Demokratie und die deutsche Aristokratie, die sich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte und diese noch nichts befürchtete, so unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, diese

ſtanden ſich jetzt als Greiſe gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutſchen Publicums, der die Bedeutung und die entſetzliche Nothwendigkeit dieſes Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältniſſen, von kleinen Lebensereigniſſen, die aber in ihrer Zuſammenſtellung ein beweiſendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch ſogenannte vornehme Seelen, die mit aller Erhabenheit über engherzige Kleinigkeitskrämerei ſchrieen und den armen Voß der Klatſchſucht bezichtigten. Andere, Spießbürger, die beſorgt waren, man möchte von ihrer eigenen Miſere auch einmal die Gardine fortziehen. Dieſe eiferten über die Verletzung des literariſchen Herkommens, wonach alle Perſönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, ſtreng verboten ſeien. Als nun Fritz Stolberg in derſelben Zeit ſtarb, und man dieſen Sterbefall dem Kummer zuſchrieb, und gar

nach ſeinem Tode das „Liebesbüchlein" herauskam, worin er mit frömmelnd chriſtlichem, verzeihendem, echt jeſuitiſchem Tone über den armen verblendeten Freund ſich ausſprach, da floſſen die Thränen des deutſchen Mitleids, da weinte der deutſche Michel ſeine dickſten Tropfen, und es ſammelte ſich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meiſten Scheltworte erhielt er von eben denſelben Menſchen, für deren geiſtiges und weltliches Heil er geſtritten.

Ueberhaupt kann man in Deutſchland auf das Mitleid und die Thränendrüſen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig mißhandelt wird. Die Deutſchen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie verſäumen, einer Execution zuzuſehen, die ſich da als die neugierigſten Zuſchauer vordrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden auf's bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Executionen ſo jammervoll ſich geberden, würden aber ſehr verdrießlich ſein, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und ſie ſich, ohne etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müßten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Indeſſen die Voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publicum und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſirende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publicums erklärte

ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für deſſen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Fanatikern, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht blos die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Secten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen hegen, vereinigten ſich doch mit gleich großem Haſſe gegen Johann Heinrich Voß, den Rationaliſten. Mit dieſem Namen bezeichnet man in Deutſchland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegenſatz zu den Supernaturaliſten, welche ſich da mehr oder minder jeder Vernunfterkenntniß entäußert haben. Letztere in ihrem Haſſe gegen die armen Rationaliſten ſind wie die Narren eines Narrenhauſes, die, wenn ſie auch von den entgegengeſetzteſten Narrheiten befangen ſind, dennoch ſich einigermaßen leidlich untereinander vertragen, aber mit der grimmigſten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt ſind, den ſie als ihren gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und der eben kein Anderer iſt als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantiſche Schule durch die Enthüllung der clerikalen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſo erlitt ſie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einſpruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die ſie ſelbſt dort aufgeſtellt. Nämlich Wolfgang Goethe trat von ſeinem Poſtamente herab und ſprach das Verdammnißurtheil über die Herren Schlegel, über dieſelben Oberprieſter, die ihn mit ſo viel Weihrauch umduftet. Dieſe Stimme vernichtete den ganzen Spuck; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſcuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Meſſe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zog ſich zurück in die Pagode des Brahma.

Offen geſtanden, Goethe hat damals eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es iſt wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil ſie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufſtellen mußten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herrn Geheimrath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte Nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältniß dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelte vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Scandalſucht, über ihre Manier durch Scandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen“.

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichtsdeſtoweniger den größten Theil ſeines Renommée den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroß es aber den tiefſchauenden Goethe, daß die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu compromitiren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah; — denn wie Voß dem ſtarren, einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener freilich mußte mit Thor's Hammer tüchtig zuſchlagen; dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten und krochen davon. Ein öffentliches Document jenes Einſpruchs von Seiten Goethe's erſchien im zweiten Hefte der Goethe'ſchen Zeitſchrift

„Kunst und Alterthum", und es führt den Titel: „Ueber die christlich-patriotisch-neu-deutsche Kunst". Mit diesem Artikel machte Goethe gleichsam seinen 18. Brumaire in der deutschen Literatur; denn indem er so barsch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigsten Jünger an seine eigene Person heranzog, und von dem Publicum, dem das Schlegel'sche Directorium schon lange ein Greuel war, acclamirt wurde, begründete er seine Alleinherrschaft in der deutschen Literatur.

Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann sprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gobier spricht, man sprach nicht mehr von Romantik und classischer Poesie, sondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich, es traten unterdessen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantasie diesem nicht viel nachgaben; aber sie erkannten ihn aus Courtoisie als ihr Oberhaupt, sie umgaben ihn huldigend, sie küßten ihm die Hand, sie knieten vor ihm; diese Granden des Parnassus

unterschieden sich jedoch von der großen Menge dadurch, daß sie auch in Goethe's Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondirten sie ihn; sie ärgerten sich aber dann, wenn irgend ein Geringerer sich ebenfalls berechtigt hielt, Goethen zu schelten. Die Aristokraten, wenn sie auch noch so böse gegen ihren Souverain gestimmt sind, werden doch verdrießlich, wenn sich auch der Plebs gegen diesen erhebt. Und die geistigen Aristokraten in Deutschland hatten während der beiden letzten Decennien sehr gerechte Gründe, auf Goethe ungehalten zu sein. Wie ich selber es damals mit hinlänglicher Bitterkeit offen gesagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den Tiers état emporhob.

Das war widerwärtig. Goethe hatte Angst vor jedem selbstständigen Originalschriftsteller und lobte und pries alle unbedeutenden Kleingeister; ja er trieb dieses so weit, daß es endlich nur ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu sein.

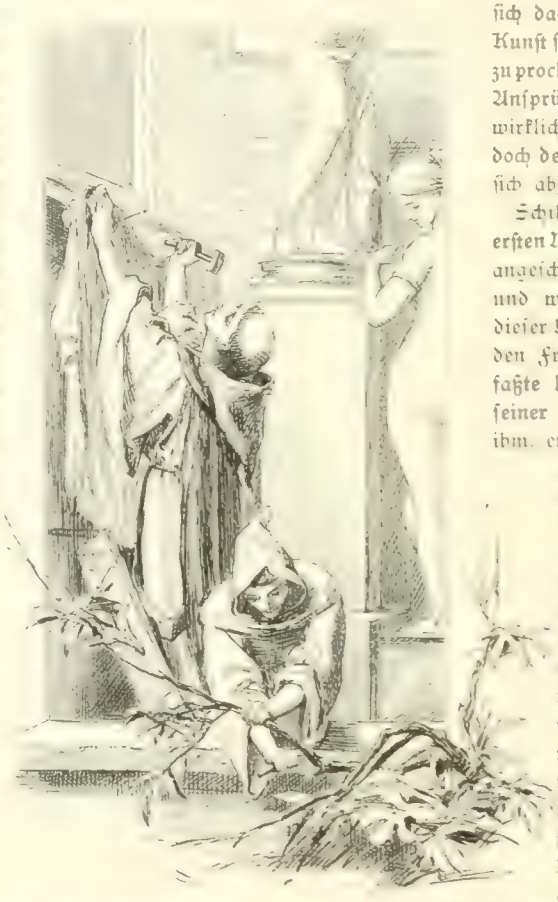
Späterhin spreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goethe'schen Kaiserzeit hervortraten. Das ist ein junger Wald, dessen Stämme erst jetzt ihre Größe zeigen, seitdem die hundertjährige Eiche gefallen ist, von deren Zweigen sie so weit überragt und überschattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen ärgerten ſich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja daß ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern mit geweihter Axt, gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus ärgerten ſich im Gegentheil, daß man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publicum aber verehrte dieſen Baum eben, weil er ſo ſelbſtſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daß es ausſah, als ſeien die Sterne nur die goldenen Früchte des großen Wunderbaumes.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ im Jahre 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nämlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht blos die Goethe'ſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des Goethe'ſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugte nicht ſowohl von vielem Geiſte, als viel mehr von großem Tacte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wußte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publicums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daß der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens Puſtkuchen, was auf franzöſiſch omelette ſoufflé heißt, ein Name, welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich äſthetiſch aufgeblaſen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen, daß ſeine Dichtungen keinen moraliſchen Zweck hätten; daß er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgäre Figuren ſchaffen könne; daß hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſei.

Letzteres, daß nämlich Schiller größer ſei als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Producte beider Dichter zu vergleichen, und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Piccolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa und ſonſtiger Schiller'ſchen Theaterhelden, wogegen ſie die Goethe'ſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Creaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß letztere und auch die Goethe'ſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethe's Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſei, denn in der Kunſt gebe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſei ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporſteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmal nach Abfluß einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt und, indem ſie in die Sitten übergeht, ſich auch als eine neue Moral geltend macht, ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Aergerniß empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiken Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer

Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano aufzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müßte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlandes für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte ſtetirt iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena", deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre, über Immoralität ſchreien, dasſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Witwen ſind, die am Ende luſtig heirathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihrem verſtorbenen Gatten zu verbrennen.



Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daß alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten, die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proclamiren und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn den Friedrich Schiller erfaßte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war dasſelbe Banner, worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind, unſer beſtes Blut zu vergießen. Schiller ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen gleich einer einzigen Brüdergemeinde umſchließen ſoll; er war Kosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den Räubern ſehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht und er ſelber iſt jener Marquis Poſa

der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er ſeine Menſchen nach dem eignen Bilde erſchafft. Wenn daher Carl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudieren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmirt und die Weltgeſchichte beſingt, ſo verſenkt ſich Göthe mehr in die individuellen Gefühle oder in die Kunſt oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht blos in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Werken gab er uns die Reſultate ſeiner Forſchungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Reſultat ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſicht.

Es iſt leider wahr, wir müſſen es eingeſtehen, nicht ſelten hat der Pantheismus die Menſchen zu Indifferentiſten gemacht. Sie dachten: Wenn alles Gott iſt, ſo mag es gleichgiltig ſein, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Komödianten. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtirt ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtirt ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und jedes trägt in ſich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntniß dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungsſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtirt ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde, und, ſtatt mit den höchſten Menſchheitsintereſſen, ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte; Gott manifeſtirt ſich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtation, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein rückwärts „gekehrter Prophet" und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell.

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emancipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nämlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden fürchtete, ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne, gefällige Form. So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und alles, was er ſchrieb, wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode" bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwickelung des deutſchen Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtſtändigen Werth der Goethe'ſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar: die Goethe'ſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schiller'ſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die Goethe'ſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles deſſen, was blos durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen, hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube, Herr Charles Nodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Aehnliches geſagt, und das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterſtatuen betrachtete. Da ſtanden ſie mit den ſtummen, weißen Augen, in dem

marmornen Lächeln eine geheime Melancholie eine trübe Erinnerung vielleicht an Aegypten, das Todtenland dem sie entsprossen, oder leidende Sehnsucht nach dem Leben, woraus sie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt sind, oder auch Schmerz über ihre todte Unsterblichkeit; – sie schienen des Wortes zu harren das sie wieder dem Leben zurückgäbe, das sie aus ihrer kalten, starren Regungslosigkeit erlöse. Sonderbar! diese Antiken mahnten mich an die Goethe'schen Dichtungen, die ebenso vollendet, ebenso herrlich, ebenso ruhig sind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen scheinen, daß ihre Starrheit und Kälte sie von unserem jetzigen bewegt warmen Leben abscheidet, daß sie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß sie keine Menschen sind sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein.

Diese wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verschiedenen Parteien, die in Deutschland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt; sie fürchteten seinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja durch die unscheinbarsten Liederchen seine Weltansicht einflößte; sie sahen in ihm den gefährlichsten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er sagte so fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nämlich so ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszusprechen wagte mitten in Deutschland, im Lande,

wo jenes Ungeziefer der Knoblauch der Tabak und Anderes in ihrer Allianz überall herrschend sind. Just dieses war es jedoch keineswegs, was uns den Männern der Bewegung an Goethe

mißfiel. Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietistirenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheïsm wurde daher von den entgegengesetzten Seiten angegriffen; um französisch zu sprechen, die äußerste Rechte und die äußerste Linke verbanden sich gegen ihn; und während der schwarze Fanatiker mit dem Crucifixe gegen ihn losschlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sansculotte mit der Pike. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines besseren Zweckes werth war, zeigte in seiner Polemik nicht so einseitig den spiritualistischen Christen oder den unzufriedenen Patrioten, er basirte vielmehr einen Theil seiner Angriffe auf die letzten Aussprüche Friedrich Schlegel's, der nach seinem Fall aus der Tiefe seines katholischen Doms, sein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „dessen Poesie keinen Mittelpunkt habe". Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie sei, sondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegensatz u. s. w. Das geschah einige Zeit vor der Julusrevolution. Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, sowohl in Hinsicht der Kunstwerke als der Institutionen desselben, er schmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, pries mit unerhörter Begeisterung den Herrn Joseph Görres; sein Haß gegen Goethe war daher echt, und er schrieb gegen ihn aus Ueberzeugung, also nicht wie viele meinten, um sich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich selber damals ein Gegner Goethe's war, so war ich doch unzufrieden über die Herbheit, womit Herr Menzel ihn kritisirte, und ich beklagte diesen Mangel an Pietät. Ich bemerkte, Goethe sei doch immer der König unserer Literatur; wenn man an einen solchen das kritische Messer lege, müsse man es nie an der gebührenden Courtoisie fehlen lassen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte und, ehe er sein Amt verrichtete, vor dem König niederkniete und seine allerhöchste Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethe's gehörte auch der famose Hofrath Müllner und sein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Professor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famose Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit wegen politischer Vergehen im Zuchthause gesessen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethe's. Unter uns gesagt, es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Was vorgebracht wurde, habe ich hinlänglich angedeutet; schwerer ist es, das besondere Motiv zu errathen, das jeden einzelnen bewogen haben mag, seine antigoetheanischen Ueberzeugungen öffentlich auszusprechen. Nur von einer Person kenne ich dieses Motiv ganz genau, und da ich dieses selber bin, so will ich jetzt ehrlich gestehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter angegriffen, sondern nur den Menschen. Ich habe nie seine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin sehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeschliffenen Augengläsern auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die scharfsichtigen Leute! was sie für Flecken ansehen, das sind blühende Wälder, silberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts ist thörichter, als die Geringschätzung Goethe's zu Gunsten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries, um Goethe herabzusetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealischen Gestalten, jene Altarbilder der Tugend und der Sittlichkeit, die Schiller aufstellt, weit leichter zu verfertigen waren, als jene sündhaften, kleinweltlichen befleckten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken läßt? Wissen sie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meistens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinseln, daß aber schon ein großer Meister dazu gehört, um etwa einen spanischen Betteljungen, der sich kauft, einen niederländischen Bauern, welcher spuckt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir sie auf kleinen holländischen Cabinetbildchen sehen, lebenswahr und technisch vollendet zu malen? Das Große und Furchtbare läßt sich in der Kunst weit leichter darstellen als das kleine und putzige. Die ägyptischen Zauberer haben dem Moses viele Kunststücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, sogar die Frösche; aber, als er scheinbar weit leichtere Zauberdinge, nämlich Ungeziefer, hervorbrachte, da gestanden sie ihre Ohnmacht, und sie konnten das kleine Ungeziefer nicht nach-

machen, und sie sagten: da ist der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im „Faust", über die Szenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, scheltet auf die Liederlichkeiten im „Meister". — Das könnt ihr alles nicht nachmachen; da ist der Finger Goethe's! Aber ihr wollt das auch nicht nachmachen und ich höre wie ihr mit Absicht behauptet: Wir sind keine Hexenmeister, wir sind gute Christen. Daß ihr keine Hexenmeister seid, das weiß ich.

Goethe's größtes Verdienst ist eben die Vollendung alles dessen, was er darstellt; da gibt es keine Partien die stark sind während andere schwach da ist kein Theil ausgemalt, während der andere nur skizzirt worden da gibt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Person in seinen Romanen und Dramen behandelt er, wo sie vorkommt als wäre sie die Hauptperson. So ist es auch bei Homer, so bei Shakespeare. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenpersonen, jede Figur ist Hauptperson an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den absoluten Fürsten, die den Menschen keinen selbstständigen Werth beimessen, sondern ihnen selber nach eigenem Gutdünken ihre höchste Geltung zuerkennen. Als ein französischer Gesandter einst gegen den Kaiser Paul von Rußland erwähnte daß ein wichtiger Mann seines Reiches sich für irgend eine Sache interessiere da sei ihm der Kaiser streng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „Es gibt in diesem Reiche keinen wichtigen Mann, außer demjenigen, mit welchem Ich eben spreche und so lange Ich eben mit ihm spreche ist er wichtig." Ein absoluter Dichter, der ebenfalls seine Macht von Gottes Gnade erhalten hat betrachtet in gleicher Weise diejenige Person seines Geisterreichs als die wichtigste die er eben sprechen läßt die eben unter seine Feder gerathen, und aus diesem Kunstdespotismus entsteht jene wunderbare Vollendung der kleinsten Figuren in den Werken Homer's, Shakespeare's und Goethe's. Wenn ich etwas bessere von den Gegnern Goethe's gesprochen habe, so dürfte ich noch viel Herberes von seinen Apologisten sagen. Die meisten derselben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Nur der Gipfel des Lächerlichen steht in dieser Hinsicht einer, Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geist fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Pückler hat Carl Immermann der jetzt unser größter dramatischer Dichter ist, seine kritischen Sporen erworben, er hat da ein vortreffliches Schwertchen zu Tage gefördert. Zuweilen haben sich die Berliner bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendste Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Ense ein Mann der Gedanken im Herzen trägt die so groß sind wie die Welt und sie in Worten aus-

spricht, die so kostbar und zierlich sind wie geschnittene Gemmen. Es ist jener vornehme Geist, auf dessen Urtheil Goethe immer das meiste Gewicht gelegt hat. Vielleicht ist es nützlich, hier zu erwähnen, daß Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geschrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede Leipziger Messe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Untersuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik. Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis schreibt, in verschiedenen Zeitschriften über Goethe gesagt hat, war eben so bedeutend wie geistreich. Herr Zimmermann, Professor zu Hamburg, hat in seinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichsten Urtheile über Goethe ausgesprochen, die man zwar spärlich, aber desto tiefsinniger, in seinen dramaturgischen Blättern angedeutet findet. Auf verschiedenen deutschen Universitäten wurde ein Collegium über Goethe gelesen, und von allen seinen Werken war es vorzüglich der „Faust", womit sich das Publicum beschäftigte. Er wurde vielfach fortgesetzt und commentirt, er ward die weltliche Bibel der Deutschen.

Ich wäre kein Deutscher, wenn ich bei Erwähnung des „Faust" nicht einige erklärende Gedanken darüber ausspräche, denn vom größten Denker bis zum kleinsten Markör, vom Philosophen bis herab zum Doctor der Philosophie, übt jeder seinen Scharfsinn an diesem Buche. Aber es ist wirklich eben so weit wie die Bibel, und wie diese, umfaßt es Himmel und Erde, mitsammt dem Menschen und seiner Exegese. Der Stoff ist hier wieder der Hauptgrund, weshalb der „Faust" so populär ist; daß er jedoch diesen Stoff herausgesucht aus den Volkssagen, das zeugt eben von Goethe's unbewußtem Tiefsinn, von seinem Genie, das immer das Nächste und Rechte zu ergreifen wußte. Ich darf den Inhalt des „Faust" als bekannt voraussetzen; denn das Buch ist in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volkssage

ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land auf den Jahrmärkten ein graues, fließpapiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holzſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt, wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doctor, der alle Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, am Ende ſeine Bücher wegwarf, und ein Bündniß mit dem Teufel ſchloß, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem böllſchen Verderben hingeben mußte. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtesmacht ſah, dergleichen einem Teufelsbündniß zugeſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Paracelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doctor Fauſtus, welcher nicht blos die Erkenntniß der Dinge, ſondern auch die reellſten Genüſſe vom Teufel verlangt hat, und das iſt eben der Fauſt, der die Buchdruckerei erfunden und zur Zeit lebte, wo man anfing gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtſtändig zu forſchen, ſo daß mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt in der That ſehr bedeutſam daß zur Zeit wo nach der Volksmeinung der Fauſt gelebt hat eben die Reformation beginnt, und daß er ſelber die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nämlich die Buchdruckerei, eine Kunſt, die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolution geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen: endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat. Aber nein, das Wiſſen, die Erkenntniß der Dinge durch die Vernunft, die Wiſſenſchaft, gibt uns endlich die Genüſſe um die uns der Glaube, das katholiſche Chriſtenthum, ſo lange geprellt hat wir erkennen, daß die Menſchen nicht blos zu einer himmliſchen, ſondern auch zu einer irdiſchen Gleichheit berufen ſind; die politiſche Brüderſchaft, die uns von der Philoſophie gepredigt wird, iſt uns wohlthätiger als die rein geiſtige Brüderſchaft, wozu uns das Chriſtenthum verholfen; und das Wiſſen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieſer Erde ſelig werden; wenn wir dann noch obendrein der himmliſchen Seligkeit, die uns das Chriſtenthum ſo beſtimmt verſpricht, nach dem Tode theilhaftig werden, ſo ſoll uns das ſehr lieb ſein.

Das hat nun längſt ſchon das deutſche Volk tiefſinnig geahnt; denn das deutſche Volk iſt ſelber jener gelehrte Doctor Fauſt, es iſt ſelber jener Spiritualiſt, der mit dem Geiſte endlich die Ungenügbarkeit des Geiſtes begriffen, und nach materiellen Genüſſen verlangt, und dem Fleiſche ſeine Rechte wiedergibt. Doch noch befangen in der Symbolik der katholiſchen Poeſie, wo Gott als der Repräſentant des Geiſtes und der Teufel als Repräſentant des Fleiſches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleiſches als einen Abfall von Gott, als ein Bündniß mit dem Teufel.

Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutſchen Volke in Erfüllung geht, was es ſo tiefſinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geiſt die Uſurpationen des Geiſtes einſieht und die Rechte des Fleiſches vindicirt. Das iſt dann die Revolution, die große Tochter der Reformation.

Minder bekannt als der „Fauſt", iſt hier in Frankreich Goethe's „Weſt-öſtlicher Divan" ein ſpäteres Buch, von welchem Frau von Stael noch nicht Kenntniß hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odaliſken mit ſchwarzen geſchminkten Gazellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debureau als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas dasjenige ſah, was der Ueberrocher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer langröhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkeſtan, während eine ſchwarze Sclavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit echtem Moccakaffee darreicht; — den berauſchendſten Lebensgenuß hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich ſo hingehaucht ſo ätheriſch daß man ſich wundert, wie dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei gibt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben

im Morgenlande, über das patriarchalische Leben der Araber; und da ist Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitsvoll wie ein Greis. Diese Prosa ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden; manchmal ist aber auch jene Prosa so magisch, so ahnungsvoll, wie der Himmel, wenn die Abenddämmerung heraufgezogen, und die großen Goethe'schen Gedanken treten dann hervor, rein und golden wie die Sterne. Unbeschreiblich ist der Zauber dieses Buches; es ist ein Selam, den der Occident dem Oriente geschickt hat und es sind gar närrische Blumen darunter, sinnlich rothe Rosen, Hortensien wie weiße nackte Mädchenbüsten, spaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menschenfinger, verdrehte Crocosnasen, und in der Mitte, lauschend verborgen, stille deutsche Veilchen. Dieser Selam aber bedeutet, daß der Occident seines frierend mageren Spiritualismus überdrüssig geworden und an der gesunden Körperwelt des Orients sich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er im „Faust" sein Mißbehagen an dem abstract Geistigen und sein Verlangen nach reellen Genüssen ausgesprochen, warf sich gleichsam mit dem Geiste selbst in die Arme des Sensualismus, indem er den west-östlichen Divan schrieb.

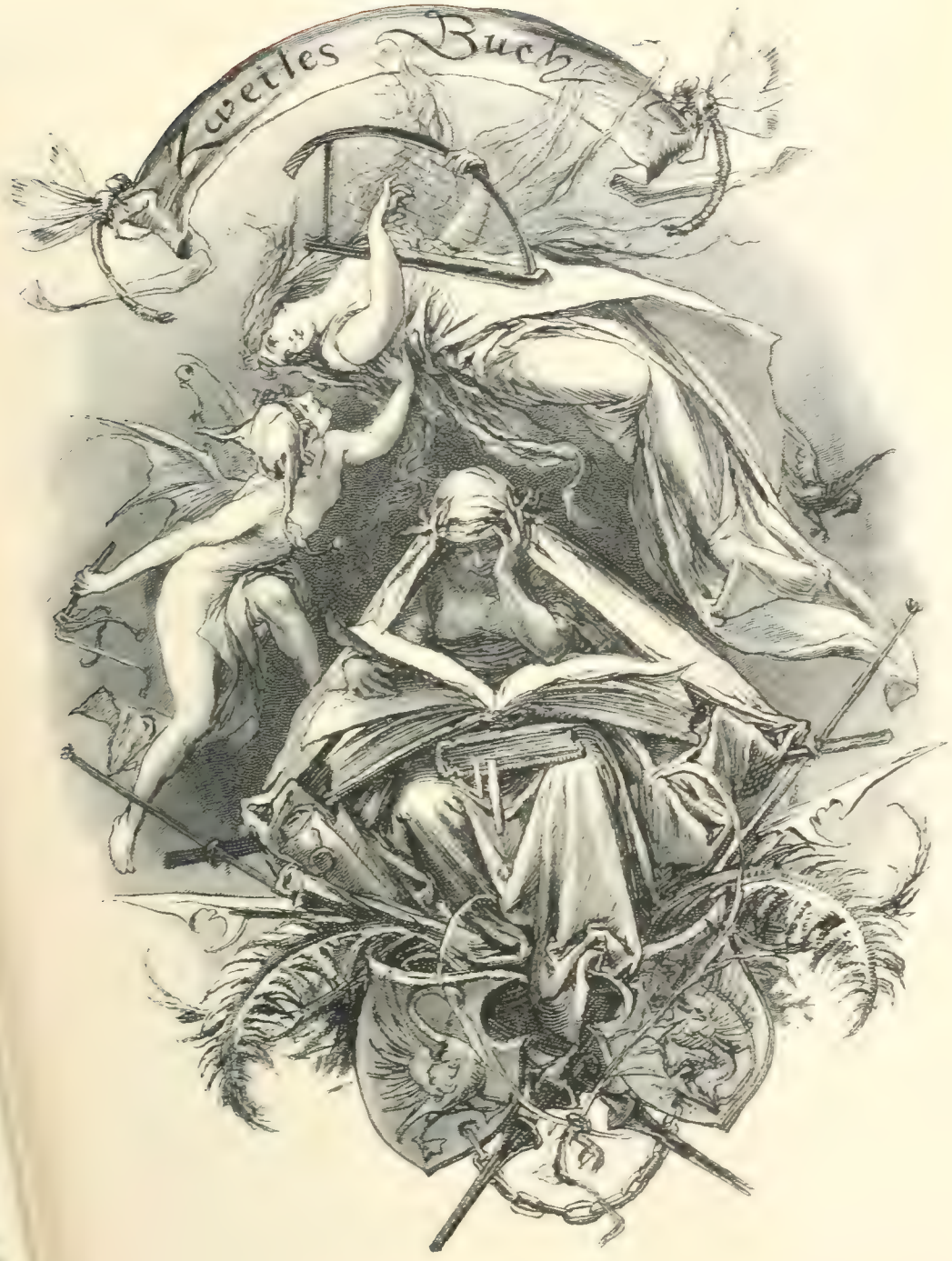
Es ist daher höchst bedeutsam, daß dieses Buch bald nach dem „Faust" erschien. Es war die letzte Phase Goethe's, und sein Beispiel war von großem Einfluß auf die Literatur. Unsere Lyriker besangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch sein, daß Goethe, indem er Persien und Arabien so freudig besang, gegen Indien den bestimmtesten Widerwillen aussprach. Ihm mißfiel an diesem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entstand diese Abneigung dadurch, daß er bei den sanskritischen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine fanatische Hinterlist witterte. Diese Herren betrachteten nämlich Hindostan als die Wiege der katholischen Weltordnung, sie sahen dort das Musterbild ihrer Hierarchie, sie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menschwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kasteiungen und alle ihre sonstigen geliebten Steckenpferde. Goethe's Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig diese Leute, und Herr August Wilhelm Schlegel nannte ihn deshalb mit gläsernem Aerger „einen zum Islam bekehrten Heiden".

Unter den Schriften, welche dieses Jahr über Goethe erschienen sind, verdient ein hinterlassenes Werk von Johannes Falk, „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt", die rühmlichste Erwähnung. Der Verfasser hat uns in diesem Buche, außer einer detaillirten Abhandlung über den Faust (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichsten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns denselben in allen Beziehungen des Lebens ganz naturgetreu, ganz unparteiisch, mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Hier sehen wir Goethe im Verhältniß zu seiner Mutter, deren Naturell sich so wunderbar im Sohne wieder abspiegelt; hier sehen wir ihn als Naturforscher, wie er eine Raupe beobachtet, die sich eingesponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier sehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ihm ernsthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menschheit selbst unbeachtet läßt; wir sehen ihn, wie er am Hofe des Großherzogs von Weimar, lustig improvisirend, unter blonden Hofdamen sitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des Königs Admetos; wir sehen ihn dann wieder, wie er mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie dieser, um ihn herabzusetzen, eine öffentliche Feier zu Ehren Schillers veranstaltet; — überall aber sehen wir ihn klug, schön, liebenswürdig, eine holdselig erquickende Gestalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Uebereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius, wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erscheinung war ebenso bedeutsam wie das Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig edel gemessen und man konnte griechische Kunst an ihm studiren, wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdemuth; die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzehrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht christlich-sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt; — nein, seine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es ist nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick fest ist und ihre Augen nicht unsicher hin und her zucken.

Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Gestalt des Nala annehmen bei Damayanti's Hochzeit, da erkennt diese ihren Geliebten an dem Zwinkern seiner Augen, da, wie gesagt, die Augen der Götter immer unbewegt sind. Letztere Eigenschaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethe's Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich, wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten. Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter dem großen Jupiter mit welchem ich Goethe schon oben verglichen. Wahrlich als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihn, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte. — —

Les dieux s'en vont. Goethe ist todt. Er starb den 22. März des verflossenen Jahres, des bedeutungsvollen Jahres wo unsere Erde ihre größten Renommeen verloren hat. Es ist als sei der Tod in diesem Jahre plötzlich artokratisch geworden, als habe er die Notabilitäten dieser Erde besonders auszeichnen wollen, indem er sie gleichzeitig in's Grab schickte. Vielleicht gar hat er jenseits, im Schattenreich, eine Pairie stiften wollen, und in diesem Falle wäre seine tournée sehr gut gewählt. Oder hat der Tod im Gegentheil im verflossenen Jahre die Democratie zu begünstigen gesucht, indem er mit den großen Renommeen auch ihre Autoritäten vernichtete, und die geistige Gleichheit beförderte? War es Respect oder Impotenz weshalb der Tod im vorigen Jahre die Könige verschont hat? Aus Zerstreuung hatte er nach dem König von Spanien schon die Sense erhoben, aber er besann sich zur rechten Zeit, und er ließ ihn leben. In dem verflossenen Jahr ist kein einziger König gestorben. Les dieux s'en vont — aber die Könige behalten wir.


Zweites Buch

I.

Mit der Gewissenhaftigkeit, die ich mir streng vorgeschrieben, muß ich hier erwähnen, daß mehrere Franzosen sich bei mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn August Wilhelm, mit allzuderben Worten. Ich glaube aber, solche Beklagniß würde nicht stattfinden, wenn man hier mit der deutschen Literaturgeschichte genauer bekannt wäre. Viele Franzosen kennen Herrn August Wilhelm Schlegel nur aus dem Werke der Frau von Stael, seiner edlen Beschützerin. Die Meisten kennen ihn nur dem Namen nach; dieser Name klingt ihnen nun im Gedächtniß als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Osiris, wovon sie auch nur wissen, daß es ein wunderlicher Kauz von Gott ist, der in Aegypten verehrt wurde. Welche sonstige Aehnlichkeit zwischen Herrn August Wilhelm Schlegel und dem Osiris stattfindet, ist ihnen am allerwenigsten bekannt.

Da ich einst zu den akademischen Schülern des älteren Schlegel gehört habe, so dürfte man mich vielleicht in Betreff desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr August Wilhelm Schlegel den alten Bürger geschont seinen literarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden.

Ich habe schon in dem vorigen Abschnitt bemerkt, daß Friedrich Schlegel bedeutender war als Herr August Wilhelm; und, in der That letzterer zehrte nur von den Ideen seines Bruders und verstand nur die Kunst, sie auszuarbeiten. Friedrich Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieser Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er sah die Sonne untergehen und blickte wehmüthig nach der Stelle dieses Untergangs, und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen sah; und er merkte nicht, daß schon ein neues Morgenroth an der entgegengesetzten Seite leuchtete. Friedrich Schlegel nannte einst den Geschichtsforscher „einen umgekehrten Propheten". Dieses Wort ist die beste Bezeichnung für ihn selbst. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Friedrich Schlegel in den Schmerzen unserer Zeit sah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, sondern die Agonie des Sterbens, er ahnte nicht weshalb der Tempelvorhang zerriß und die Erde erbebte und die Felsen zerbarsten, und aus Todesangst flüchtete er sich in die zitternden Ruinen der katholischen Kirche. Diese war jedenfalls der geeignetste Zufluchtsort für seine Gemüthsstimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete solches als sündhaft, als Sünde, die späterer Abbuße bedurfte, und der Verfasser der „Lucinde" mußte nothwendigerweise katholisch werden.

Die „Lucinde" ist ein Roman, und außer seinen Gedichten und einem, dem Spanischen nachgebildeten Drama, „Alarkos" geheißen, ist jener Roman die einzige Originalschöpfung die Friedrich Schlegel hinterlassen. Es hat seinerzeit nicht an Lobpreisern dieses Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleiermacher hat damals enthusiastische Briefe über die „Lucinde" herausgegeben. Es fehlte sogar nicht an Kritikern die dieses Product als ein Meisterstück priesen und die bestimmt prophezeiten, daß es einst für das beste Buch in der deutschen Literatur gelten werde. Man hätte diese Leute von obrigkeitswegen festsetzen sollen, wie man in Rußland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeien, verhaftet so lange einsperrt, bis ihre Weissagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unsere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegel'sche Roman wurde bald wegen seiner unzüchtigen Nichtigkeit allgemein verworfen und

ist jetzt verschollen. Lucinde ist der Name der Heldin dieses Romans, und sie ist ein sinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen ist eben, daß sie kein Weib ist, sondern eine unerquickliche Zusammensetzung von zwei Abstractionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfasser verzeihen, daß er dieses Buch geschrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Musen.

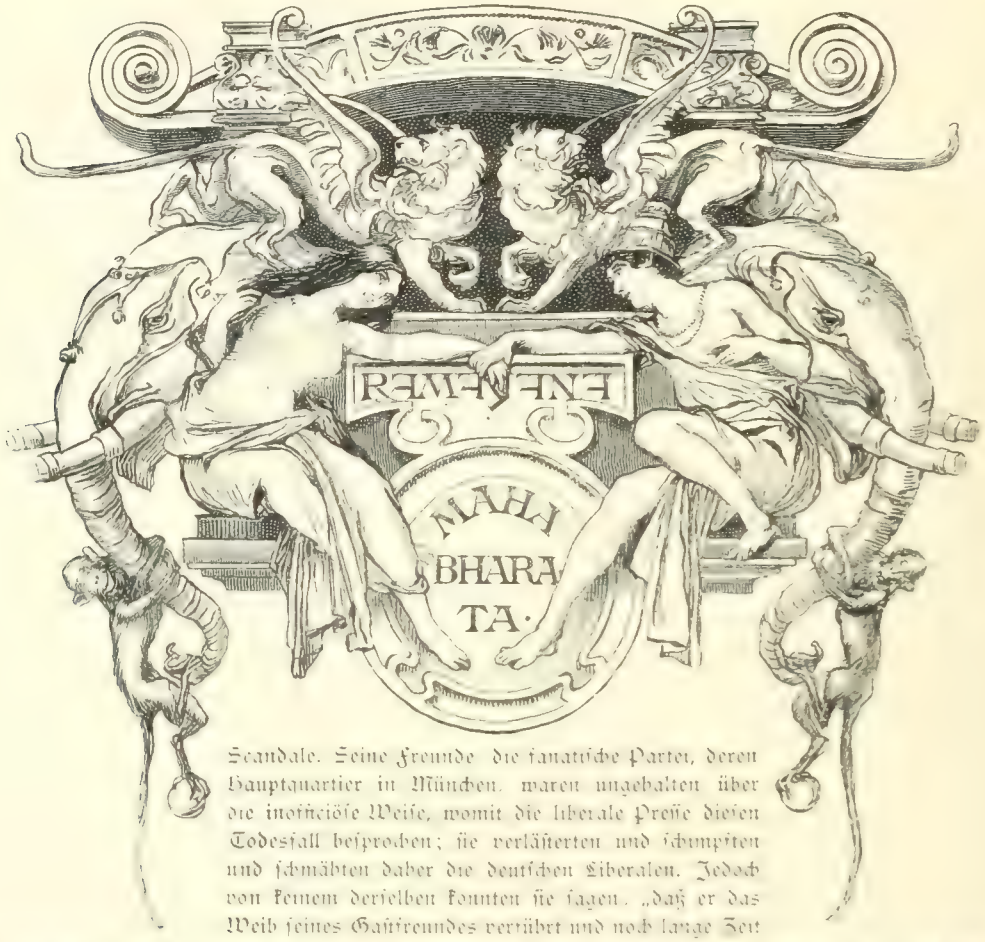
Ein ähnlicher Roman, „Florentin" geheißen, wird dem seligen Schlegel irrthümlich zugeschrieben. Dieses Buch ist, wie man sagt, von seiner Gattin, einer Tochter des berühmten Moses Mendelssohn, die er ihrem ersten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römisch-katholischen Kirche übertrat.

Ich glaube, daß es Friedrich Schlegeln mit dem Katholicismus Ernst war. Von vielen seiner Freunde glaube ich es nicht. Es ist hier sehr schwer, die Wahrheit zu ermitteln. Bekehrung und Heuchelei sind Zwillingsschwestern, und beide sehen sich so ähnlich, daß sie zuweilen nicht von einander zu unterscheiden sind. Dieselbe Gestalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schwestern etwas weicher die Worte, und wiederholt öfter das Wörtchen „Liebe". — Ich rede von Deutschland; in Frankreich ist die eine Schwester gestorben, und wir sehen die andere noch in tiefster Trauer.

Seit dem Erscheinen des Frau von Stael'schen De l'Allemagne hat Friedrich Schlegel das Publicum noch mit zwei großen Werken beschenkt, die vielleicht seine besten sind und jedenfalls die rühmlichste Erwähnung verdienen. Es sind seine „Weisheit und Sprache der Indier" und seine „Vorlesungen über die Geschichte der Literatur". Durch das erstgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht blos eingeleitet, sondern auch begründet. Er wurde für Deutschland, was William Jones für England war. In der genialsten Weise hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchstücke, die er in jenem Buche mittheilt, sind meisterhaft übersetzt. Durch sein tiefes Anschauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epischen Versart der Indier, der Sloka, die so breit dahinflutet wie der Ganges, der heilig-klare Fluß. Wie kleinlich zeigte sich dagegen Herr August Wilhelm Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern übersetzte, und sich dabei nicht genug zu rühmen wußte, daß er in seiner Uebersetzung keine Trochäen einschlüpfen lassen und so manches metrische Kunststückchen der Alexandriner nachgeschnitzelt hat. Friedrich Schlegel's Werk über Indien ist gewiß in's Französische übersetzt, und ich kann mir das weitere Lob ersparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es ist im confessionellen Interesse geschrieben. Nicht blos die Mysterien desselben, sondern auch die ganze mächtige Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten diese Leute in den indischen Gedichten wiedergefunden. Im „Mahabharata" und im „Ramayana" sahen sie gleichsam ein Elephanten Mittelalter. In der That, wenn in letzterwähntem Epos der König Wiswamitra mit dem Priester Wasischta hadert, so betrifft solcher Hader dieselben Interessen, um die bei uns der Kaiser mit dem Papste stritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Investitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegel'schen Vorlesungen über Literatur läßt sich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel übersieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenthurm einer katholischen Kirche. Und bei allem, was Schlegel sagt, hört man diese Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist, als dufte der Weihrauch des Hochamtes aus diesem Buche, und als sähe ich aus den schönsten Stellen desselben lauter tonsurirte Gedanken hervorlauschen. Indessen, trotz dieser Richtung wüßte ich kein besseres Buch dieses Faches. Nur durch Zusammenstellung der Herder'schen Arbeiten solcher Art könnte man sich eine bessere Uebersicht der Literatur aller Völker verschaffen. Denn Herder saß nicht wie ein literarischer Großinquisitor zu Gericht über die verschiedenen Nationen und verdammte oder absolvirte sie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkte ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe, und er begriff die Universalharmonie ihrer verschiedenen Klänge.

Friedrich Schlegel starb im Sommer 1829, wie man sagte, in Folge einer gastronomischen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahre alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigsten literarischen



Scandale. Seine Freunde die fanatische Partei, deren Hauptquartier in München, waren ungehalten über die inofficiöse Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; sie verlästerten und schmpften und schmähten daher die deutschen Liberalen. Jedoch von keinem derselben konnten sie sagen, „daß er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt habe".

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn August Wilhelm Schlegel sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr August Wilhelm Schlegel ist geboren zu Hannover den 5. September 1767. Ich weiß das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungalant ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindler's Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr August Wilhelm Schlegel ist daher jetzt 64 Jahre alt. Herr Alexander von Humboldt und andere Naturforscher behaupten, er sei älter. Auch Champollion war dieser Meinung. Wenn ich von seinen literarischen Verdiensten reden soll, so muß ich ihn wieder zunächst als Uebersetzer rühmen. Hier hat er unbestreitbar das Außerordentliche geleistet. Namentlich seine Uebertragung des Shakespeare in die deutsche Sprache ist meisterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herrn Gries und des Herrn Grafen Platen, ist Herr August Wilhelm Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutschlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweite, wenn nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Kritik fehlt ihm, wie ich schon gesagt, der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jacob Grimm, der uns durch seine deutsche

Grammatik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man nach dem Beispiel der Schlegel die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht in's Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen, und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Initiative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissenschaftliche, das Reelle in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie Jeder weiß, dem Herrn Lassen, seinem gelehrten Collaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin ist in Deutschland der eigentliche Sanskritgelehrte, er ist der Erste in seinem Fache. In der Geschichtskunde hat sich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhr's, den er angriff, festkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit diesem großen Forscher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes von Müller, einem Heeren, einem Schlosser und ähnlichen Historikern, so muß man über ihn die Achsel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies ist schwer zu bestimmen.

Der Violinspieler Salomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem erhabenen Schüler: „Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Classen; zur ersten Classe gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Classe gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe gehören endlich die, welche gut spielen; Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweiten Classe empor geschwungen."

Gehört nun Herr August Wilhelm Schlegel zur ersten oder zur zweiten Classe? Die Einen sagen, er sei gar kein Dichter; die Andern sagen, er sei ein sehr schlechter Dichter. So viel weiß ich, er ist kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr August Wilhelm Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit, womit er die vorhandenen literarischen Autoritäten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perücken und erregte bei dieser Gelegenheit viel Puderstaub. Sein Ruhm ist eine natürliche Tochter des Scandals.

Wie ich schon mehrmals erwähnt, die Kritik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philosophie. Nachdem wir von jenem Erstaunen, worin jede Vermessenheit uns versetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der sogenannten Schlegel'schen Kritik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabsetzen will, so vergleicht er dessen Balladen mit den altenglischen Balladen, die Percy gesammelt, und er zeigt, wie diese viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetischer gedichtet seien. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geist der Vergangenheit, besonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher, diesen Geist auch in den Kunstdenkmälern der Vergangenheit nachzuweisen, und ihre Schönheiten aus diesem Gesichtspunkte zu demonstriren. Aber Alles, was Gegenwart ist, begreift er nicht; höchstens erlauscht er nur etwas von Physiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das sind gewöhnlich die minder schönen Züge; indem er nicht den Geist begreift, der sie belebt, so sieht er in unserm ganzen modernen Leben nur eine prosaische Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poesie seiner eigenen Zeit zu erkennen; die Poesie einer Vergangenheit offenbart sich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß ist leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen, die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingesargt liegt, auf Kosten der Dichtungen, worin unsere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreisen. Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben. Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürger's Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürger'schen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannövrischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nämlich die Lage des Verfassers der „Leonore", und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme Docenten in Göttingen darbten, verkümmerten und in Elend starben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beschützte, renovirte, baronisirte, bebänderte Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, worin Bürger laut ausruft, daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen

erbettle, sich lieber aus der Welt herausbungern solle!

Der Name „Bürger“ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen.

Was den Ruhm des Herrn Schlegel noch gesteigert, war das Aufsehen, welches er später hier in Frankreich erregte, als er auch die literarischen Autoritäten der Franzosen angriff. Wir sahen mit stolzer Freude, wie unser kampflustiger Landsmann den Franzosen zeigte, daß ihre ganze classische Literatur nichts werth sei, daß Molière ein Possenreißer und kein Dichter sei, daß Racine ebenfalls nichts tauge, daß man uns Deutsche hingegen als die Könige des Parnassus betrachten müsse. Sein Refrain war immer, daß die Franzosen das prosaischste Volk der Welt seien, und daß es in Frankreich gar keine Poesie gäbe. Dieses sagte der Mann zu einer Zeit, als vor seinen Augen noch so mancher Chorführer der Convention, der großen Titanen-Tragödie, leibhaft umherwandelte; zu einer Zeit, als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improvisirte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern ... Herr Schlegel hat jedoch von dem Allem nichts gesehen; wenn er hier war, sah er sich selber beständig im Spiegel, und da ist es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poesie sah.

Aber Herr Schlegel, wie ich schon oben gesagt vermochte immer nur die Poesie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles, was modernes Leben ist, mußte ihm prosaisch erscheinen, und unzulänglich blieb ihm die Poesie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Gesellschaft. Racine mußte gleich der erste sein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieser große Dichter steht schon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erste moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erste moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deshalb manchmal romantisch. In Racine ist aber die Denkweise des Mittelalters ganz erloschen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er ist das Organ einer neuen Gesellschaft; in seiner Brust dufteten die ersten Veilchen unseres modernen Lebens; ja, wir könnten sogar schon die Lorbeeren darin knospen sehen, die erst später in der jüngsten Zeit, so gewaltig emporgeschossen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racine's zärtlichen Versen erblüht sind! Die französischen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, sie hatten alle einst Racine's Verse gehört, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talma's. Wer weiß, wie viel Centner Ruhm von der Vendomesäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter ist als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß Letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit seinem Tranke ein ganzes Volk berauscht und entzückt und begeistert hat, was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir sind alle Menschen, wir steigen in's Grab und lassen zurück unser Wort, und wenn dieses seine Mission erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Brust Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie.

Hätte sich nun Herr Schlegel darauf beschränkt, zu behaupten, daß die Mission des Racine'schen Wortes vollendet sei, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe so hätten seine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren sie, wenn er Racine's Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweisen wollte. Nicht blos ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem süßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darin lag, daß Racine seine neuen französischen Helden mit antiken Gewändern costümirte, und zu dem Interesse einer modernen Leidenschaft noch das Interessante einer geistreichen Maskerade mischte; Herr Schlegel war sogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für bare Münze zu nehmen, die Griechen von Versailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Diese Manier, die Gegenwart mit dem Maßstab der Vergangenheit zu messen war bei Herrn Schlegel so eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geißeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides selber herabzusetzen, nichts Besseres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles oder gar mit dem Aeschylus verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln, wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen gesucht, eben so wie einst Aristophanes, das große Un-

glück verübt. Letzterer, der Ariſtophanes, befand ſich in dieſer Hinſicht auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantiſchen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zu Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und des

Sokrates einen claſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholicismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bei der Menge zu reſtauriren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Rationaliſten, die Aufklärer, die echten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten, wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſere perſiflirten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeiert, ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haßte den rationaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle, ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Aeſchylus und Sophokles; ich glaube, ein unbewußtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker noch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritter-

ſchaftlichen und olympiſch-katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herrn Auguſt Wilhelm Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beimeſſe. Es iſt möglich, daß er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Helleniſt, und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudirte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit, ſo lang es gut ging, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudirt.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herrn Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte, ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen, die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau von Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europas die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfniß geworden, daß er nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerin nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herrn Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſation. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſein kann und dennoch den äußerlichen Anſtand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle conventionellen Formen, und der Name „deutſcher Dichter" oder gar der Name „poetiſches Genie" erlangte die unerfreulichſte Bedeutung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitsgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküßt von Luna's gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darin beſteht, wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann.

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter Auguſt Wilhelm Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacehandſchuhe und war noch ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund", und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hausliverée und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacehandſchuhe! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz

blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich besonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. s. w. Aber nur in der Poesie hätte ich es gewagt, einen so vornehmen Mann zu duzen. Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewisse Vornehmheit. Auf seinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige silberne Härchen, und sein Leib war so dünn, so abgezehrt, so durchsichtig, daß er ganz Geist zu sein schien, daß er fast aussah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotzdem hatte er damals geheiratet, und er, der Chef der Romantiker, heiratete die Tochter des Kirchenrathes Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutschen Rationalisten. Es war eine symbolische Ehe, die Romantik vermählte sich gleichsam mit dem Rationalismus; sie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwischen der Romantik und dem Rationalismus wurde dadurch noch größer, und schon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitfeier lief der Rationalismus wieder nach Hause und wollte nichts mehr mit der Romantik zu schaffen haben. Denn der Rationalismus, wie er denn immer vernünftig ist, wollte nicht blos symbolisch vermählt sein, und, sobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantischen Kunst erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel, und will mich daher so klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böse Typhon haßte den Osiris welcher, wie ihr wißt, ein ägyptischer Gott ist, und als er ihn in seine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücke. Isis, die arme Isis, die Gattin des Osiris, suchte diese Stücke mühsam zusammen, flickte sie an einander, und es gelang ihr, den zerrissenen Gatten wieder ganz herzustellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptstück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Isis! Sie mußte sich daher behelfen mit einer Ergänzung von Holz; aber Holz ist nur Holz, arme Isis! Hierdurch entstand nun in Aegypten ein scandalöser Mythos und in Heidelberg ein mystischer Scandal.

Herrn August Wilhelm Schlegel verlor man seitdem ganz außer Augen. Er war verschollen. Mißmuth über solches Vergessenwerden trieb ihn endlich nach langjähriger Abwesenheit wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptstadt seines literarischen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorlesungen über Aesthetik. Aber er hatte unterdessen nichts Neues gelernt, und er sprach jetzt zu einem Publicum, welches von Hegel eine Philosophie der Kunst, eine Wissenschaft der Aesthetik, erhalten hatte. Man spottete und zuckte die Achsel. Es ging ihm wie einer alten Comödiantin, die nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succès wieder betritt und nicht begreift, warum die Leute lachen, statt zu applaudiren.

Der Mann hatte sich entsetzlich verändert, und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage seiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der sich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichsten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herrn August Wilhelm Schlegel persönlich wieder zu sehen. Wahrlich, von dieser Veränderung hatte ich doch keine Vorstellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptstadt. Ich ging eben, das Haus zu sehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter und suche überall mit religiöser Andacht die Spuren ihres irdischen Wandels. Das ist ein Cultus. Auf

meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hause, erblickte ich ein Wesen, in dessen verwebten Zügen sich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen August Wilhelm Schlegel kundgab. Ich glaubte seinen Geist zu sehen. Aber es war nur sein Leib. Der Geist ist todt, und der Leib spukt noch auf der Erde, und er ist unterdessen ziemlich fett geworden; an den dünnen spiritualistischen Beinen hatte sich wieder Fleisch angesetzt: es war sogar ein Bauch zu sehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das sonst so feine greise Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neuesten Mode jenes Jahres, in welchem Frau von Staël gestorben. Dabei lächelte er so veraltet süß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte sich so jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine sonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichsam eine spaßhafte zweite Auflage seiner Jugend erlebt; er schien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu sein, und die Röthe seiner Wangen habe ich sogar in Verdacht, daß sie keine Schminke war, sondern eine gesunde Ironie der Natur.

Mir war in diesem Augenblick, als sähe ich den seligen Molière am Fenster stehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholisch-heitere Erscheinung. Alle Lächerlichkeit derselben ward mir auf einmal so ganz einleuchtend: ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Lustspielcharakter jener fabelhaft ridiculen Personage, die leider keinen großen Komiker gefunden hat, um sie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Théâtre français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent: — und das ahnte Herr August Wilhelm Schlegel schon frühzeitig, und er haßte den Molière aus demselben Grunde, weshalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der französische Cäsar, wohl fühlte, daß ihn der republikanische Geschichtschreiber ebenfalls nicht mit Rosenfarben geschildert hätte, so hatte auch Herr August Wilhelm Schlegel, der deutsche Cäsar, längst geahnt, daß er dem Molière, dem großen Komiker, wenn dieser jetzt noch lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon sagte von Tacitus, er sei der Verleumder des Tiberius, und Herr August Wilhelm Schlegel sagte von Molière, daß er gar kein Dichter, sondern nur ein Possenreißer gewesen sei.

Herr August Wilhelm Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majestät Ludwig Philipp I., König der Franzosen, mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt worden. Der „Monteur" hat bis jetzt noch gezögert, diese Begebenheit gehörig zu berichten: aber Thalia, die Muse der Comödie, hat sie hastig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war ein Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht blos die Leier, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann griff er mit den blutigen Fingern wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leier und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck in dramatiſcher Form gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatiriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokles'ſche Tragödie ſich von einer Shakeſpeare'ſchen unterſcheidet. Hatte nämlich die antike Comödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satiren des Herrn Tieck ganz ſo abenteuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkürlich wie die Tragödien des Shakeſpeare. War dieſe Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italieniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig bizarren, venetianiſch phantaſtiſchen Märchen Comödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Masken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiele haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkür an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſtophanes. Nur daß Letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den „Vögeln", wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſirlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Comödien wirklich „ſcherzende Tragödien" waren, denn z. B. Paiſeteros wird nicht am Ende des Stückes wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlin empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht, und das Stück ſchließt mit jubelnden Hymenäen. Gibt es für einen vernünftigen Menſchen etwas grauenhaft Tragiſcheres als dieſer Narrenſieg und Narrentriumph! So hoch aber vermögen ſich nicht unſere deutſchen Ariſtophaneſe; ſie enthielten ſich jeder höheren Weltanſchauung: über die zwei wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; nur das Thema, das Ariſtophanes in den „Fröſchen" beſprochen, wagten ſie zu behandeln: zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satire wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatiriſirten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unſerer Bühne.

Aber man muß auch den politiſch unfreien Zuſtand Deutſchlands berückſichtigen. Unſere Witzlinge müſſen ſich in Betreff wirklicher Satiren aller Anzüglichkeiten enthalten, und für dieſe Beſchränkung wollen ſie daher an den Theaterkönigen und Couliſſenprinzen ſich entſchädigen.

Wir, die wir faſt gar keine räſonnirenden politiſchen Journale beſaßen, waren immer deſto geſegneter mit einer Unzahl äſthetiſcher Blätter, die nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten, ſo daß, wer unſere Blätter ſah, beinahe glauben mußte, das ganze deutſche Volk beſtände aus lauter ſchwatzenden Ammen und Theaterrecenſenten. Aber man hätte uns doch Unrecht gethan. Wie wenig ſolches klägliche Geſchreibſel uns genügte, zeigte ſich nach der Juli-Revolution, als es den Anſchein gewann, daß ein freies Wort auch in unſerem theuren Vaterland geſprochen werden dürfte. Es entſtanden plötzlich Blätter, welche das gute oder ſchlechte Spiel der wirklichen Herrſcher recenſirten, und mancher derſelben, der ſeine Rolle vergeſſen, wurde in der eigenen Hauptſtadt ausgepfiffen. Unſere literariſchen Scheherezaden, welche das Publicum, den plumpen Sultan, mit ihren kleinen Novellen einzuſchläfern pflegten, mußten jetzt verſtummen, und die Comödianten ſahen mit Verwunderung, wie leer das Parterre war, wenn ſie noch ſo göttlich ſpielten, und wie ſogar der Sperrſitz des furchtbaren Stadtkritikers ſehr oft unbeſetzt blieb. Früherhin hatten ſich die guten Bretterhelden immer beklagt, daß nur ſie und wieder ſie zum öffentlichen Gegenſtand der Beſprechung dienen müßten, und daß ſogar ihre häuslichen Tugenden in den Zeitungen enthüllt würden. Wie erſchraken ſie, als es den Anſchein gewann, daß am Ende gar nicht mehr von ihnen die Rede ſein möchte!

In der That, wenn in Deutſchland die Revolution ausbrach, ſo hatte es ein Ende mit Theater und Theaterkritik, und die erſchreckten Novellendichter, Comödianten und Theaterrecenſenten fürchteten mit Recht, „daß die Kunſt zu Grunde ginge“. Aber das Entſetzliche iſt von unſerem Vaterlande durch die Weisheit und Kraft des Frankfurter Bundestages glücklich abgewendet worden; es wird hoffentlich keine Revolution in Deutſchland ausbrechen, vor der Guillotine und allen Schreckniſſen der Preßfreiheit ſind wir bewahrt, ſogar die Deputirtenkammern, deren Concurrenz den früher conceſſionirten Theatern ſo viel geſchadet, werden abgeſchafft, und die Kunſt iſt gerettet. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Muſeen ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüßeſten Entrechats, mit tauſend und einer Novelle wird das Publicum ergötzt, und es blüht wieder die Theaterkritik.

Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wußte er den ſtörrigen, freiheitſüchtigen Geiſt derſelben nur dadurch zu bezähmen, daß er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten.

Wir haben jetzt Ruhe in Deutſchland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptſache: und da Herr Tieck in dieſen beiden Leiſtungen excellirt, ſo wird ihm von allen Freunden der Kunſt die gebührende Bewunderung gezollt. Er iſt in der That der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein Anderer war, als der ſelige Nicolai ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſticismus und der Romantik. Nicolai war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeuntenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehen, daß der alte Nicolai ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht ſcheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hauſe dieſes Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nicolai, und die neue Zeit trampelte ſchon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in ſeiner erſten Manier ſchrieb, meiſtens Erzählungen und große lange Romane, worunter „William Lovell“ der beſte, ſind ſehr unbedeutend, ja ſogar ohne Poeſie. Es iſt, als ob dieſe poetiſch reiche Natur in der Jugend geizig geweſen ſei, und alle ihre geiſtigen Reichthümer für eine ſpätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck ſelber nicht die Reichthümer ſeiner eigenen Bruſt, und die Schlegel mußten dieſe erſt mit der Wünſchelruthe entdecken?

So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor Allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, woron die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die schon erwähnten satirischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Recepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Producte in dieser Manier sind „der Kaiser Octavian", „die heilige Genofeva" und „der Fortunat", drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind. Diese alten Sagen, die das deutsche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet. Aber ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven, treuherzigen Form. So schön auch die Tieck'sche Genofeva ist, so habe ich doch weit lieber das alte, zu Coln am Rhein sehr schlecht gedruckte Volksbuch mit seinen schlechten Holzschnitten, worauf aber gar rührend zu schauen ist, wie die arme nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuschen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirschkuh saugen läßt.

Weit kostbarer noch als jene Dramen, sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind: „Der blonde Eckbert" und „Der Runenberg". In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen und Steinreich. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde: er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal im Geflüster der Bäume seinen eigenen Namen zu vernehmen: die breitblättrigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß: wild fremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen: unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zartlichkeit: hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume: große schweigende Vogel wiegen sich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln: alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertont plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne

Fraulein ist so schön, so blond, so veilchenaugig, so lachelnd und zugleich so ernsthart, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begibt sich aber jetzt mit Herrn Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst aus schwarmerischem Eifer sich in den Schoß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte, dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethe's ist darin sichtbar, sowie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethe's erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegel'schen Schule nicht gelungen, den Goethe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt wie diese Schule, repräsentirt von Herrn Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dies mahnt an eine mohamedanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg, komm zu mir! Aber der Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck ist geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er sich zu Dresden niedergelassen, wo er sich meistens mit dem Theater beschäftigte, und er, welcher in seinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beständig persiflirt hatte, er selber wurde jetzt königlich sächsischer Hofrath. Der liebe Gott ist doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es ist jetzt ein sonderbares Mißverhältniß eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantasie dieses Schriftstellers. Jener, der Tieck'sche Verstand, ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssystem huldigt und nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tieck'sche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust, diese beiden führen eine curiose Ehe, und es ist manchmal betrübsam zu schauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft oder gar in seinem Käseladen behilflich sein soll. Manchmal aber des Nachts, wenn der Herr Gemahl mit seiner baumwollnen Mütze über dem Kopfe ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem ehelichen Zwangslager und besteigt ihr weißes Roß und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieck'sche Verstand in seinen jüngsten Novellen noch gramlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten sogar mit gähnendem Behagen in dem Bette liegen bleibt und sich dem dürren Gemahle fast liebevoll anschließt.

Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit ist nicht blos jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel an entschlossener Kraft gibt sich nur allzusehr kund in Allem, was er that und schrieb. Wenigstens in Allem, was er schrieb, offenbart sich keine Selbstständigkeit. Seine erste Manier zeigt ihn als gar nichts; seine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel: seine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethe's. Seine Theaterkritiken, die er unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" gesammelt, sind noch das Originalste, was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, läßt Shakespeare ihn auch im Gespräche mit den Comödianten als einen guten Theaterkritiker erscheinen.

Mit den ernsten Disciplinen hatte sich Herr Tieck nie sonderlich befaßt. Er studirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unserer vaterländischen Poesie. Den classischen Studien soll er immer fremd geblieben sein, als ein echter Romantiker. Nie beschäftigte er sich mit Philosophie: diese scheint ihm sogar widerwärtig gewesen zu sein. Auf den Feldern der Wissenschaft brach Herr Tieck nur Blumen und dürre Gerten, um mit ersteren die Nasen seiner Freunde, und mit letzteren die Rücken seiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er sich nie abgegeben. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel: nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe ist es Cervantes, welchen Herr Tieck am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen: der ironische Humor dieser beiden modernen Dichter verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tieck's dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie Ein und Dasselbe zu sein scheinen. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen mußte, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben, so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verschwiegen, sondern, wo er sie nicht nackt zeigen durfte, hat er sie in Humor oder Ironie gekleidet. Die Schriftsteller, die unter Censur und Geisteszwang aller Art schmachten, und doch nimmermehr ihre Herzensmeinung verleugnen können, sind ganz besonders auf die ironische und humoristische Form angewiesen. Es ist der einzige Ausweg, welcher der Ehrlichkeit noch übrig geblieben, und in der humoristisch-ironischen Vorstellung offenbart sich diese Ehrlichkeit noch am rührendsten. Dieses mahnt mich wieder an den wunderlichen Prinzen von Dänemark. Hamlet ist die ehrlichste Haut von der Welt. Seine Verstellung dient nur, um die Dehors zu ersetzen: er ist wunderlich, weil Wunderlichkeit die Hofetikette doch immer minder verletzt als eine dreinschlagende offene Erklärung. In allen seinen humoristisch-ironischen Späßen läßt er immer absichtlich durchschauen, daß er sich nur verstellt; in Allem, was er thut und sagt, ist seine wirkliche Meinung ganz sichtbar für jeden, der sich auf Sehen versteht, und gar für den König, dem er die Wahrheit zwar nicht offen sagen kann — denn dazu ist er zu schwach —, dem er sie aber keineswegs verbergen will. Hamlet ist durch und durch ehrlich; nur der ehrlichste Mensch konnte sagen: „Wir sind alle Betrüger", und indem er sich wahnsinnig stellt, will er uns ebenfalls nicht täuschen, und er ist sich innerlich bewußt, daß er wirklich wahnsinnig ist.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publicums erworben. Das sind seine Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der vorshakespeare'schen Zeit und seine Uebersetzung des „Don Quixote".

Unter den genannten Dramen tragen einige denselben Titel und behandeln denselben Stoff wie Shakespeare'sche Stücke. Wir finden dort sogar dieselbe Intrigue, dieselbe Scenenfolge, mit einem Wort die ganze Shakespeare'sche Tragödie, ausgenommen die Poesie. Einige Commentatoren haben gemeint, dies seien die ersten Entwürfe des großen Dichters, gleichsam seine dramatischen Cartons, und wenn ich nicht irre, hat Herr Tieck selbst behauptet, der „König Johann", eines dieser alten Stücke, sei eine Arbeit Shakespeare's, so zu sagen ein Präludium zu dem großen Meisterwerk, das wir unter diesem Titel kennen. Aber das ist ein Irrthum. Diese Tragödien sind nichts Anderes als jene veralteten Stücke, welche Shakespeare, wie wir wissen, ganz oder theilweise nach den Bedürfnissen der Theaterdirectoren überarbeitete. Letztere zahlten ihm für eine solche Arbeit zwölf bis sechzehn Schillinge. Ja, ein armer Ueberarbeiter fremder Dramen wiegt die stolzesten Literaturkönige der Gegenwart auf!

Der andere große Dichter, Miguel de Cervantes, spielte eine nicht minder bescheidene Rolle in der realen Welt. Diese beiden Männer, der Verfasser des „Hamlet" und der Verfasser des „Don Quixote" sind die größten Dichter, welche die Neuzeit hervorgebracht hat.

La Mancha so gut begriffen und so treu wiedergegeben, wie unser vortrefflicher Tieck. Das Buch liest sich fast wie ein deutsches Original: und neben „Hamlet“ und „Faust“ bildet es vielleicht die Lieblingslectüre der Deutschen. Das macht, in diesen beiden staunenswerthen und tiefsinnigen Werken haben wir, wie im „Don Quixote“, die Tragödie unseres eigenen Nichts wiedergefunden. Die deutschen Jünglinge lieben „Hamlet“, weil sie fühlen, daß „die Zeit aus den Fugen gegangen ist“. Sie seufzen in demselben Athem, daß sie berufen sind, sie wieder einzurenken: sie empfinden zu derselben Zeit ihre unglaubliche Schwäche, und declamiren von „Sein oder Nichtsein“. Die reifen Männer lieben dagegen mehr den „Faust“. Ihr Seelenzustand zieht sie zu dem kühnen Forscher, der einen Pakt mit der Geisterwelt schließt und keine Furcht vor dem Teufel hat. Diejenigen aber, welche erkannt haben, daß Alles eitel ist, daß alle menschlichen Anstrengungen vergeblich sind, geben dem Roman des Cervantes den Vorzug: sie sehen darin eine Persiflage jeder Begeisterung, und all unsere jetzigen Ritter, welche für eine Idee kämpfen und leiden, erscheinen ihnen als

Die Uebersetzung des „Don Quixote“ ist Herrn Tieck ganz besonders gelungen: Keiner hat die närrische Grandezza des ingeniosen Hidalgo von

eben so viele Don Quixote. Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine spätere Zeit von seinem Werke machen würde? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter die idealische Begeisterung überhaupt, und in dessen dicken Schildknappen den realen Verstand parodiren wollen? Immerhin. Letzterer spielt jedenfalls die lächerlichere Figur: denn der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muß dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einhertrotten: trotz seiner bessern Einsicht muß er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt: ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefsinnige Spanier noch tiefer die menschliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Gestalt des Don Quixote unseren Geist und in der Gestalt des Sancho Pansa unseren Leib allegorisirt, und das ganze Gedicht wäre alsdann nichts Anderes als ein großes Mysterium, wo die Frage über den Geist und die Materie in ihrer gräßlichsten Wahrheit discutirt wird? So viel sehe ich in dem Buche, daß der arme, materielle Sancho für die spirituellen Don Quixoterien sehr viel leiden muß, daß er für die nobelsten Absichten seines Herrn sehr oft die ignobelsten Prügel empfängt, und daß er immer verständiger ist als sein hochtrabender Herr; denn er weiß, daß Prügel sehr schlecht, die Würstchen einer Olla-Potrida aber sehr gut schmecken. Wirklich, der Leib scheint oft mehr Einsicht zu haben als der Geist, und der Mensch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen als mit dem Kopf.

Hat aber der alte Cervantes nur beabsichtigt, in seinem „Don Quixote" die Narren zu schildern, welche das mittelalterliche Ritterthum restauriren, eine abgestorbene Vergangenheit wieder in's Leben rufen wollten, so ist es eine spaßhafte Ironie des Zufalls, daß gerade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird.

3.

Unter den Verrücktheiten der romantischen Schule in Deutschland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preisen des Jakob Böhme eine besondere Erwähnung. Dieser Name war gleichsam das Schiboleth dieser Leute. Wenn sie den Namen Jakob Böhme aussprachen, dann schnitten sie ihre tiefsinnigsten Gesichter. War das Ernst oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuster, der anno 1575 zu Görlitz in der Oberlausitz das Licht der Welt erblickte und eine Menge theosophischer Schriften hinterlassen hat. Diese sind in deutscher Sprache geschrieben und waren daher unsern Romantikern um so zugänglicher. Ob jener sonderbare Schuster ein so ausgezeichneter Philosoph gewesen ist, wie viele deutsche Mystiker behaupten, darüber kann ich nicht allzugenau urtheilen, da ich ihn gar nicht gelesen; ich bin aber überzeugt, daß er keine so guten Stiefel gemacht hat, wie Herr Jakoski. Die Schuster spielen überhaupt eine Rolle in unserer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuster, welcher im Jahre 1454 zu Nüremberg geboren ist, und dort sein Leben verbracht, ward von der romantischen Schule als einer unserer besten Dichter gepriesen. Ich habe ihn gelesen, und ich muß gestehen, daß ich zweifle, ob Herr Jakoski jemals so gute Verse gemacht hat, wie unser alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herrn Schelling's Einfluß auf die romantische Schule, habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn später besonders besprechen werde, kann ich mir hier seine ausführliche Beurtheilung ersparen. Jedenfalls verdient dieser Mann unsere größte Aufmerksamkeit. Denn in früherer Zeit ist durch ihn in der deutschen Geisterwelt eine große Revolution entstanden, und in späterer Zeit hat er sich so verändert, daß die Unerfahrenen in die größten Irrthümer gerathen, wenn sie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechseln möchten. Der frühere Schelling war ein kühner Protestant, der gegen den Fichte'schen Idealismus protestirte. Dieser Idealismus war ein sonderbares System, das besonders einem Franzosen befremdlich sein muß. Denn während in Frankreich eine Philosophie aufkam, die den Geist gleichsam verkörperte, die den Geist nur als eine Modification der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrschend geworden, erhob sich in Deutschland eine Philosophie, die ganz im Gegentheil nur den Geist als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modification des Geistes erklärte, die sogar die Existenz der Materie leugnete. Es schien fast, der Geist habe jenseits des Rheins Rache gesucht für die Beleidigung, die ihm diesseits des Rheins widerfahren. Als man den Geist hier in Frankreich leugnete, da emigrirte er gleichsam nach Deutschland und leugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieser Beziehung als den Herzog von Braunschweig des Spiritualismus betrachten, und seine idealistische Philosophie wäre nichts als ein Manifest gegen den französischen Materialismus. Aber diese Philosophie, die wirklich die höchste Spitze des Spiritualismus bildet, konnte sich ebensowenig erhalten, wie der crasse Materialismus der Franzosen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat, daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht blos in unserem Geiste, sondern auch in der Wirklichkeit existire, daß unsere Anschauung von den Dingen identisch sei mit den Dingen selbst. Dieses ist nun die Schelling'sche Identitätslehre, oder, wie man sie auch nennt, die Naturphilosophie.

Solches geschah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdessen aber erschien Hegel auf dem philosophischen Schauplatz: Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten fast nichts schrieb, wurde verdunkelt, ja er gerieth in Vergessenheit und behielt nur noch eine literarhistorische Bedeutung. Die Hegel'sche Philosophie ward die herrschende, Hegel ward Souverän im Reiche der Geister, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatisirter Philosoph, wandelte trübselig umher unter den anderen mediatisirten Herren zu München. Da sah ich ihn einst, und hätte schier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick.

Und was er sprach, war noch das Allerjämmerlichste, es war ein neidisches Schmähen auf Hegel, der ihn supplantirt. Wie ein Schuster über einen anderen Schuster spricht, den er beschuldigt, er habe sein Leder gestohlen und Stiefel daraus gemacht, so hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen“, und „meine Ideen“ sind es, die er genommen, und wieder „meine Ideen“ war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, sprach der Schuster Jakob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster.

Nichts ist lächerlicher als das reclamirte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich sehr viele Schelling'sche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philosophirt, aber nimmermehr eine Philosophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm selber. Wenn man den Spinoza einst aus seiner starren, altcartesianischen, mathematischen Form erlöst und ihn dem großen Publicum zugänglicher macht, dann wird sich vielleicht zeigen, daß er mehr als jeder Andere über Ideendiebstahl klagen dürfte. Alle unsere heutigen Philosophen, vielleicht oft ohne es zu wissen, sehen sie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geschliffen hat.

Mißgunst und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es ist leider nur zu gewiß, daß Unmuth wegen Hegel's immer steigendem Ansehen den armen Herrn Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt sehen, nämlich in die Schlingen der heftigsten Propaganda, deren Hauptquartier zu München. Herr Schelling verrieth die Philosophie an die Fanatiker. Alle Zeugnisse stimmen hierin überein, und es war längst vorauszusehen, daß es dazu kommen mußte. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich so oft die Worte gehört, „man müsse den Glauben verbinden mit dem Wissen“. Diese Phrase war unschuldig wie die Blume, und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich, was ihr gewollt habt. Herr Schelling muß jetzt dazu dienen, mit allen Kräften seines Geistes die katholische Religion zu rechtfertigen, und Alles, was er unter dem Namen Philosophie jetzt lehrt, ist nichts Anders als eine Rechtfertigung des Fanatismus. Dabei speculirte man noch auf den Nebenvortheil, daß der gefeierte Name die weisheitsdürstende deutsche Jugend nach München lockt, und die gleißnerische Lüge im Gewande der Philosophie sie desto leichter bethört. Andächtig kniet diese Jugend nieder vor dem Manne, den sie für den Hohepriester der Wahrheit hält, und arglos empfängt sie aus seinen Händen die vergiftete Pille.

Unter den Schülern des Herrn Schelling nennt Deutschland in besonders rühmlicher Weise den Herren Steffens, der jetzt Professor der Philosophie in Berlin. Er lebte zu Jena, als die Schlegel dort ihr Wesen trieben, und sein Name erklingt häufig in den Annalen der romantischen Schule. Er hat späterhin auch einige Novellen geschrieben, worin viel Scharfsinn und wenig Poesie zu finden ist. Bedeutender sind seine wissenschaftlichen Werke, namentlich seine Anthropologie. Diese ist voll originaler Ideen. Von dieser Seite ist ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunst verstanden, seine Ideen zu bearbeiten und sie als die ihrigen in's Publicum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als sein Meister sich beklagen, daß man ihm seine Ideen entwendet. Unter seinen Ideen gab es aber eine, die sich Keiner zugeeignet hat, und es ist seine Hauptidee, die erhabene Idee: „Henrik Steffens geboren den 2. Mai 1773 zu Stavanger bei Drontheim in Norwegen sei der größte Mann seines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren ist dieser Mann in die Hände der Pietisten gerathen und seine Philosophie ist jetzt nichts als ein weinerlicher, lauwarm wässrichter Pietismus.

Ein ähnlicher Geist ist Herr Joseph Görres, dessen ich schon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schelling'schen Schule gehört. Er ist in Deutschland bekannt unter dem Namen: „Der vierte Alliirte.“ So hatte ihn nämlich einst ein französischer Journalist genannt, im Jahre 1814, als er, beauftragt von der heiligen Alliance, den Haß gegen Frankreich predigte. Von diesem Complimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber in der That, Niemand vermochte so gewaltig wie er vermittelst nationaler Erinnerungen den Haß der Deutschen gegen die Franzosen zu entflammen; und das Journal, das er in dieser Absicht schrieb, „der rheinische Merkur“, ist voll von solchen Beschwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung

ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres fast in Vergessenheit. Die Fürsten hatten seiner nicht mehr nöthig und ließen ihn laufen. Als er deshalb zu knurren anfing, verfolgten sie ihn sogar. Es ging ihnen wie den Spaniern auf der Insel Cuba, die im Kriege mit den Indianern ihre großen Hunde abgerichtet hatten, die nackten Wilden zu zerfleischen; als aber der Krieg zu Ende war, und die Hunde, die an Menschenblut Geschmack gefunden, jetzt zuweilen auch ihre Herren in die Waden bissen, da mußten diese sich gewaltsam ihrer Bluthunde zu entledigen suchen. Als Herr Görres, von den Fürsten verfolgt, nichts mehr zu beißen hatte, warf er sich in die Arme der Jesuiten: diesen dient er bis auf diese Stunde, und er ist eine Hauptstütze der fanatischen Propaganda zu München. Dort sah ich ihn vor einigen Jahren in der Blüthe seiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meistens aus jungen Seminaristen bestand, hielt er Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte, und war schon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein schreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Alliirte ist jetzt dazu verdammt, den jugendlichen Seminaristen, der Ecole polytechnique des Obscurantismus, jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrschte, wie in seinen Büchern, die größte Confusion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und nicht ohne Grund hat man ihn oft mit dem babylonischen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht. Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig, und von seinen mißmuthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen süßlich-frommen Demuthsworten widerwärtig contrastirte: wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wüthend hin und her sprang, dann glaubte man eine tonsurirte Hyäne zu sehen.

Herr Görres ist geboren zu Koblenz den 25. Januar 1776.

Die übrigen Particularitäten seines Lebens, wie die des Lebens der meisten seiner Genossen, bitte ich mir zu erlassen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung seiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überschritten, wie weit man das Leben dieser Leute besprechen darf.

Ach! wie betrübsam ist es, wenn man nicht blos jene Dioscuren, sondern wenn man überhaupt die Sterne unserer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erscheinen uns aber vielleicht deshalb so schön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt stehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es gibt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne, welche lügen und betteln; Sterne, welche heucheln; Sterne, welche gezwungen sind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne, welche sich einander küssen und verrathen; Sterne, welche ihren Feinden und, was noch schmerzlicher ist, sogar ihren Freunden schmeicheln, eben so gut wie wir hier unten.

Jene Kometen, die man dort oben manchmal, wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöstem Strahlenhaar umherschweifen sieht, das sind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende sich rund und derot in einen abseitigen Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne haſſen.

Ich habe hier nur von zwei Schülern des Herrn Schelling geredet, welche sich bei dieser Bewegung der Romantik hervorthaten: indes sind sie keineswegs die bedeutendsten Köpfe der Schule des ehemaligen Schelling. Um jedem Irrthum vorzubeugen, will ich beiläufig erwähnen, daß die Herren Oken und Franz Baader all ihren lebenden Schulgenoſſen überlegen sind. Ersterer, der treffliche Oken, ist der ursprünglichen Lehre seines Meisters treu geblieben: der andere, Herr Baader, hat sich leider zu sehr dem Mysticismus ergeben: doch glaube ich nicht, daß er, wie man munkelt, sich tief in das ultramontane Ränkespiel eingelaſſen hat. Er hält sich noch ziemlich fern von der frommen Münchener Sippschaft, welche die Religion durch die Philosophie retten will.

Indem ich hier von deutschen Philosophen gesprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutschen Philosophie hier in Frankreich allzusehr verbreitet finde. Seit nämlich einige Franzosen sich mit der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie beschäftigt, die Resultate ihrer Studien in französischer Sprache mitgetheilt und wohl auch auf französische Verhältnisse angewendet, seit dem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daß man aus Deutschland die abenteuerlichsten Träumereien und Sophismen einnehme, womit man die Geister zu verwirren und jede Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verstünde. Mit einem Worte, diese edlen, für die Interessen des Liberalismus besorgten Leute klagen über den schädlichen Einfluß der deutschen Philosophie in Frankreich. Aber der armen deutschen Philosophie geschieht Unrecht. Denn erstens ist das keine deutsche Philosophie, was den Franzosen bisher unter diesem Titel, namentlich von Herrn Victor Cousin, präsentirt worden. Herr Cousin hat sehr viel geistreiches Wischiwaschi, aber keine deutsche Philosophie vorgetragen. Zweitens, die eigentliche deutsche Philosophie ist die, welche ganz unmittelbar aus Kant's Kritik der reinen Vernunft hervorgegangen und, den Charakter dieses Ursprungs bewahrend, sich wenig um politische oder religiöse Verhältnisse, desto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntniß bekümmerte.

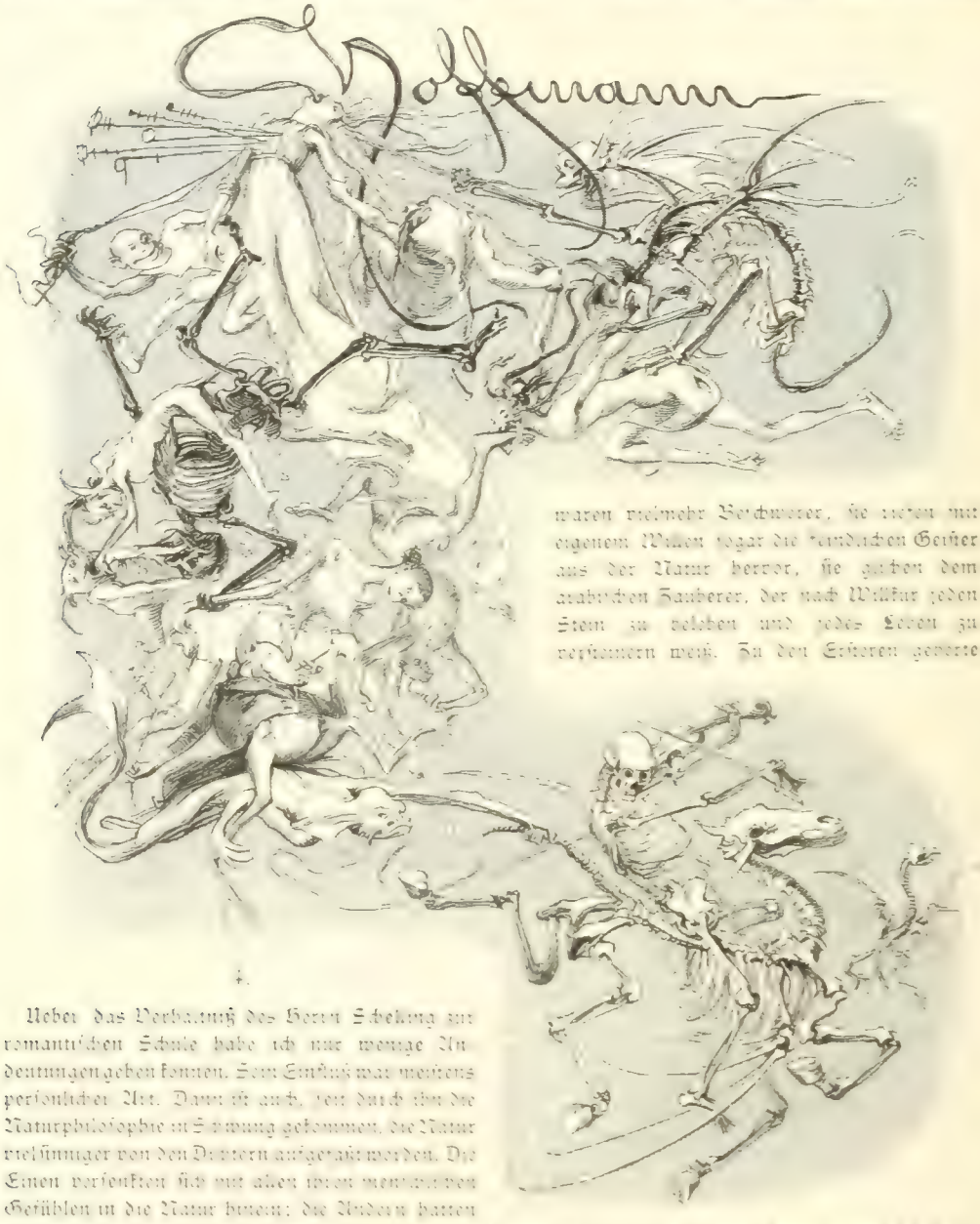
Es ist wahr, die metaphysischen Systeme der meisten deutschen Philosophen glichen nur allzu sehr bloßem Spinngewebe. Aber was schadet das? Konnte doch der Jesuitismus dieses Spinngewebe nicht zu seinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben so wenig der Despotismus seine Stricke daraus drehen, um die Geister zu binden. Nur seit Schelling verlor die deutsche Philosophie diesen dünnen, aber harmlosen Charakter. Unsere Philosophen kritisirten seitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntnisse und des Seins überhaupt, sie schwebten nicht mehr in idealistischen Abstractionen, sondern sie suchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, sie wurden Justificatoren dessen, was da ist. Während unsere früheren Philosophen arm und entsagend in kümmerlichen Dachstuben hockten und ihre Systeme ausgrübelten, stecken unsere jetzigen Philosophen in der brillanten Livrée der Macht, sie wurden Staatsphilosophen, nämlich sie ersannen philosophische Rechtfertigungen aller Interessen des Staates, worin sie sich angestellt befanden. Z. B. Hegel, Professor in dem protestantischen Berlin, hat in seinem Systeme auch die ganze evangelisch protestantische Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Professor in dem katholischen München, zuckuckert jetzt in seinen Vorlesungen selbst die extravagantesten Lehrsätze der römisch katholisch apostolischen Kirche.

Ja, wie einst die alexandrinischen Philosophen allen ihren Scharfsinn aufgeboten, um durch allegorische Auslegungen die sinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, so versuchen unsere deutschen Philosophen etwas Aehnliches für die Religion Christi. Es kümmert uns wenig, zu untersuchen, ob diese Philosophen einen uneigennützigen Zweck haben; sehen wir sie aber in Verbindung mit der Partei der Priester, deren materielle Interessen mit der Erhaltung des Katholicismus verknüpft sind, so nennen wir sie Jesuiten. Sie mögen sich aber nicht einbilden, daß wir sie mit den alten Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O die

ſchwächlichen Zwerge, die da wähnen, ſie würden die Schwierigkeiten beſiegen, woran ſogar jene ſchwarzen Rieſen geſcheitert! Nie hat der menſchliche Geiſt größere Combinationen erſonnen als die, wodurch die alten Jeſuiten den Katholicismus zu erhalten ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil ſie nur für die Erhaltung des Katholicismus und nicht für den Katholicismus ſelbſt begeiſtert waren. An letzterem an und für ſich war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanirten ſie zuweilen, das katholiſche Princip ſelbſt, um es nur zur Herrſchaft zu bringen; ſie verſtändigten ſich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Schwächen, wurden Söldner und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden ſie ſogar Atheiſten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichſten Abſolutionen und buhlten ihre Caſuiſten mit jedem Laſter und Vergnügen. Vergebens haben ſie mit den Laien in Kunſt und Wiſſenſchaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz ſichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künſtler, und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder ſchaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut, aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barrault: „Die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde.“ Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen, und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Laſſen wir die Jeſuiten in ihren Gräbern, und zucken wir mitleidig die Achſeln beim Anblick der neuen Jeſuiten! Jene ſind todt, und dieſe ſind nur die Würmer, welche ihren Leichnamen entkriechen. Sie gleichen den alten Jeſuiten ſo wenig, wie der heutige Herr Schelling dem Schelling von ehemals gleicht.

Herr Schelling iſt geboren den 27. Januar 1775 in Würtemberg.



waren vielmehr Beschwörer, sie riefen mit eigenem Willen sogar die feindlichen Geister aus der Natur hervor, sie gaben dem arabischen Zauberer, der nach Willkür jeden Stein zu beleben und jedes Leben zu versteinern weiß. Zu den Ersteren gehörte

4.

Ueber das Verhältniß des Herrn Schelling zur romantischen Schule habe ich nur wenige Andeutungen geben können. Sein Einfluß war meistens persönlicher Art. Dann ist auch, erst durch ihn die Naturphilosophie in Schwung gekommen, die Natur vielsinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Die Einen versenkten sich mit allen ihren mannigfachen Gefühlen in die Natur hinein; die Anderen hatten einige Zauberformeln sich gemerkt, womit man etwas Menschliches aus der Natur hervorschauen und hervorsprechen lassen konnte. Erstere waren die eigentlichen Mystiker und glichen in dieser Hinsicht den indischen Religiosen, die in der Natur aufgehen und endlich mit der Natur in Gemeinschaft zu fühlen beginnen. Die anderen

zunächst Novalis in den Anderen zunächst Hoffmann. Novalis sah überall nur Wunder und göttliche Wunder, er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wusste das Geheimniß jeder jungen Rose, er identificirte sich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er. Hoffmann dagegen sah

überall nur Gespenster, sie nickten ihm entgegen aus jeder chinesischen Theekanne und jeder Berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menschen in Bestien verwandelte und diese sogar in königlich preußische Hofräthe: er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben selbst stieß ihn von sich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er selbst ein Gespenst geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeschliffener Spiegel, worin er, tausendfältig verzerrt, nur seine eigene Todtenlarve erblickte, und seine Werke sind nichts Anderes als ein entsetzlicher Angstschrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantischen Schule. Er stand in keiner Berührung mit den Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte seiner hier nur im Gegensatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule ist. Novalis ist hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem so vortrefflichen Anzuge dem französischen Publicum vorgestellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputation erlangt hat. Bei uns in Deutschland ist jetzt Hoffmann keineswegs en vogue, aber er war es früher. In seiner Periode wurde er viel gelesen, aber nur von Menschen, deren Nerven zu stark oder zu schwach waren, als daß sie von gelinden Accorden afficirt werden konnten. Die eigentlichen Geistreichen und die poetischen Naturen wollten nichts von ihm wissen. Diesen war der Novalis viel lieber. Aber ehrlich gestanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn Letzterer mit seinen idealischen Gebilden schwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann mit allen seinen bizarren Fratzen sich doch immer an der irdischen Realität festklammert. Wie aber der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt.

Die große Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern besteht wohl darin, daß ihre Poesie eigentlich eine Krankheit war. In dieser Hinsicht hat man geäußert, daß die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geschäft des Kritikers, sondern des Arztes sei. Der Rosenschein in den Dichtungen des Novalis ist nicht die Farbe der Gesundheit, sondern der Schwindsucht, und die Purpurglut in Hoffmann's Phantasiestücken ist nicht die Flamme des Genies, sondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu solchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzusehr mit Gesundheit gesegnet sind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth aussieht? Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austerthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2. Mai 1772. Sein eigentlicher Name ist Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindsucht litt und an diesem Uebel starb. In Allem, was er schrieb, weht diese trübe Geschichte, sein Leben war nur ein träumerisches Hinsterben, und er starb an der Schwindsucht im Jahre 1801, ehe er sein neunundzwanzigstes Lebensjahr und seinen Roman vollendet hatte. Dieser Roman ist in seiner jetzigen Gestalt nur das Fragment eines großen allegorischen Gedichtes, das, wie die göttliche Comödie des Dante, alle irdischen und himmlischen Dinge feiern sollte. Heinrich von Ofterdingen, der berühmte Dichter, ist der Held dieses Romanes. Wir sehen ihn als Jüngling in Eisenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße jener alten Wartburg liegt, wo schon das Größte, aber auch schon das Dümmste geschehen: wo nämlich Luther seine Bibel übersetzt, und einige alberne Deutschthümler den Gendarmeriecodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieser Burg ward auch einst jener Sängerkrieg geführt, wo unter andern Dichtern auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettstreit in der Dichtkunst gesungen, den uns die Manessische Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter sollte das Haupt des Unterliegenden verfallen sein, und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt sich nun die Wartburg, der Schauplatz seines späteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie gesagt, in dem väterlichen Hause zu Eisenach. „Die Eltern liegen schon und schlafen, die Wanduhr schlägt ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern saust der Wind; abwechselnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen.

Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst, fernab liegt mir alle Habsucht; aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne, und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert? und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume habe ich damals nie gehört."

Mit solchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen", und überall in diesem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll ist es, daß selbst die fabelhaftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten schon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, selbst Sophia trägt so wohlbekannte Gesichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen in's Gedächtniß, wo wir mit ihr auf und ab gegangen und heiter gekost. Aber das Alles liegt so dämmernd hinter uns wie ein halb vergessener Traum.

Die Muse des Novalis war ein schlankes, weißes Mädchen mit ernsthaft blauen Augen, goldnen Hyacinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermal an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nämlich als Muse der Novalis'schen Poesie eben dasselbe Mädchen, das mich zuerst mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldschnitt, welcher den „Ofterdingen" enthielt, in ihren schönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stationen von Göttingen lebte sie bei ihrer Schwester, der Frau Postmeisterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einer hohen Büste, die mit ihren ausgezackten steifen Blonden wie eine Festung aussah; diese Festung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthschaftliche, praktische Frau, und doch bestand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmann'sche Romane zu lesen. In Hoffmann fand sie den Mann, der es verstand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu setzen. Ihrer blassen, zarten Schwester hingegen gab schon der Anblick eines Hoffmann'schen Buches die unangenehmste Empfindung, und berührte sie ein solches unversehens, so zuckte sie zusammen. Sie war so zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren so duftig, so reinklingend, und wenn man sie zusammensetzte, waren es Verse. Ich habe manches, was sie sprach, aufgeschrieben, und es sind sonderbare Gedichte, ganz in der Novalis'schen Weise, nur noch geistiger und verhallender. Eins dieser Gedichte, das sie zu mir sprach, als ich Abschied von ihr nahm, um nach Italien zu reisen, ist mir besonders lieb. In einem herbstlichen Garten, wo eine Illumination stattgefunden, hört man das Gespräch zwischen dem letzten Lämpchen, der letzten Rose und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen ist erloschen, die Rose ist entblättert, und der Schwan entfaltet seine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es gibt nämlich im Hannövrischen viele wilde Schwäne, die im Herbst nach dem wärmeren Süden auswandern, und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrscheinlich in Afrika zu. Denn in der Brust eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen Professor Blumenbach für einen afrikanischen erkannte. Der arme Vogel! mit dem Pfeil in der Brust war er doch nach dem nordischen Neste zurückgekehrt, um dort zu sterben. Mancher Schwan aber mag, von solchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande gewesen sein, seine Reise zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüste, oder er sitzt jetzt mit ermatteten Schwingen auf irgend einer egyptischen Pyramide und schaut sehnsüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneste im Lande Hannover.

Als ich im Spätherbst 1828 aus dem Süden zurückkehrte (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Brust), führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Posthalterin, stieg ich ab, um Pferde zu wechseln. Ich hatte sie seit Jahr und Tag nicht gesehen, und die gute Frau schien sehr verändert. Ihre Büste glich noch immer einer Festung, aber einer geschleiften; die Bastionen rasirt, die zwei Hauptthürme nur schwache Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Postillon Pieper erfuhr, hatte sie sogar die Lust an den Hoffmann'schen Romanen verloren, und sie trank jetzt vor Schlafengehn desto mehr Branntwein. Das ist auch viel einfacher; denn den Branntwein haben die Leute immer selbst im Hause, die Hoffmann'schen Romane hingegen mußten sie vier Stunden weit aus der Deuerlichschen Leihbibliothek zu Göttingen holen lassen. Der Postillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei so sauer aussah, als habe er Essig gesoffen und sei davon ganz zusammengezogen. Als ich diesen Menschen nach der Schwester der Frau Posthalterin befragte, antwortete er: Mademoiselle Sophia wird bald sterben und ist schon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Wesen sein, wovon sogar der saure Pieper sagte, sie sei ein Engel! Und er sagte dieses, während er mit seinem hochbestiefelten Fuße das schnatternde und flatternde Federvieh fortscheuchte. Das Posthaus, einst lachend weiß, hatte sich eben so wie seine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerschlagene Wagen, und neben dem Misthaufen an einer Stange hing zum Trocknen

ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillonsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Oſterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich auf's ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige, ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Oſterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Capitels.

DRITTES BUCH

I.

Kennt ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenschlich langen Mauer und hunderttausend tartarischen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und wenn sie sich dort sattsam umgesehen und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem curiosen Land und curiosen Volke. Die Natur mit ihren grellen verschnörkelten Erscheinungen, abenteuerlichen Riesenblumen, Zwergbäumen, verkrüppelten Bergen, barock wollüstigen Früchten, aberwitzig gezierten Vögeln, ist dort eine ebenso fabelhafte Carricatur wie der Mensch mit seinem spitzigen Zuckerkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander nicht ohne innerer Lachlust ansehen. Sie lachen aber nicht laut, weil sie beide viel zu ceremoniös höflich sind; und um das Lachen zu unterdrücken, schneiden sie die ernsthaft possierlichsten Gesichter. Es gibt dort weder Schatten noch Perspective. An den buntscheckigen Häusern heben sich, übereinander gestapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgespannte Regenschirme aussehen, und woran lauter metallne Glöckchen hangen, so daß sogar der Wind, wenn er vorbeistreift, durch ein närrisches Geklingel sich lächerlich machen muß.

In einem solchen Glockenhause wohnte einst eine Prinzessin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chinesinnen, deren kleine schraggeschlitzte Aeugleins noch wunderlustiger zwinkten, als die der übrigen Damen des himmlischen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herzen die allertollsten Launen nisteten. Es war nämlich ihre größte Wonne, wenn sie kostbare Seiden und Goldstoffe zerreißen konnte. Wenn das recht knisterte und krachte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte sie vor Entzücken. Als sie aber endlich ihr ganzes Vermögen an solcher Liebhaberei verschwendet, als sie all ihr Hab und Gut zerissen hatte, ward sie auf Anrathen sämmtlicher Mandarine als eine unheilbare Wahnsinnige in einen runden Thurm eingesperrt.

Diese chinesische Prinzessin, die personificirte Caprice, ist zugleich die personificirte Muse eines deutschen Dichters, der in einer Geschichte der romantischen Poesie nicht unerwähnt bleiben darf. Es ist die Muse, die uns aus den Poesien des Herrn Clemens Brentano so wahnsinnig entgegenlacht. Da zerreißt sie die glattesten Atlasschleppen und die glänzendsten Goldtressen, und ihre zerstörungssüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und innerer Angst. Seit fünfzehn Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeschlossen, ja eingemauert in seinem Katholicismus. Es gab nichts Kostbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man sagt, die Herzen zerrissen, die ihn liebten, und jeder seiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen sich selbst und sein poetisches Talent hat er am meisten seine Zerstörungssucht geübt. Ich mache besonders aufmerksam auf ein Lustspiel dieses Dichters, betitelt „Ponce de Leon". Es gibt nichts Zerrissneres als dieses Stück, sowohl in Hinsicht der Gedanken, als auch der Sprache. Aber alle diese Fetzen leben und kreiseln in bunter Lust. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen. Das tummelt sich alles in süßester Verwirrung, und nur der gemeinsame Wahnsinn bringt eine gewisse Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall hin mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da stolzieret eine Phrase wie ein weißer Pierrot mit zu weiten schleppenden Aermeln und allzugroßen Westenknöpfen. Da springen buckligte Witze mit kurzen Beinchen wie Policinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bacchantischen Zerstörungslust.

Eine große Tragödie desselben Dichters „Die Gründung Prags" ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkel heimlichen Wälder

da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen: aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich: „Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl". Als das schöne Annerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutschland zu thun pflegt, einige heilsame Arzneien zu kaufen, da bewegte sich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das schöne Annerl eben stand, und das Kind rief mit Entsetzen: Eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erschrak noch weit mehr und wurde ernsthaft wie der Tod, und sagte zu der Großmutter: „Liebe Frau! in diesem Schranke hängt mein Richtschwert, und das bewegt sich jedesmal von selbst, wenn ihm jemand nahet, der einst damit geköpft werden soll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieses Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert ist dann zufrieden gestellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen." Die Großmutter gab jedoch diesem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es späterhin genugsam bereuen, als das schöne Annerl wirklich geköpft wurde mit demselben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahre alt sein, und er lebt zu Frankfurt, einsiedlerisch zurückgezogen, als ein correspondirendes Mitglied der fanatischen Propaganda. Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem verstorbenen Freund Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich, in Gemeinschaft mit Letzterem, unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung Lieder herausgegeben, die sie theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und seltenen Druckschriften gefunden haben. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen: es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihren Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein deutscher Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst; und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beschleichen, wie den Schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Basteï Schildwache stand, fern den Kuhreigen hörte, die Pike von sich warf, über den Rhein schwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deserteur erschossen wurde. „Des Knaben Wunderhorn" enthält darüber das rührende Lied:

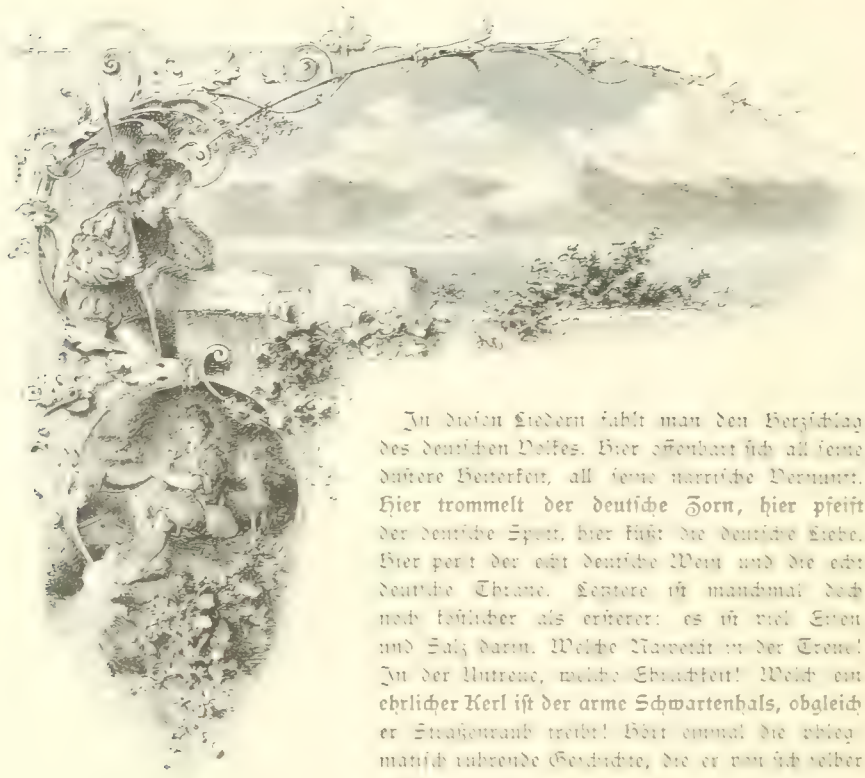
Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir Solches angethan,
Das klag' ich an.

Welch ein schönes Gedicht! Es liegt in diesen Volksliedern ein sonderbarer Zauber. Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Proceß die Bestandtheile ermittelt, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare sympathetische Naturkraft.



In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der echt deutsche Wein und die echt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als erstere: es ist viel Süßes und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl ist der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Hört einmal die philosophisch ruhende Geschichte, die er von sich selber erzählt:

„Ich kam vor einer Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink' so gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich unter gehn,
Den Becher ließ ich sinken.

„Man setzt mich oben an den Tisch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel stand mir leere.

„Da ich des Nachts wollt schlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu nisteln,
Da stachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Disteln.

„Da ich zu Morgens früh aufstand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt' ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks selber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer mußt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannssohn,
Sein' Tasch mußt' er mir lassen."

Dieser arme Schwartenhals ist der deutscheste Charakter, den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrscht in diesem Gedichte! Aber auch unser Gretel sollt ihr kennen lernen. Es ist ein aufrichtiges Mädel, und ich liebe sie sehr. Der Hans sprach zu dem Gretel:

„Nun schürz dich, Gretlein, schürz dich,
Wohlauf mit mir davon,
Das Korn ist abgeschnitten,
Der Wein ist abgethan."

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir sein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein."

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein.
Die Kleider dieses Gretlein
Müssen verschlemmet sein."

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redetest nicht also,
Als du mich beim ausführtest
Aus meines Vaters Hof."

Er nahm sie bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weinest du so sehr?
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr'?"

„Es reut mich nicht mein freier Muth
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr."

Das ist kein Goethe'sches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da ist kein deutscher Mondschein. Es liegt eben so wenig Sentimentalität darin, wenn ein junger Fant des Nachts bei seinem Mädel Einlaß verlangt, und sie ihn abweist mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße
Reit du nach jener Heide,
Woher du gekommen bist:
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg,
Trägst keine Federn weg."

Aber Mondschein, Mondschein die Hülle und Fülle und die ganze Seele übergießend, strahlt in dem Liede

Wenn ich ein Vöglein war,
Und auch zwei Flüglein hatt',
Flog' ich zu dir.
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfasser solcher Lieder, so antworten diese wohl selbst mit ihren Schlußworten:

Wer hat das schöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gäns' über's Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich ist es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburschen, die solch ein Lied gedichtet. Es sind besonders die Handwerkburschen. Gar oft auf meinen Fußreisen verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen; und kam nachher ein anderer Bursch mit Ranzel und Wanderstab vorbeigeschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein in's Ohr, und er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchem Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutschen Handwerksburschen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es ist eine merkwürdige Menschensorte. Ohne Sous in der Tasche, wandern diese Handwerksburschen durch ganz Deutschland, harmlos, fröhlich und frei. Gewöhnlich fand ich, daß drei zusammen auf solche Wanderschaft ausgingen. Von diesen dreien war der eine immer der Räsonneur: er räsonnirte mit humoristischer Laune über Alles, was vorkam, über jeden bunten Vogel, der in der Luft flog, über jeden Musterreiter, der vorüberritt, und kamen sie gar in eine schlechte Gegend, wo armliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironisch: Der liebe Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen, aber seht einmal, es ist auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeselle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein: er kann kein Wort sagen, ohne dabei zu fluchen; er schimpft grimmig auf alle Meister, bei denen er gearbeitet; und sein beständiger Refrain ist, wie sehr er es bereue, daß er der Frau Wirthin in Halberstadt, die ihm

täglich Kohl und Wasserrüben vorgesetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberstadt" seufzt aber der dritte Bursche aus tiefster Brust, er ist der Jüngste, macht zum erstenmal seine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Fensliebdens schwarzbraune Augen, läßt immer den Kopf hängen und spricht nie ein Wort.

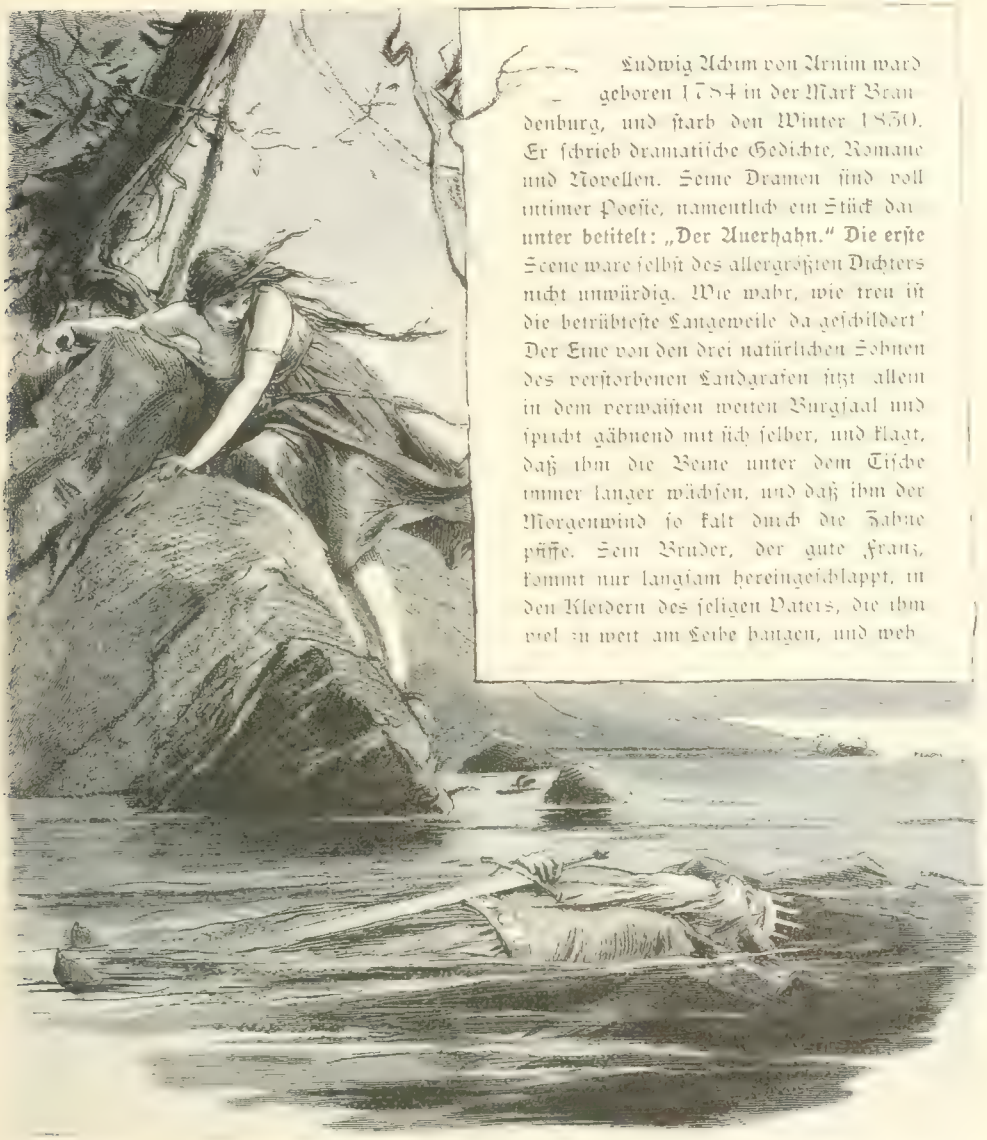
„Des Knaben Wunderhorn" ist ein zu merkwürdiges Denkmal unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf unseren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbesprochen lassen durfte. Dieses Buch und das Nibelungenlied spielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine besondere Erwähnung geschehen. Es war lange Zeit von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die classischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sei? Und das Publicum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: Hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls aber ist dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzose kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet ist. Es ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen artigen Leutchen euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w., und diese machten der schönen Notre-Dame de Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein Bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich untereinander würgen, wie Notre-Dame de Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlagt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenliedes keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhilde.

Wer hat aber dieses Lied verfaßt? Eben so wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geschrieben. Sonderbar! von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister, der den Kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige so erquicklich abconterfeit sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter: die Namen des Guten und Edlen, der für das Heil seiner Mitbürger gesorgt, finden wir selten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Baum der Menschheit vergißt des stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.

2.

Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns“ pflegt man auch sonst die Namen Brentano und Arnim zusammen zu nennen, und da ich ersteren besprochen, darf ich von dem andern umsoweniger schweigen, da er in weit höherem Grade unsere Aufmerksamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter, und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem andern deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieser in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur ein Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich sie ihm die unbedingteste Anerkennung zollten, haben sie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr gepriesen. Ja, einige Schriftsteller pflegten sogar wegwerfend von ihm sich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die seine Weisen nachahmten. Man könnte das Wort auf sie anwenden, das Stevens von Voltaire gebraucht, als dieser den Shakespeare schmähte, nachdem er dessen Othello zu seinem Orosman benutzt: er sagte nämlich: diese Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anstecken, wo sie gestohlen haben. Warum hat Tieck nie von Arnim gehörig gesprochen, er, der über so manches unbedeutende Machwerk so viel Geistreiches sagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach seinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube, Arnim's Renommee konnte besonders deshalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden, der katholischen Partei, noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Partei ihn für einen Krypto-katholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk welchem seine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren. Auch Hoffmann wurde in unseren Literatur-zeitungen und ästhetischen Blättern fast gar nicht besprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff seiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein gelesen. Warum vernachlässigte nun das deutsche Volk einen Schriftsteller, dessen Phantasie von weltumfassender Weite, dessen Gemüth von schauerlichster Tiefe, und dessen Darstellungsgabe so unübertrefflich war? Etwas fehlte diesem Dichter, und dieses Etwas ist es eben, was das Volk in den Büchern sucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, daß sie die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen oder verletzen, das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In Allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich und flüstern uns leise in's Ohr: Wir sind todt. Solches Schauspiel würde allzu grauenhaft und peinigend sein, wäre nicht die Arnim'sche Grazie, die über jede dieser Dichtungen verbreitet ist, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe schildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber sogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir sehen schöne Leiber, wogende Büsten, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieses Alles. Manchmal ist Arnim witzig, und wir müssen sogar lachen: aber es ist doch, als wenn der Tod uns kitzle mit seiner Sense. Gewöhnlich jedoch ist er ernsthaft, und zwar wie ein todter Deutscher. Ein lebendiger Deutscher ist schon ein hinlänglich ernsthaftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind: da sind unsere Gedichte noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. Die Franzosen wähnen, Wunder wie schrecklich ernsthaft der Hoffmann sein könne, aber das ist kinderspielen in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann seine Todten beschwört, und sie aus den Gräbern



Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784 in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830. Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück da unter betitelt: „Der Auerhahn." Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu ist die betrübteste Langeweile da geschildert! Der Eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein in dem verwaisten weiten Burgsaal und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tische immer länger wächsen, und daß ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nur langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hangen, und weh

hervorsteigen und ihn umtanzen, dann zittert er selber vor Entsetzen, und tanzt selbst in ihrer Mitte, und schneidet dabei die tollsten Affengrimassen. Wenn aber Arnim seine Todten beschwört, so ist es, als ob ein General Heerschau halte, und er sitzt so ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Scharen vor sich vorbeidefiliren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

müthig gedenkt er, wie er sonst um diese Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie dieser ihm oft eine Brodkruste zuwarf, die er mit seinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab: diese letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt sei und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnim's Romane heißen: „Die Kronwächter" und „Die Gräfin Dolores." Auch ersterer hat

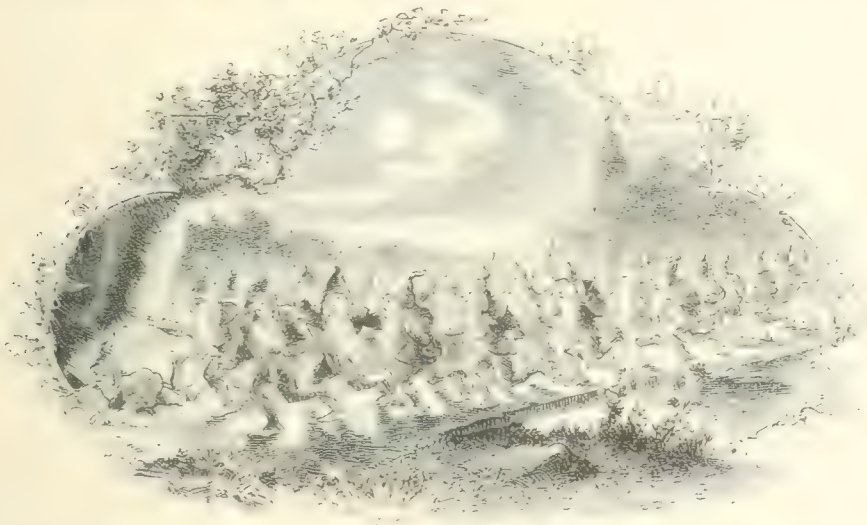
einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz ist oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und seiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht so dick ist, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es ist Verleumdung, wenn man ihr nachsagte, sie sei oben in der Thurmwohnung so corpulent geworden, daß sie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, und nach dem Tode ihres ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sei, den neuen Thürmer zu heiraten. Ueber solche böse Nachrede grämte sich die arme Frau droben nicht wenig; und sie konnte nur deshalb die Thurmtreppe nicht hinabsteigen, weil sie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „Die Gräfin Dolores", hat ebenfalls den allervortrefflichsten Anfang, und der Verfasser schildert uns da die Poesie der Armuth, und zwar einer adeligen Armuth, die er, der damals selber in großer Dürftigkeit lebte, sehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meister ist Arnim auch hier in der Darstellung der Zerstörung! Ich meine es immer vor Augen zu sehen, das wüste Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um so wüster aussieht, da es der Graf in einem heiter italienischen Geschmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun ist es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten ist Alles verödet: die geschnittenen Taxusalleen sind struppig verwildert, die Bäume wachsen sich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken schmerzlich am Boden, die schönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umschlungen, die Götterstatuen sind von ihren Postamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Grase liegt, und mit Brennesseln geißeln sie ihr den marmornen Körper. Wenn der alte Graf nach langer Abwesenheit wieder in sein Schloß heimkehrt, ist ihm das sonderbare Benehmen seiner Hausgenossenschaft, besonders seiner Frau sehr auffallend, es passirt bei Tische so allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram gestorben und, ebenso wie das übrige Hausgesinde, längst todt war. Der Graf scheint es aber am Ende selbst zu ahnen, daß er sich unter lauter Gespenstern befindet, und, ohne sich etwas merken zu lassen, reist er in der Stille wieder ab.

Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine „Isabella von Aegypten". Hier schildert wir das wanderschaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Egyptiens nennt. Hier lebt und webt das seltsame Märchenvolk mit seinen braunen Gesichtern, freundlichen Wahrsageraugen und seinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen mystischen Schmerz. Die Zigeuner müssen nämlich nach der Sage, die in dieser Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeitlang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungastlichen Härte, womit einst ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewiesen, als diese auf ihrer Flucht in Aegypten ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deshalb hielt man sich auch berechtigt, sie mit Grausamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schelling'schen Philosophien hatte, so mußte die Poesie damals die Beschönigung der unwürdigsten und grausamsten Gesetze übernehmen. Gegen Niemand waren diese Gesetze barbarischer als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten sie, jeden Zigeuner, bei Diebstahlverdacht, ohne Untersuchung und Urtel aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Aegypten, unschuldig gehenkt. Mit diesem trüben Ereigniß beginnt die Arnim'sche Novelle. Nachtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürstenmantel um die Schulter, setzen ihm die silberne Krone auf das Haupt, und versenken ihn in die Schelde, voll überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hause bringt, nach dem geliebten Aegypten. Die arme Zigeunerprinzessin Isabella, seine Tochter, weiß nichts von dieser traurigen Begebenheit, sie wohnt einsam in einem verfallenen Hause an der Schelde, und hört des Nachts, wie es so sonderbar im Wasser rauscht, und sie sieht plötzlich, wie ihr blonder Vater hervortaucht in purpurnen Todtenschmuck, und der Mond wirft sein schmerzliches Licht auf die silberne Krone. Das Herz des schönen Kindes will ihnen brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will sie den todten Vater festhalten: er schwimmt ruhig weiter nach Aegypten nach seinem heimatlichen Wunderland, wo man seiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Mohren zu begraben. Während ist das Todtenmahl, womit das arme Kind den verstorbenen Vater ehrt, sie legt ihren weißen Schleier über einen Feldstein, und darauf stellt

sie Speise und Trank, welches sie feierlich genießt. Tief rührend ist Alles, was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er schon an anderen Orten sein Mitleid gewidmet, z. B. in seiner Nachrede zum „Wunderhorn", wo er behauptet, daß wir den Zigeunern so viel Gutes und Heilsames, namentlich die mehrsten unserer Arzneien verdanken. Wir hätten sie mit Undank verstoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten sie bei uns keine Heimat erwerben können. Er vergleicht sie in dieser Hinsicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, daß sie Alles herbeischafften, was sich ihre großen starken Feinde zu Gastmahlen wünschten, aber einmal für wenige Erbsen, die sie aus Not vom Feld aßen, jämmerlich geschlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menschen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafherde, und jeder dort ein Mützchen niederlegen mußte, bis sie ein Faß damit füllten.

Eine Uebersetzung der erwähnten Novelle, „Isabella von Aegypten", würde den Franzosen nicht blos eine Idee von Arnim's Schriften geben, sondern auch zeigen, daß all die furcht-



baren unheimlichen, grausigen und gespenstischen Geschichten, die sie sich in der letzten Zeit gar mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnim'schen Dichtungen nur rosige Morgenträume einer Operntänzerin zu sein scheinen. In sämmtlichen französischen Schauergeschichten ist nicht so viel Unheimliches zusammengepackt, wie in jener Kutsche, die Arnim von Bracke nach Brüssel fahren läßt, und worin folgende vier Personagen bei einander sitzen:

1. Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe ist. Sie sieht aus wie die schönste von den sieben Todsünden, und strotzt im buntesten Goldflitter- und Seidenputz.

2. Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Ducaten zu verdienen, aus dem Grabe gestiegen und sich auf sieben Jahre als Bedienter verdingt. Es ist ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weshalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3. Ein Golem; nämlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein schönes Weib geformt ist und wie ein schönes Weib sich geberdet. Auf der Stirn, verborgen unter den schwarzen Locken steht mit hebräischen Buchstaben das Wort: „Wahrheit", und wenn man dieses auslischt, fällt die ganze Figur wieder leblos zusammen, als eitel Lehm.

4. Der Feldmarschall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Historiker dieses Namens verwandt ist, ja, welcher sich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel ist, eine Alraunwurzel, welche die Franzosen

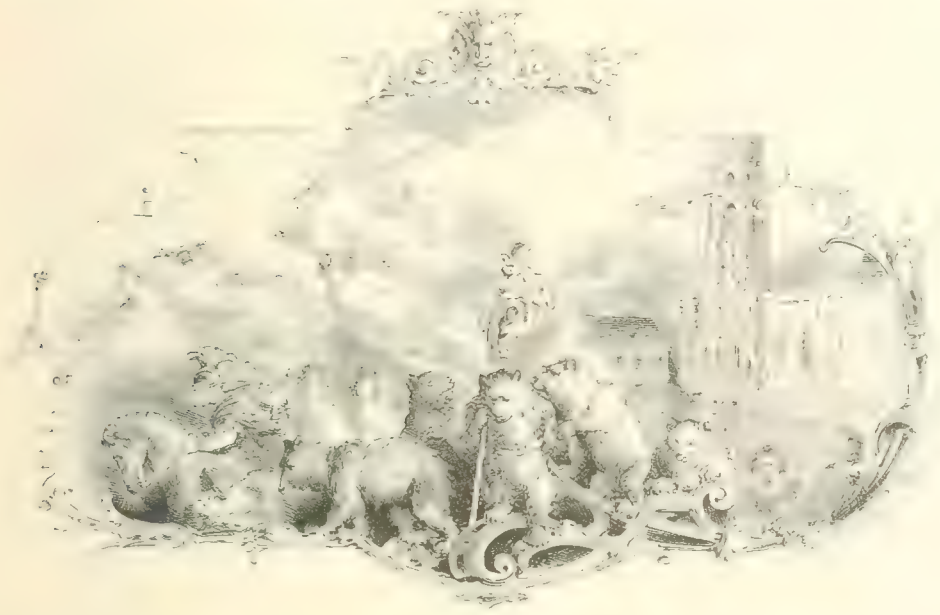
Mandragora nennen. Diese Wurzel wächst unter dem Galgen, wo die zweideutigsten Thränen eines Gehenkten geflossen sind. Sie gab einen entsetzlichen Schrei, als die schöne Isabella sie dort um Mitternacht aus dem Boden gerissen. Sie sah aus wie ein Zwerg, nur daß sie weder Augen, Mund, noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr in's Gesicht zwei schwarze Wacholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entstanden. Nachher streute sie dem Männlein auch ein Bischen Hirse auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas struppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeschöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte: mit ihren holdseligen Rosenlippen küßte sie ihm das Hagebuttmaul ganz schief; sie küßte ihm vor Liebe fast die Wacholderäuglein aus dem Kopf, und der garstige Knirps wurde dadurch so verzogen, daß er am Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschall-Uniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall tituliren ließ.

Nicht wahr, das sind vier ausgezeichnete Personen? Wenn ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Miracle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene, die in einer einzigen Kutsche von Bracke nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daß das Grauenhafte nicht euer Fach, und daß Frankreich kein geeigneter Boden für Gespenster jener Art. Wenn ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Ja, wir Deutschen, die wir bei euren heitersten Witzen ganz ernsthaft bleiben können, wir lachen desto herzlicher bei euren Gespenstergeschichten. Denn eure Gespenster sind doch immer Franzosen; und französische Gespenster! welch ein Widerspruch in den Worten! In dem Wort „Gespenst" liegt so viel Einsames, Mürrisches, Deutsches, Schwermüthiges, und in dem Worte „französisch" liegt hingegen so viel Geselliges, Artiges, Französisches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzose ein Gespenst sein, oder gar, wie könnten in Paris Gespenster existiren! In Paris, im Foyer der europäischen Gesellschaft! Zwischen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Gespenstern zum Spuken angewiesen ist, rauscht noch das lebendigste Leben in den Gassen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brausendste Finale, aus den Variétés und dem Gymnase strömen die heitersten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und schakert auf den Boulevards, und man geht in die Soiree. Wie müßte sich ein armes spukendes Gespenst unglücklich fühlen in dieser heiteren Menschenbewegung! Und wie könnte ein Franzose, selbst wenn er todt ist, den zum Spuken nöthigen Ernst beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteste Volkslust umjauchzt! Ich selbst, obgleich ein Deutscher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts spuken sollte, ich könnte meine Gespensterwürde gewiß nicht behaupten, wenn nur etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtsinns entgegenrennte, die Einem dann so köstlich in's Gesicht zu lachen wissen. Gäbe es wirklich in Paris Gespenster, so bin ich überzeugt, gesellig wie die Franzosen sind, sie würden sich sogar als Gespenster einander anschließen, sie würden bald Gespenster-reunions bilden, sie würden ein Todtenkaffeehaus stiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine Pariser Todtenrevue, und es gäbe bald Todtenvaudevilles, ou Pont-Neuf de la mort. Ich bin überzeugt, die Gespenster würden sich hier in Paris weit mehr amüsiren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man solcherweise in Paris als Gespenst existiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr achten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daß ich am Ende auf dem Père-Lachaise beerdigt werde, und in Paris spuken kann zwischen zwölf und ein Uhr. Welche köstliche Stunde! Ihr deutschen Landsleute, wenn ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Gespenst erblickt, erschreckt nicht! ich spuke nicht in furchtbar unglücklich deutscher Weise, ich spuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Gespenstergeschichten gelesen, gewöhnlich an den Orten spuken muß, wo man Geld begraben hat, so will ich aus Vorsorge einige Sous irgendwo auf den Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar schon in Paris Geld todtgeschlagen, aber nie begraben.

O ihr armen französischen Schriftsteller, ihr solltet doch endlich einsehen, daß eure Schauerromane und Spukgeschichten ganz unpassend sind für ein Land, wo es entweder gar keine Gespenster gibt, oder wo doch die Gespenster so gesellschaftlich heiter wie wir anderen sich gebaben wurden.

Ihr kommt mir vor, wie die Kinder, die sich Masken vor's Gesicht halten, um sich einander Furcht einzujagen. Es sind ernsthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken schauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutschen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichsten Larven, und aus den Augen lauscht der greise Tod. Ihr seid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menschliche liegt im Bereiche einer Kunst. Das haben schon eure älteren Schriftsteller eingesehen, und ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieser Einsicht gelangen. Laßt aber ab vom Schauerlichen und Gespenstischen.



Laßt uns Deutschen alle Schrecknisse des Wahnsinns des Fiebertraums und der Geisterwelt. Deutschland ist ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jeden Geschlechts, und besonders für Feldmarschälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenseits des Rheins können solche Gespenster gedeihen, nimmermehr in Frankreich. Als ich hieher reiste, begleiteten mich meine Gespenster bis an die französische Grenze. Da nahmen sie betrübt von mir Abschied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verscheucht die Gespenster jeder Art.

O! ich möchte mich auf den Straßburger Münster stellen, mit einer dreifarbigen Fahne in der Hand, die bis nach Frankfurt reichte. Ich glaube, wenn ich die geweihte Fahne über mein theures Vaterland hinüberschwenkte, und die rechten exorcirenden Worte dabei aussprache: die alten Hexen würden auf Besenstielen davonfliegen, die kalten Bärenhäuter würden wieder in ihre Gräber hinabkriechen, die Golems würden wieder als eitel Lehm zusammenfallen, der Feldmarschall Cornelius Nepos kehrte wieder zurück nach dem Orte, woher er gekommen, und der ganze Spuk wäre zu Ende.

5.

Die Geſchichte der Literatur iſt ebenſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretenden Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien, ſo enthält der kleinſte Muſen Almanach zuweilen eine Anzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher ebenſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt zeigen ſie uns epiſche Singedichter, lyriſche Lautdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche Molluſken u. ſ. w. Andere im Gegentheil treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen also wie der Geſchichtsſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ei der Leda eröffnet. Und wie dieſer handeln ſie thöricht. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ei der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Facta und die großen Bücher entſtehen nicht aus Gelegenheiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſie hangen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sternen, und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Facta ſind nur die Reſultate der Ideen . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Dichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, auf's Wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit, eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher, worin dieſe ſich offenbaren, aus der Conſtellation der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur den momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimiren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doctrinäre; ſie wiſſen immer eine Doctrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtificirt. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten, die irdiſchen Trauben ſeien ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, und es den Leuten möglich, emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doctrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindicirt.

Haben wir nun dem Ende der dreißiger Jahre, und bricht das reife Weltalter der Freude ſchon leuchtend herauf? Wie wird die heitere Doctrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſecirte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthieres, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten wird. Ich würde beinah gern als ein literariſcher Calchas in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müßte ich nicht befürchten, in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nämlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne in's tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jetzt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werden

sich jetzt die belletristischen Schriftsteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon sie sich so lange entfernt gehalten. Ihr Franzosen seid während fünfzig Jahren beständig auf den Beinen gewesen und seid jetzt müde: wir Deutsche hingegen haben bis jetzt am Studirtische gesessen und haben alte Classiker commentirt, und mochten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derselbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich, mit gehöriger Würdigung einen Schriftsteller zu besprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben, und auf welchen seitdem durch die geistreichen Artikel von Philarète Chasles das französische Publicum noch besonders aufmerksam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erst ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgesonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeschichte von ihm reden müßte. Er ist fast gleichzeitig mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne im mindesten daran Theil zu nehmen, und eben so wenig hegte er später die mindeste Gemeinschaft mit der Goethe'schen Kunstschule. Er steht ganz isolirt in seiner Zeit, eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und seine Schriften waren eins und dasselbe. Diese Eigenschaft, diese Ganzheit finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen jungen Deutschlands, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind.

Ja, ich wiederhole das Wort: Apostel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daß diese Erde groß genug ist, daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten des Anderen leben will: und daß wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Classe an den Himmel zu verweisen. — Die Zahl dieser Wissenden und Glaubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen. Und ist das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Rampaden und Comödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt. Denn wie konnte ich von dem jungen Deutschland sprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet? Heinrich Laube, einer jener Satyrsteller, die seit der Julius-Revolution aufgetreten sind, ist für Deutschland von einer wahren Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und vereinigt damit den schönsten Eifer des jungen Deutschlands. Daher ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne eben so sehr, wie für das Gute: er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form, und gewisse Namen nennen wir an, selbst wenn sie als Kennzeichen der neuen Gesinnung dem Vaterlande nützen: Dieser Sinn war ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jener entarteten Poesie, die nicht [illegible] nicht aufhört, gegen Menzel, Börne u. s. w. zu schimpfen und zu schmähen.

In dieser Hinsicht verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Carl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich seinen Geist nach Laube nenne, so geschieht es keineswegs, weil er ihm nicht eben so viel Talent besitzt und viel weniger weil er von seinen Talenten minder eitel wäre, nein auch Carl Gutzkow muß man die schönsten Eigenschaften des Herzens, Kraft und des urtheilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit, und ihrer Bedürfnisse. Aber in Allem, was Laube schafft, herrscht eine weitaustönende Ruhe, eine selbstbewußte Größe, eine stille Sicherheit, die mich [illegible] und [illegible] Vornehmheit des Geistes.

Herr Carl Gutzkow, dessen Seele voller Poesie, mußte, eben so wie Laube, sich wenig von jenen Heloten, die unseren großen Meister schmähen, auf's Verwunderlichste belagen. Das gilt von den Herren L. Wienbarg und Gustav Schlesier, zwei höchst ausgezeichneten Schriftstellern der jüngsten Periode, die ich hier, wo vom neuen Deutschland die Rede ist, ebenfalls nicht unerwähnt lassen darf. Sie verdienen in der That, unter jenen Oberhäuptern genannt zu werden, und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es ist hier nicht der Ort, ihr Können und Wirken ausführlicher zu besprechen. Ich habe mich zu sehr von meinem Thema entfernt: nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt, wie Jean Paul Friedrich Richter in seiner Hauptrichtung dem jungen Deutschland entgegenging. Dieser letztere jedoch, auf's Praktische angewiesen, hat für der abstrusen Verworrenheit, der barocken Darstellungsart und des ungenießbaren Styles der Jean Paul'schen Schriften zu entbehren gewußt. Von diesem Style kann sich ein kaum, mäßig gebildeter [illegible] Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Paul's Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß, wenn eine Idee dort mit einer andern zusammentrifft, [illegible] Platz finden. [illegible] an der Decke hat lauter Bilder, wenn Jean Paul unsere Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum seines Geistes und seines Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzel fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern sich ausbreiten ließe, diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüssel [illegible] Diese ist nun eine wunderliche, unverdauliche Kost, denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Cedern, Palmen und Bananen in solcher Menge vertragen. Jean Paul ist ein großer Dichter und Philosoph, aber man kann nicht unkünstlerischer sein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in seinen Romanen oft [illegible] Gestalten in Welt gesetzt, aber alle diese Geburten schleppen ein närrisch langes Nährband mit sich herum und verwickeln und würgen sich damit. Statt Gedanken gibt er uns eigentlich sein Denken selbst, wir sehen die materielle Thätigkeit seines Gehirns; er gibt uns, so zu sagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Abhandlungen hören daher seine Werke die [illegible] seines erhitzten Geistes. Er ist der lustigste Schriftsteller und zugleich der sentimentalste. In der

Sentimentalität überwindet ihn immer, und sein Lachen verwandelt sich jählings in Weinen. Er vermummt sich manchmal in einen derbhaften plumpen Gesellen, aber dann plötzlich wie die Fürsten incognito, die wir auf dem Theater sehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den strahlenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfasser des „Tristram Shandy", wenn er sich in den rohesten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich durch erhabene Uebergänge an seine fürstliche Würde, an seine Ebenbürtigkeit mit Shakespeare zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in seinen Schriften seine Persönlichkeit preisgegeben, er hat sich ebenfalls in menschlichster Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewissen unbehelfenen Scheu, besonders in geschlechtlicher Hinsicht. Lorenz Sterne zeigt sich dem Publicum ganz entkleidet, er ist ganz nackt: Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hose. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl besessen als Sterne, weil dieser, sobald der Gegenstand, den er behandelt, eine tragische Höhe erreicht, plötzlich in den scherzhaftesten, lachendsten Ton überspringt; statt daß Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindesten ernsthaft wird, allmälig zu flennen beginnt und ruhig seine Thränendrüsen ausräufen läßt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er ist größerer Dichter. Er ist, wie ich schon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakespeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Musen erzogen auf dem Parnaß. Aber nach Frauenart haben sie ihn besonders durch ihre Liebkosungen schon frühe verdorben. Er war das Schoßkind der bleichen tragischen Göttin. Einst, in einem Anfalle von grausamer Zärtlichkeit, faßte diese ihm das junge Herz so gewaltig, so liebestark, so inbrünstig langend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieser Welt verstand, und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemosynes, die rosige Göttin des Scherzes, hüpfte schnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und suchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komische Larve und die närrischen Glöckchen, und küßte begütigend seine Lippen, und küßte ihm darauf all ihren Leichtsinn, all ihre trotzige Lust, all ihre witzige Neckerei.

Und seitdem geriethen Sterne's Herz und Sterne's Lippen in einen sonderbaren Widerspruch; wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist, und er seine tiefsten blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann, zu seiner eignen Verwunderung, flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte.

4.

Im Mittelalter herrschte unter dem Volke die Meinung, wenn irgend ein Gebäude zu errichten sei, müsse man etwas Lebendiges schlachten und auf dem Blute desselben den Grundstein legen; dadurch werde das Gebäude fest und unerschütterlich stehen bleiben. War es nun der altheidnische Wahnwitz, daß man sich die Gunst der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Mißbegriff der christlichen Versöhnungslehre, was diese Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von diesem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug er war herrschend und in Liedern und Sagen lebt die schauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geschlachtet um mit ihrem Blute große Bauwerke zu festigen. Heutzutage ist die Menschheit verständiger; wir glauben nicht mehr an die Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Besteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gott werdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den silbernen und goldenen Bestien schreiben sie eine Wunderkraft zu; das Geld ist der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn sie ein Gebäude zu errichten haben, so tragen sie große Sorge, daß unter den Grundstein einige Geldstücke eine Kapsel mit allerlei Münzen gelegt werden.

Ja wie im Mittelalter Alles die einzelnen Bauwerke ebenso wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, so beruhen alle unsere heutigen Institutionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch dieses ist der bare Egoismus. Ersteren zerstörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerstören. Die Grundlage der menschlichen Gesellschaft wird einst eine bessere sein, und alle großen Herzen Europas sind schmerzhaft beschäftigt, diese neue bessere Basis zu entdecken.

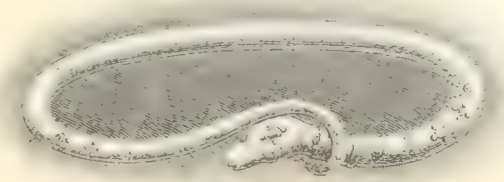
Vielleicht war es der Mißmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den sie überall hervorgrinsen sahen, was in Deutschland einige Dichter von der romantischen Schule, die es ehrlich meinten, zuerst bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Restauration des Mittelalters zu befördern. Dieses mag namentlich bei denjenigen der Fall sein, die nicht die eigentliche Coterie bildeten. Zu dieser letztern gehörten die Schriftsteller, die ich im zweiten Buche besonders abgehandelt, nachdem ich im ersten Buche die romantische Schule im Allgemeinen besprochen. Nur wegen dieser literarhistorischen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes habe ich von diesen Coteriegenossen, die in Gemeinschaft wirkten, zuerst und ganz umständlich geredet. Man wird mich daher nicht mißverstehen, wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine spätere und kärglichere Meldung geschieht. Diese drei Schriftsteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher besprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, dessen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudirt wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epische Dichter der Schule dessen Romane das ganze Publicum ansprachen. Und Herr Ludwig Uhland ist der einzige Lyriker der Schule, dessen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen sind und noch jetzt im Munde der Menschen leben.

In dieser Hinsicht verdienten die erwähnten drei Dichter einen Vorzug vor Herrn Ludwig Tieck, den ich als einen der besten Schriftsteller der Schule gepriesen habe. Herr Tieck hat nämlich, obgleich das Theater sein Steckenpferd ist und er von Kind auf bis heute sich mit dem Comödiantenthum und mit den kleinsten Details desselben beschäftigt hat, doch immer darauf verzichten müssen, jemals von der Bühne herab die Menschen zu bewegen wie es dem Zacharias Werner gelungen ist. Herr Tieck hat sich immer ein Hauspublicum halten müssen, dem er selber seine Stücke vordeclamirte und auf deren Beifallklatschen ganz sicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué von der Herzogin bis zur Wäscherin mit gleicher Lust gelesen wurde

und als die Sonne der Leihbibliotheken strahlte, war Herr Tieck nur die Astrallampe der Theegesellschaften, die angegänzt von seiner Poesie, bei der Vorlesung seiner Novellen ganz seelenruhig ihren Thee verschluckten. Die Kraft dieser Poesie mußte immer destomehr hervortreten, je mehr sie mit der Schwäche des Thees contrastirte, und in Berlin, wo man den mattesten Thee trinkt, mußte Herr Tieck als einer der kräftigsten Dichter erscheinen. Während die Lieder unseres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erschollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, ist kein einziges Lied des Herrn Tieck in unsere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck ist in unserem Ohre geblieben, das große Publicum kennt kein einziges Lied dieses großen Lyrikers.

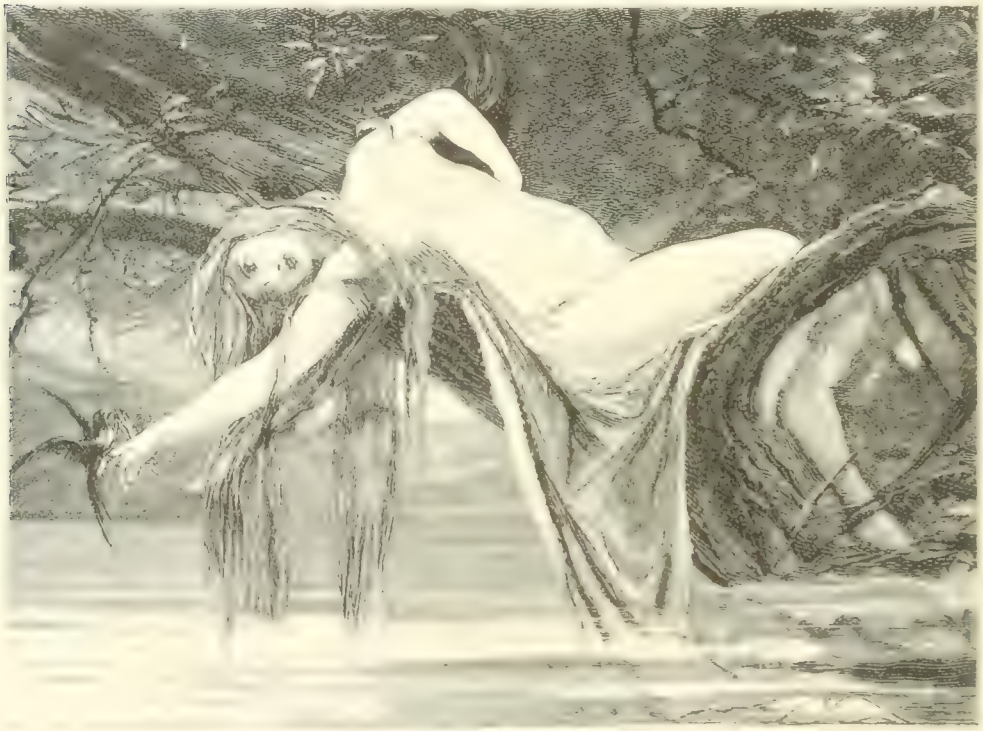
Zacharias Werner ist geboren zu Königsberg in Preußen den 18. November 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine persönliche, sondern nur eine sympathetische. Er begriff in der Ferne, was sie wollten und that sein Möglichstes, in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte sich für die Restauration des Mittelalters nur einseitig nämlich nur für die hierarchisch katholische Seite desselben begeistern; die feudalistische Seite hat sein Gemüth nicht so stark in Bewegung gesetzt. Hierüber hat uns sein Landsmann T. A. Hoffmann in den Serapionsbrüdern einen merkwürdigen Aufschluß ertheilt. Er erzählt nämlich, daß Werner's Mutter gemüthskrank gewesen und während ihrer Schwangerschaft sich eingebildet, daß sie die Muttergottes sei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geist Werner's trug nun sein ganzes Leben hindurch das Muttermal dieses religiösen Wahnsinns. Die entsetzlichste Religionsschwärmerei finden wir in allen seinen Dichtungen. Eine einzige, „Der Vierundzwanzigste Februar" ist frei davon und gehört zu den kostbarsten Erzeugnissen unserer dramatischen Literatur. Sie hat, mehr als Werner's übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthusiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatischen Werke haben den großen Haufen weniger angesprochen, weil es dem Dichter bei aller drastischen Kraft fast gänzlich an Kenntniß der Theaterverhältnisse fehlte.

Der Biograph Hoffmann's, der Herr Kriminalrath Hitzig, hat auch Werner's Leben beschrieben. Eine gewissenhafte Arbeit, für den Psychologen ebenso interessant wie für den Literarhistoriker. Wie man mir jüngst erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripathetischen Philosophinnen, die damals des Abends im brillantesten Putz die Galerien des Palais Royal durchwandelten, sein besonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein und neckten ihn und lachten über seinen komischen Anzug und seine noch komischeren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais Royal so hat sich auch Zacharias Werner späterhin sehr verändert; die letzte Lampe der Lust erlosch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sanct Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Er hatte ausgefunden, daß Alles auf Erden eitel sei. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, sei nur eine häßliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein Paar hirschlederne, nicht sehr reinliche Postillonshosen. Der Pater Zacharias kasteite sich jetzt und fastete und eiferte gegen unsere verstockte Weltlust. Verflucht ist das Fleisch! schrie er so laut und mit so grell ostpreußischem Accent, daß die Heiligenbilder in Sanct Stephan erzitterten und die Wiener Grisetten allerliebst lächelten. Außer dieser wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beständig, daß er ein großer Sünder sei.



Genau betrachtet, ist sich der Mann immer consequent geblieben, nur daß er früherhin blos besang, was er späterhin wirklich übte. Die Helden seiner meisten Dramen sind schon mönchisch entsagende Liebende, ascetische Wollüstlinge, die in der Abstinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben die durch die Marter des Fleisches ihre Genußsucht spiritualisiren, die in den Tiefen der religiösen Mystik die schauerlichsten Seligkeiten suchen heilige Roues.

Kurz vor seinem Tode war die Freude an dramatischer Gestaltung noch einmal in Werner erwacht, und er schrieb noch eine Tragödie, betitelt: „Die Mutter der Makkabäer." Hier galt es aber nicht, den profanen Lebensernst mit romantischen Späßen zu festoniren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen sind feierlich gemessen wie Glockengeläute bewegen sich langsam wie eine Charfreitagsprocession und es ist eine salbungsvolle



Legende in griechischer Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menschen hier unten; ob es den Engeln im Himmel besser gefiel, das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias starb bald darauf Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahre auf dieser sündigen Erde gewandelt.

Wir lassen ihn ruhen den Todten und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantischen Triumvirats. Es ist der vortreffliche Freiherr de la Motte Fouqué geboren in der Mark Brandenburg im Jahr 1777 und zum Professor ernannt an der Universität Halle im Jahre 1803. Früher stand er als Major im königlich preußischen Militardienst und gehört zu den Sangesbarden oder Heldensängern deren Leier und Schwert während dem sogenannten Freiheitskriege am lautesten erklang. Sein Lorbeer ist von echter Art. Er ist ein wahrer Dichter und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemeine Huldigung zu Theil, wie einst unserem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publicum der Leihbibliotheken.

Aber dieses Publicum ist immer groß genug, und Herr Fouqué kann sich rühmen, daß er der Einzige von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Classen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich in einer kleinen Harzstadt ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand, daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der „Undine" küssen könnte. — Und dieses Mädchen hatte die schönsten Lippen, die ich jemals gesehen.

Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: „Undine."

Ich weiß nicht, ob diese Novelle in's Französische übersetzt worden. Es ist die Geschichte von der schönen Wasserfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daß sie sich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt . . . aber ach! mit dieser Seele bekömmt sie auch unsere menschlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemahl wird treulos, und sie küßt ihn todt. Denn der Tod ist in diesem Buche ebenfalls nur ein Kuß.

Diese Undine könnte man als die Muse der Fouqué'schen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir, und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches Wesen.

Unsere Zeit aber stößt alle solchen Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adelige Ritter verliebt sind.

Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publicum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger.

In der That, dieser beständige Singsang von Harnischen, Turniergenossen, Burgfrauen ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube und wie der mittelalterliche Trödel sonst heißt, wurde uns endlich lästig; und als der ingeniose Hidalgo Friedrich de la Motte Fouque sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständniß der Gegenwart einbüßte, da mußten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke die er in dieser späteren Zeit schrieb, sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier auf's Höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth, sie haben weder Fleisch noch Vernunft. Seine Frauenbilder sind nur Bilder oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herab wallen über die anmuthigen Blumengesichter. Wie die Werke von Walter Scott, mahnen auch die Fouqué'schen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Gestaltung und Farbenpracht mehr unser Auge als unsere Seele ergötzen. Das sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweikämpfe, alte Trachten. Alles recht hübsch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouque's wie bei den Nachahmern des Walter Scott, ist diese Manier, statt der inneren Natur der Menschen und Dinge nur ihre äußere Erscheinung und das Costüm zu schildern, noch trübseliger ausgebildet. Diese flache Art und leichte Weise grassirt heutigen Tags in Deutschland eben so gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darstellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen sondern auch unsere modernen Zustände betreffen, so ist es doch noch immer die vorige Manier, die statt der Wesenheit der Erscheinung nur das Zufällige derselben auffaßt. Statt Menschenkenntniß bekunden unsere neueren Romanciers bloß Kleiderkenntniß, und sie fußen vielleicht auf dem Sprichwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenschreiber besonders bei den Engländern! Richardson gibt uns die Anatomie der Empfindungen, Goldsmith behandelt pragmatisch die Herzensactionen seiner Helden. Der Verfasser des „Tristram Shandy" zeigt uns die verborgensten Tiefen der Seele; er öffnet eine Luke der Seele erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradiese und Schmutzwinkel, und läßt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das seltsame Theater hineingeschaut, Beleuchtung und Perspective hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geschaut zu haben meinen, ist unser Gefühl unendlich geworden poetisch. Was Fielding betrifft, so führt er uns gleich hinter die Coulissen, er zeigt uns die falsche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpesten Springfedern der zartesten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeisterung aufblitzen wird, die Pauke worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der späterhin den gewaltigsten Donner der Leidenschaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Maschinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menschen anders erscheinen als sie wirklich sind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beispiel die Engländer wählen, da unser Goethe in seinem „Wilhelm Meister" das beste Muster eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouque'schen Romane ist Legion, er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller. „Der Zauberring" und „Thiodolph der Isländer" verdienen besonders rühmend angeführt zu werden. Seine metrischen Dramen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, enthalten große Schönheiten. Besonders „Sigurd, der Schlangentödter" ist ein kühnes Werk, worin die altskandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. Die Hauptperson des Dramas, der Sigurd, ist eine ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Muth wie hundert Löwen und soviel Verstand wie zwei Esel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahinflatternd; es sind süße lyrische Kolibris.

Der eigentliche Liederdichter aber ist Herr Ludwig Uhland, der, geboren zu Tübingen im Jahre 1787, jetzt als Advocat in Stuttgart lebt. Dieser Schriftsteller hat einen Band Gedichte zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walther von der Vogelweide und über provenzalische Troubadoure geschrieben. Es sind zwei kleine historische Untersuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien haben

„Ludwig der Baier“ und „Herzog Ernst von Schwaben“. Erstere habe ich nicht gelesen; sie ist mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süßer Hauch der Poesie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unserem Theater so viel Beifall ernten, nimmermehr angetroffen wird. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen sie hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender in's Herz. Dieses Drama, oder vielmehr dieses Lied, enthält Stellen, welche zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören. Aber das Theaterpublicum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzu bitter darob tadeln. Diese Leute haben bestimmte Bedürfnisse, deren Befriedigung sie vom Dichter verlangen. Die Producte des Poeten sollen nicht eben den Sympathien seines eignen Herzens, sondern viel eher dem Begehr des Publicums entsprechen. Dieses Letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüste, der einen Sack mit Erbsen gefunden zu haben glaubt und ihn hastig öffnet; aber ach! es sind nur Perlen. Das Publicum verspeist mit Wonne des Herrn Raupach's dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeiffer's Saubohnen; Uhland's Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzosen höchstwahrscheinlich nicht wissen, wer Madame Birch-Pfeiffer und Herr Raupach ist, so muß ich hier erwähnen, daß dieses göttliche Paar, geschwisterlich neben einander stehend wie Apoll und Diana, in den Tempeln unserer dramatischen Kunst am meisten verehrt wird. Ja, Herr Raupach ist eben so sehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeiffer der Diana vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, so ist Letztere als kaiserlich österreichische Hofschauspielerin in Wien, und Ersterer als königlich preußischer Theaterdichter in Berlin angestellt. Die Dame hat schon eine Menge Dramen geschrieben, worin sie selber spielt. Ich kann nicht umhin, hier einer Erscheinung zu erwähnen, die den Franzosen fast unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unserer Schauspieler sind auch dramatische Dichter und schreiben sich selbst ihre Stücke. Man sagt Herr Ludwig Tieck habe durch eine unvorsichtige Aeußerung dieses Unglück veranlaßt. In seinen Kritiken bemerkte er nämlich, daß die Schauspieler in einem schlechten Stücke immer besser spielen können als in einem guten Stücke. Fußend auf solchem Axiom griffen die Komödianten scharenweis zur Feder, schrieben Trauerspiele und Lustspiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal schwer zu entscheiden: dichtete der eitle Komödiant sein Stück absichtlich schlecht, um gut darin zu spielen? oder spielte er schlecht in so einem selbstverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen, das Stück sei gut? Der Schauspieler und der Dichter, die bisher in einer Art von collegialischem Verhältnisse standen (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder), traten jetzt in offene Feindschaft. Die Schauspieler suchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben, sie verständen nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verständen nichts von draſtischen Effecten und Theatercoups, wie nur der Schauspieler sie in der Praxis erlernt und sie in seinen Stücken anzubringen weiß. Die Komödianten oder, wie sie sich am liebsten nennen, die Künstler spielten daher vorzugsweise in ihren eigenen Stücken, oder wenigstens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künstler, verfertigt hatte. In der That, diese entsprachen ganz ihren Bedürfnissen; hier fanden sie ihre Lieblingscostüme, ihre fleischfarbige Tricotpoesie, ihre applaudirten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimassen, ihre Flittergold Redensarten, ihr ganzes affectirtes Kunstzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern gesprochen wird, Blumen, die nur diesem erlogenen Boden entsprossen, Früchte, die nur am Lichte der Orchesterlampe gereift, eine Natur, worin nicht der Odem Gottes, sondern des Souffleurs weht, coulissenerschütternde Tobsucht, sanfte Wehmuth mit kitzelnder Flötenbegleitung, geschminkte Unschuld mit Lasterversenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentusch u. s. w.

Solchermaßen haben die Schauspieler in Deutschland sich von den Poeten und auch von der Poesie selbst emancipirt. Nur der Mittelmäßigkeit erlauben sie noch, sich auf ihrem Gebiete zu produciren. Aber sie geben genau Acht, daß es kein wahrer Dichter ist, der im Mantel der Mittelmäßigkeit sich bei ihnen eindrängt. Wie viel Prüfungen hat Herr Raupach überstehen müssen, ehe

es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu fassen! Und noch jetzt haben sie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mal ein Stück schreibt, das nicht ganz und gar schlecht ist, so muß er aus Furcht vor dem Ostracismus der Komödianten gleich wieder ein Dutzend der allermiserabelsten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert euch über das Wort: „ein Dutzend"? Es ist gar keine Uebertreibung von mir. Dieser Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen schreiben und man bewundert diese Productivität. Aber „es ist keine Hexerei", sagt Jantjen von Amsterdam, der berühmte Taschenspieler, wenn wir seine Kunststücke anstaunen, „es ist keine Hexerei, sondern nur die Geschwindigkeit."

Daß es Herrn Raupach gelungen ist, auf der deutschen Bühne emporzukommen, hat aber noch einen besonderen Grund. Dieser Schriftsteller, von Geburt ein Deutscher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er seine Bildung, und es war die moskowitische Muse, die ihn ein geweiht in die Poesie. Diese Muse, die eingezobelte Schöne mit der holdselig aufgepülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschale der Begeisterung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen, und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit losschlug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung mußte uns nicht wenig in Verwunderung setzen. Der Mann gefiel uns gewiß nicht im civilisirten Deutschland; aber sein sarmatisch ungethümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren, verblüffte das Publicum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf seinem slavischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte, und unter dem Sattel nach echter Baschkirenweise seine dramatischen Stoffe gar ritt. Dieses fand Beifall in Berlin, wo, wie ihr wißt, alles Russische gut aufgenommen wird; dem Herrn Raupach gelang es, dort Fuß zu fassen, er wußte sich mit den Schauspielern zu verständigen und seit einiger Zeit, wie schon gesagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch Pfeiffer göttlich verehrt in dem Tempel der dramatischen Kunst. Dreißig Thaler bekömmt er für jeden Act, den er schreibt, und er schreibt lauter Stücke von sechs Acten, indem er den ersten Act den Titel „Vorspiel" gibt. Alle möglichen Stoffe hat er schon unter den Sattel seines Pegasus geschoben und gar geritten. Kein Held ist sicher vor solchem tragischen Schicksal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unterbekommen. Die Muse der deutschen Geschichte ist in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet sie mit bleichem Schmerze die edlen Kinder, die Raupach-Apollo so entsetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es sogar, Hand zu legen an die Hohenstaufen, unsere alten geliebten Schwabenkaiser! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer sie geschichtlich eingeschlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach, der sie für's Theater zurichtet. Raumer'sche Holzfiguren überzieht er mit seiner ledernen Poesie, mit seinen russischen Juchten, und der Anblick solcher Caricaturen und ihr Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat! Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten möchten. Nicht bei Immermann, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herrn Uechtritz, sondern bei dem Herrn Raupach wird die Berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herrn Raupach untersagt, einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal darnach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweisen.

Die Ideenassociation die durch Contraste entsteht ist Schuld daran daß ich indem ich von Herrn Uhland reden wollte plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch Pfeiffer gerieth. Aber obgleich dieses göttliche Paar, unsere Theater-Diana noch viel weniger als unser Theater-Apoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, so mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil sie die jetzige Bretterwelt repräsentiren. Auf jeden Fall war ich es unseren wahren Poeten schuldig, mit wenigen Worten in diesem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute sind, die bei uns die Herrschaft der Bühne usurpiren.

5.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhland'ſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich befriedigen. Aber ich bitte euch, Zeit und Ort, wo ich dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hätte ich den vortrefflichen Uhland zu

feiern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so Vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und fromme Wesen, jene Ritter, die im adligen Turnei sich hauen und stechen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minnesänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsschauern, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein, saß ich und declamirte vor mich hin das schönste aller Uhland'schen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah.
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein roth
Wie weiß die Arme dir!"

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb.
Da sah er hin, bis in der Höh'
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein."
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
Doch sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ein Geisterlaut herunterscholl:
„Ade, du Schäfer mein!"

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schlosses saß und dieses Lied declamirte hörte ich auch wohl zuweilen, wie die Nixen im Rhein der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften und das seufzte und das stöhnte aus den Fluten mit komischem Pathos:

„Ein Geisterlaut herunterscholl:
Ade du Schäfer mein!"

Ich ließ mich aber nicht stören von solchen Neckereien der Wasserfrauen, selbst wenn sie bei den schönsten Stellen in Uhland's Gedichten ironisch kicherten. Ich bezog solches Gekicher damals bescheidentlich auf mich selbst, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach und ich mit etwas erhobener Stimme declamirte, um dadurch die geheimnißvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloßtrümmer einflößten. Es ging nämlich die Sage, daß dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange seidne Schleppe vorbeirauschen zu hören und mein Herz pochte . . . Das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland" begeistert war.

Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ich habe unterdessen viel gehört und gesehen, gar viel, ich glaube nicht mehr an Menschen ohne Kopf und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth.

Das Haus worin ich eben sitze und lese liegt auf dem Boulevard Montmartre; und dort

branden die wildesten Wogen des Tages, dort kreischen die lautesten Stimmen der modernen Zeit; das lacht, das grollt das trommelt; im Sturmschritt schreitet vorüber die Nationalgarde; und Jeder spricht französisch. — Ist das nun der Ort, wo man Uhland's Gedichte lesen kann?

Dreimal habe ich den Schluß des obenerwähnten Gedichtes nur wieder vordeclamirt, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einst ergriff, wenn das Königstöchterlein stirbt und der schöne Schäfer so klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein!

„Ein Geisterlaut herunterscholl:
Ade du Schäfer mein!"

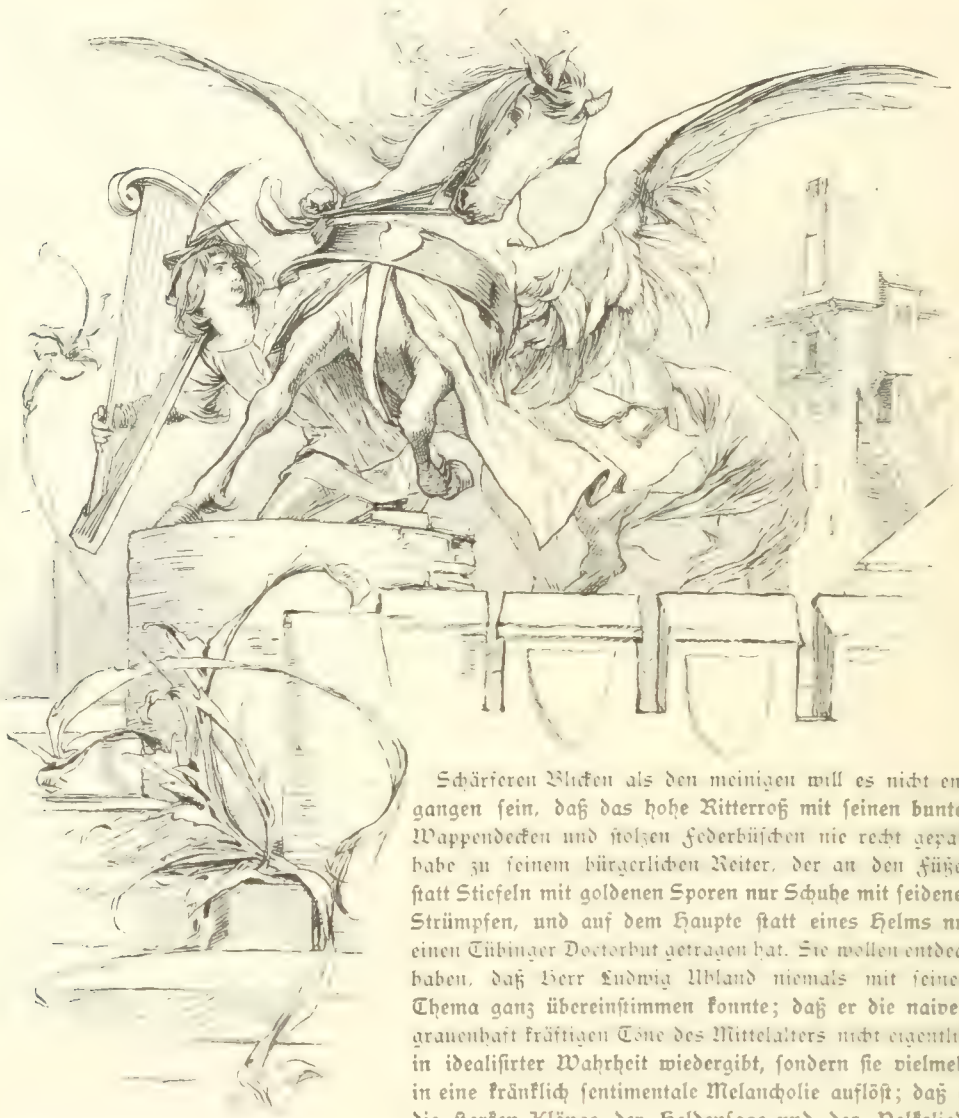
Vielleicht auch bin ich für solche Gedichte etwas kühl geworden, seitdem ich die Erfahrung gemacht, daß es eine weit schmerzlichere Liebe gibt, als die, welche den Besitz des geliebten Gegenstandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der That schmerzlicher ist es, wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Capricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt von unserem Herzen fortstoßen, und wir selber das verfluchte geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen:

„Ade, du Königstöchterlein!"

Ja, schmerzlicher als der Verlust durch den Tod ist der Verlust durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte aus wahnsinniger Leichtfertigkeit sich von uns abwendet, wenn sie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Mensch sie begleiten kann, und wenn sie dann, ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig frisirt, dem ersten besten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt ...

„Ade, du Schäfer mein!"

Vielleicht erging es Herrn Uhland selber nicht besser als uns. Auch seine Stimmung muß sich seitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er seit zwanzig Jahren keine neuen Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaubte nicht, daß dieses schöne Dichtergemüth so kärglich von der Natur begabt gewesen und nur einen einzigen Frühling in sich trug. Nein, ich erkläre mir das Verstummen Uhland's vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung gerathen sind. Der elegische Dichter, der die katholisch-feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wußte, der Ossian des Mittelalters, wurde seitdem in der würtembergischen Ständeversammlung ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit. Daß diese demokratische und protestantische Gesinnung bei ihm echt und lauter ist, bewies Herr Uhland durch die großen persönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einst den Dichterlorbeer errungen, so erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung weiter singen; und da sein Pegasus nur ein Ritterroß war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich stetig wurde, wenn es vorwärts sollte in das moderne Leben, da ist der wackere Uhland lächelnd abgestiegen, ließ ruhig absatteln und den unfügsamen Gaul nach dem Stall bringen. Dort befindet er sich noch bis auf heutigen Tag, und wie sein College, das Roß Bayard's, hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er ist todt.



Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen sein, daß das hohe Ritterroß mit seinen bunten Wappendecken und stolzen Federbüschen nie recht gepaßt habe zu seinem bürgerlichen Reiter, der an den Füßen statt Stiefeln mit goldenen Sporen nur Schuhe mit seidenen Strümpfen, und auf dem Haupte statt eines Helms nur einen Tübinger Doctorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben, daß Herr Ludwig Uhland niemals mit seinem Thema ganz übereinstimmen konnte; daß er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealisirter Wahrheit wiedergibt, sondern sie vielmehr in eine kränklich sentimentale Melancholie auflöst; daß er die starken Klänge der Heldensage und des Volkslieds in seinem Gemüthe gleichsam weich gekocht habe, um sie genießbar zu machen für das moderne Publicum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'schen Gedichte genau betrachtet, so sind es nur schöne Schatten, verkörperter Mondschein, in den Adern Milch, in den Augen süße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Vergleicht man die Uhland'schen Ritter mit den Rittern der alten Gesänge, so kommt es uns vor als bestünden sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken, statt Fleisch und Knochen. Die Uhland'schen Ritter duften daher für zarte Nasen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiserne Hosen trugen und viel fraßen und noch mehr soffen.

Aber das soll kein Tadel sein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Copie die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen, und er ließ sie freundlich zurückspiegeln von der

dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besonderen Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber selbst in der mattesten Beschwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Partei gefaßt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns diese Geisterstimmen selbst in ihrem schwächsten Nachhall. Und es ist leicht begreiflich, daß die Balladen und Romanzen unseres vortrefflichen Uhland's nicht bloß bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den schönsten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um sie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden, die nicht mehr von den Erinnerungen des sogenannten Freiheitskrieges zehren. Jene älteren Patrioten müssen an der Uhland'schen Muse das süßeste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhland's Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhland's Gedichte anschafften. Sie fanden darin Lieder, die selbst Max von Schenkendorf und Herr Ernst Moritz Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhland'schen Gedichte:

„Vorwärts! fort und immer fort.
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das stolze Wort
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewaltiges Oesterreich!
Vorwärts! thut's den Andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall!
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhland's Gedichten den Geiſt ihrer Zeit auf's Koſtbarſte aufbewahrt, und nicht blos den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentirt eine ganze Periode, und er repräſentirt ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumiren. Der Ton, der in den Uhland'ſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und Mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort, wo ich noch Manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Aehnlichkeit mit Herrn Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterſcheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter iſt der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er ſeinem Roman „Ahnung und Gegenwart" eingewebt hat, laſſen ſich von den Uhland'ſchen gar nicht unterſcheiden, und zwar von den beſten derſelben. Der Unterſchied beſteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfriſche und der kryſtallhafteren Wahrheit der Eichendorff'ſchen Gedichte. Herr Juſtinus Kerner, der faſt gar nicht bekannt iſt, verdient hier ebenfalls eine preiſende Erwähnung; auch er dichtete in derſelben Tonart und Weiſe die wackerſten Lieder; er iſt ein Landsmann des Herrn Uhland. Daſſelbe iſt der Fall bei Herrn Guſtav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den ſchwäbiſchen Gauen hervorgeblüht und uns noch jährlich mit hübſchen und duftenden Liedern erquickt. Beſonderes Talent beſitzt er für die Ballade, und er hat die heimiſchen Sagen in dieſer Form auf's Erfreuſamſte beſungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in ſeiner heiterſten Jugendfülle entriſſen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutſchen Volksliedes klingt er ganz zuſammen mit Herrn Uhland; mich will es ſogar bedünken, als ſei er in ſolchem Gebiete manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geiſt der alten Liedesform und brauchte ſie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Uebergänge und ein verſtändiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen iſt, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhland's, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus' „Urania". Daß Herr Clemens Brentano ſeine meiſten Lieder in derſelben Tonart und Gefühlsweiſe, wie Herr Uhland gedichtet hat, verſteht ſich von ſelbſt; ſie ſchöpften beide aus derſelben Quelle dem Volksgeſange und bieten uns denſelben Trank; nur die Trinkſchale, die Form, iſt bei Herrn Uhland gründeter. Von Adalbert von Chamiſſo darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenoſſe der romantiſchen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieſes Mannes ſich in der letzten Zeit ſo wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, ſich als einen der eigenthümlichſten und bedeutendſten modernen Dichter geltend

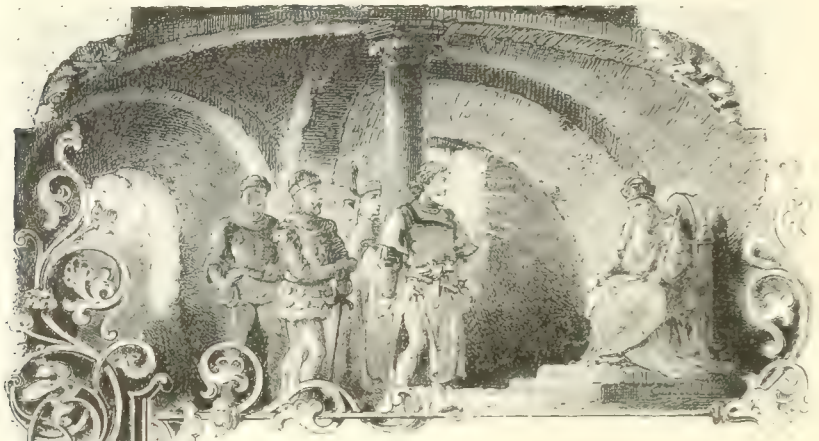
machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns aus den Uhland'schen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmuth, dieselbe Thräne . . . Chamisso's Thränen sind vielleicht rührender weil sie gleich einem Quell der aus dem Felsen springt aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in südlichen Versarten geschrieben, sind ebenfalls den Sonetten Assonanzen und Ottaverime seiner Mitschüler von der romantischen Schule auf's Innigste verwandt, und man kann sie nimmermehr, sowohl der Form als des Tones nach, davon unterscheiden. Aber, wie gesagt, die meisten jener Uhland'schen Zeitgenossen, mitsammt ihren Gedichten gerathen in Vergessenheit; Letztere findet man nur noch mit Mühe in verschollenen Sammlungen wie der „Dichterwald", die „Sängerfahrt", in einigen Frauen- und Musen-Almanachen, die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitschriften namentlich in Achim von Arnim's „Trost einsamkeit" und in der „Wünschelruthe", redigirt von Heinrich Straube und Rudolph Christiani, in den damaligen Tagesblättern, und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland ist nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder sonst so einer, aus deren Individualität ein besonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenossen einen bestimmten Wiederhall fand. Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben so herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlandes, und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemüthes. In ihm resumiren sich die meisten seiner lyrischen Gespielen von der romantischen Schule, die das Publicum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns auf immer von ihm zu trennen.

Ach! nicht aus leichtfertiger Lust, sondern dem Gesetze der Nothwendigkeit gehorchend, setzt sich Deutschland in Bewegung . . . Das fromme, friedsame Deutschland! . . . es wirft einen wehmüthigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter sich läßt, noch einmal beugt es sich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhland's Gedichten so sterbebleich anschaut, und es nimmt Abschied mit einem Kusse. Und noch einen Kuß, meinetwegen sogar eine Thräne! Aber laßt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung . . .

Vorwärts, fort und immer fort,
Frankreich rief das stolze Wort:
Vorwärts!



Als nach langen Jahren Kaiser Otto III an das Grab kam, wo Carls Gebeine bestattet ruhten, trat er mit zwei Bischöfen und dem Grafen von Laumel der dieses Alles berichtet hat in die Höhle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte, sondern saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handschuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbohrt und waren herausgewachsen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk sehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, mußte eine Oeffnung gebrochen werden; sobald man hineingelangt war, spürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten sogleich die Knie, und erwiesen dem Todten Ehrerbietung. Kaiser Otto legte ihm ein weißes Gewand an beschnitt ihm die Nägel und ließ alles Mangelhafte ausbessern. Von den Gliedern war nichts verfault außer von der Nasenspitze fehlte etwas; Otto ließ sie von Gold wieder herstellen. Zuletzt nahm er aus Carls Mund einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. Nachts darauf soll ihm im Traume Carl erschienen sein und verkündet haben daß Otto nicht alt werden und keinen Erben hinterlassen werde.

Solchen Bericht geben uns die „deutschen Sagen". Es ist dies aber nicht das einzige Beispiel der Art. So hat auch euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen lassen um selber zu sehen ob dieser Held von so riesenhafter Gestalt gewesen, wie die Dichter rühmen. Dieses geschah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebastian von Portugal ließ die Grüfte seiner Vorfahren öffnen und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog.

Sonderbar schauerliche Neugier, die oft die Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen! Es geschieht dieses zu außerordentlichen Perioden, nach Abschluß einer Zeit, oder kurz vor einer Katastrophe. In unseren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erscheinung erlebt; es war ein großer Souverän, das französische Volk welcher plötzlich die Lust empfand das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längst verschütteten verschollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die mit Spaten und Brecheisen schnell bei der Hand waren, um den alten Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren, der als gothisches haut-goût diejenigen Nasen, die für Rosenöl blasirt sind, sehr angenehm kitzelte. Die französischen Schriftsteller knieten vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere schnitt ihm die Nägel, ein Dritter setzte ihm eine neue Nase an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausrissen, Alles wie Kaiser Otto.

Ob der Geist des Mittelalters diesen Zahnausreißern im Traume erschienen ist und ihrer ganzen romantischen Herrschaft ein frühes Ende prophezeit hat, das weiß ich nicht. Ueberhaupt ich erwähne dieser Erscheinung der französischen

Literatur nur aus dem Grunde, um bestimmt zu erklären, daß ich weder direct noch indirect eine Befehdung derselben im Sinne habe, wenn ich in diesem Buche eine ähnliche Erscheinung, die in Deutschland stattfand, mit etwas scharfen Worten besprochen. Die Schriftsteller, die in Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus diesen Blättern ersehen wird, und die Wirkung, die sie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes. Die französischen Schriftsteller hatten nur artistische Interessen, und das französische Publicum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die Meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, um sich ein interessantes Costüm für den Carneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war in Frankreich eben nur eine Mode, und sie diente nur dazu, die Lust der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abschneiden mitsammt den mitteralterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutschland ist das anders. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei euch, gänzlich todt und verwest ist. Das deutsche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem bösen Gespenste belebt, und tritt am hellen, lichten Tage in unsere Mitte, und saugt uns das rothe Leben aus der Brust . . .

Ach! seht ihr nicht, wie Deutschland so traurig und bleich ist? zumal die deutsche Jugend, die noch unlängst so begeistert emporjubelte? Seht ihr nicht, wie blutig der Mund des bevollmächtigten Vampyrs, der zu Frankfurt residirt, und dort am Herzen des deutschen Volkes so schauerlich langsam und langweilig saugt?

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion desselben eine ganz besondere Anwendung. Loyalität erfordert, daß ich eine Partei, die man hier zu Lande die fromme nennt, auf's Allerbestimmteste von jenen deplorablen Gesellen, die in Deutschland diesen Namen führen, unterscheide. Nur von Letzteren habe ich in diesen Blättern gesprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu gelinde dünken. Es sind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Gesindel, heuchlerisch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit. Das zischelt in Berlin, das zischelt in München, und während du auf den Boulevard Montmartre wandelst, fühlst du plötzlich den Stich in der Ferse. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es ist die Partei der Lüge, es sind die Schergen des Despotismus, die Restauratoren aller Misère, aller Greuel und Narrethei der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verschieden ist jene Partei, die man hier die fromme nennt, und deren Häupter zu den talentreichsten Schriftstellern Frankreichs gehören. Wenn sie auch nicht eben unsere Waffenbrüder sind, so kämpfen wir doch für dieselben Interessen, nämlich für die Interessen der Menschheit. In der Liebe für dieselbe sind wir einig; wir unterscheiden uns nur in der Ansicht dessen, was der Menschheit frommt. Jene glauben, die Menschheit bedürfe nur des geistlichen Trostes, wir hingegen sind der Meinung, daß sie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene, die fromme Partei in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, sich als die Partei der Vergangenheit, als die Restauratoren des Glaubens derselben ankündigt, müssen wir sie gegen ihre eigne Aussage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat die Confessionen in Frankreich so gründlich ecrasirt, daß fast gar keine lebendige Spur davon übriggeblieben, und daß derjenige, welcher dieselben in Frankreich wieder herstellen will, gleichsam ganz neue Bekenntnisse predigt. Unter Frankreich verstehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, ist eine eben so gleichgiltige Sache, als was unsere Beine denken; der Kopf ist der Sitz unserer Gedanken. Man sagte mir, die Franzosen in der Provinz seien gute Christen; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menschen, welche ich in der Provinz fand, sahen Alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptstadt auf der Stirne geschrieben trugen. Die Frauen dort suchen vielleicht Trost im Christenthum, weil sie nicht in Paris leben können. In Paris selbst hat das Christenthum seit der Revolution nicht mehr existirt, und schon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es trauernd, das Christenthum, wie eine Verbannte, und eilte

dann und wann emſig hervor, wenn es ein Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge bergen konnte. Ja, nur zu zwei Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, kam der Franzoſe in die confeſſionelle Obſorge; während der ganzen Zwiſchenzeit war er frei und dachte nicht an rituelle Gebräuche. Aber heißt das eine Herrſchaft des Cultus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Carl X. durch den Reiz der Neuheit auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der confeſſionelle Ritus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Ueberraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die claſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolg gepredigt worden, daß die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Handeln wie im Gedanken ganz heidniſch coſtümirt waren. Während der Revolution blühte die claſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antike Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen, und dieſer reſumirte ſich in dem heiligen Namen „Napoleon!“ Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher ſagt, das franzöſiſche Volk ſei irreligiös, weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muß vielmehr ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daß ſie jetzt an einen Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muß ſagen, die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daß ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letztere Punkt iſt zweifelhaft; ſo viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe, man wird dieſe Bemerkungen nicht mißverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen, den Leſer dieſes Buches vor einem argen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 214) in Betreff des großen Eklektikers entschlüpft sind, ganz mißverstanden werden. Wahrlich, fern ist von mir die Absicht, Herrn Victor Cousin zu verkleinern. Die Titel dieses berühmten Philosophen verpflichten mich sogar zu Preis und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und seine geistreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs. Dabei ist er ein liebendes Gemüth, und er liebt nicht die banalen Gegenstände, die jeder Franzose lieben kann, z. B. den Napoleon, er liebt nicht einmal den Voltaire, der schon minder leicht zu lieben ist . . . nein, des Herrn Cousin's Herz versucht das Schwerste: er liebt Preußen. Ich wäre ein Bösewicht, wenn ich einen solchen Mann verkleinern wollte, ich wäre ein Ungeheuer von Undankbarkeit . . . denn ich selber bin ein Preuße. Wer wird uns lieben, wenn das große Herz eines Victor Cousin nicht mehr schlägt?

Ich muß wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthusiasmus verleiten könnten, gewaltsam unterdrücken. Ich möchte nämlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Cousin ist sehr einflußreich im Staate durch seine Stellung und Zunge. Diese Rücksicht könnte mich sogar bewegen, ebenso freimüthig seine Fehler wie seine Tugenden zu besprechen. Wird er selber dieses mißbilligen? Gewiß nicht! Ich weiß, daß man große Geister nicht schöner ehren kann, als indem man ihre Mängel ebenso gewissenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Hercules besingt, muß man auch erwähnen, daß er einmal die Löwenhaut ablegt und am Spinnrocken gesessen; er bleibt ja darum doch immer ein Hercules! Wenn wir eben solche Umstände von Herrn Cousin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Cousin, wenn er auch zuweilen schwatzend am Spinnrocken saß, so hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Hercules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen schmeichelhaften Unterschieds erwähnen. Das Volk hat nämlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeschrieben, die von verschiedenen seiner Zeitgenossen vollbracht worden; die Werke des Herrn Cousin sind aber so kolossal, so erstaunlich, daß das Volk nie begriff, wie ein einziger Mensch dergleichen vollbringen konnte, und es entstand die Sage, daß die Werke, die unter dem Namen dieses Herrn erschienen sind, von mehreren seiner Zeitgenossen herrühren.

So wird es auch einst Napoleon gehen; schon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger

Held so viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Cousin schon jetzt nachsagt, daß er fremde Talente zu exploitiren und ihre Arbeiten als die seinigen zu publiciren gewußt, so wird man einst auch von dem armen Napoleon behaupten, daß nicht er selber, sondern Gott weiß wer vielleicht gar Herr Sebastiani, die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht blos durch ihre Thaten, sondern auch durch ihr persönliches Leben. In dieser Beziehung muß man Herrn Cousin ganz unbedingt loben. Hier erscheint er in seiner tadellosesten Herrlichkeit. Er wirkte durch sein eignes Beispiel zur Zerstörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meisten seiner Landsleute davon abgehalten hat, sich dem Studium der Philosophie, der wichtigsten aller Bestrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrschte nämlich die Meinung, daß man durch das Studium der Philosophie für das praktische Leben untauglich werde, daß man durch metaphysische Speculationen den Sinn für industrielle Speculationen verliere, und daß man, allem Aemterglanz entsagend, in nawer Armuth und zurückgezogen von allen Intriguen leben müsse, wenn man ein großer Philosoph werden wolle. Diesen Wahn der so viele Franzosen von dem Gebiete des Abstracten fernhielt, hat nun Herr Cousin glücklich zerstört, und durch sein eignes Beispiel hat er gezeigt, daß man ein unsterblicher Philosoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair de France werden kann.

Freilich, einige Voltairianer erklären dieses Phänomen aus dem einfachen Umstande, daß von jenen zwei Eigenschaften des Herrn Cousin nur die letztere constatirt sei. Gibt es eine liebloſere, unchristlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer ist dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann ist aber jemals der Persiflage seiner Zeitgenossen entgangen? Haben die Athener mit ihren attischen Epigrammen den großen Alexander verschont? Haben die Romer nicht Spottlieder auf Cäsar gesungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herrn Cousin trifft dasselbe Schicksal welches schon Alexander Cäsar und Friedrich getroffen und noch viele andere große Männer mitten in Paris treffen wird. Je größer der Mann desto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge sind schon schwerer zu treffen.

Die Masse aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, ist von ernsthafter Natur, es ist abgeneigt jedem boshaften Salonwitz und große Erscheinungen erklärt es in tiefsinnig mystischer Weise. Alle seine Auslegungen tragen einen poetischen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganini's erstaunliches Violinspiel sucht das Volk dadurch zu erklären daß dieser Musiker aus Eifersucht seine Geliebte ermordet, deshalb lange Jahre im Gefängnisse zugebracht dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine besessen und, indem er sich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchste Meisterschaft auf diesem Instrumente erlangt habe. Die philosophische Virtuosität des Herrn Cousin sucht das Volk in ähnlicher Weise zu erklären, und man erzählt, daß einst die deutschen Regierungen unseren großen Eklektiker für einen Freiheitsheiden angesehen und festgesetzt haben daß er im Gefängnisse kein anderes Buch außer Kant's Kritik der reinen Vernunft zu lesen bekommen, daß er aus langer Weile beständig darin studirt, und daß er dadurch jene Virtuosität in der deutschen Philosophie erlangte, die ihm späterhin in Paris so viele Applaudissements erwarb als er die schwierigsten Passagen derselben öffentlich vortrug.

Dieses ist eine sehr schöne Volkssage, märchenhaft, abenteuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Beor's, von Quasar dem Weisen, von Buddah und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Cousin eine symbolische Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herrn Cousin nicht mehr ein wirkliches Individuum sehen, sondern nur die Personification des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker sitzend, Trost sucht in der Weisheit, in der Kritik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche sieht vielleicht in ihm eine Allegorie seiner Zeit selbst, einer Zeit, wo die Kritik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker saß.

Was nun wirklich diese Gefangenschaftsgeschichte des Herrn Cousin betrifft: so ist sie keineswegs ganz allegorischen Ursprungs. Er hat in der That einige Zeit der Demagogie verdächtig in einem deutschen Gefängnisse zugebracht, ebenso

gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daß aber Herr Cousin dort in seinen Mußestunden Kant's Kritik der reinen Vernunft studirt habe, ist aus drei Gründen zu bezweifeln. Erstens dieses Buch ist auf Deutsch geschrieben. Zweitens, man muß Deutsch verstehen, um dieses Buch lesen zu können. Und drittens Herr Cousin versteht kein Deutsch.

Ich will dieses, bei Leibe! nicht in tadelnder Absicht gesagt haben. Die Größe des Herrn Cousin tritt um so greller in's Licht, wenn man sieht, daß er die deutsche Philosophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verstehen, worin sie gelehrt wird. Dieser Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menschen, die wir nur mit großer Mühe diese Philosophie verstehen, obgleich wir mit der deutschen Sprache von Kind auf ganz vertraut sind! Das Wesen eines solchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; das sind jene intuitive Naturen, denen Kant das spontaneische Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuschreibt im Gegensatz zu uns gewöhnlichen analytischen Naturen, die wir erst durch ein Nacheinander und durch Combination der Einzeltheile die Dinge zu begreifen wissen. Kant scheint schon geahnt zu haben, daß einst ein solcher Mann erscheinen werde, der sogar seine Kritik der reinen Vernunft durch bloße intuitive Anschauung verstehen wird, ohne discursiv analytisch Deutsch gelernt zu haben. Vielleicht aber sind die Franzosen überhaupt glücklicher organisirt wie wir Deutschen und ich habe bemerkt, daß man ihnen von einer Doctrin, von einer gelehrten Untersuchung, von einer wissenschaftlichen Ansicht nur ein Weniges zu sagen braucht, und dieses Wenige wissen sie so vortrefflich in ihrem Geiste zu combiniren und zu verarbeiten, daß sie alsdann die Sache noch weit besser verstehen wie wir selber, und uns über unser eignes Wissen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als seien die Köpfe der Franzosen ebenso wie ihre Kaffeehäuser, inwendig mit lauter Spiegeln versehen so daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, sich dort unzähligemal reflectirt; eine optische Einrichtung, wodurch sogar die engsten und dürftigsten Köpfe sehr weit und strahlend erscheinen. Diese brillanten Köpfe, ebenso wie die glänzenden Kaffeehäuser, pflegen einen armen Deutschen, wenn er zuerst nach Paris kömmt, sehr zu blenden.

Ich fürchte ich komme aus den süßen Gewässern des Lobes unversehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin, den Herrn Cousin wegen eines Umstandes bitter zu tadeln: nämlich Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, er ist ungerecht gegen sich selber, er verleumdet sich selber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel Allerlei entlehnt. Gegen diese Selbstanschuldigung muß ich Herrn Cousin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewissen! dieser ehrliche Mann hat aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeste gestohlen, und wenn er als ein Andenken von diesen Beiden Etwas mit nach Hause gebracht hat, so war es nur ihre Freundschaft. Das macht seinem Herzen Ehre. Aber von solchen falschlichen Selbstanklagen gibt es viele Beispiele in der Psychologie. Ich kannte einen Mann der von sich selber aussagte er habe an der Tafel des Königs silberne Löffel gestohlen; und doch wußten wir Alle, daß der arme Teufel nicht betrabig war, und sich dieses Löffeldiebstahls anklagte, um uns glauben zu machen, er sei im Schlosse zu Gaste gewesen.

Nun, Herr Cousin hat in der deutschen Philosophie immer das höchste Gebot befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffel voll von Idee eingesteckt. Alle Zeugenaussagen stimmen darin überein, daß Herr Cousin in dieser Beziehung, ich sage: in dieser Beziehung, die Ehrlichkeit selbst sei. Und es sind nicht blos seine Freunde, sondern auch seine Gegner, die ihm dieses Zeugniß geben. Ein solches Zeugniß enthalten z. B. die Berliner Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik von diesem Jahre, und da der Verfasser dieser Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und seine Worte also desto unverdächtiger sind, so will ich sie später in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt, einen großen Mann von einer schweren Anklage zu befreien, und nur deshalb erwähne ich das Zeugniß der Berliner Jahrbücher, die freilich durch einen etwas spöttischen Ton, womit sie von Herrn Cousin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich schon gezeigt in diesen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Hercules, Napoleon Alexander, Cäsar Friedrich Orpheus, Bileam

dem Sohne Voor's, Quaser dem Weisen, Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der Erste, der diesen großen Namen auch den Namen Cousin beigesellt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! werden freilich seine Feinde sagen, seine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen nichts heilig ist, die keine Religion haben, und die nicht einmal an Herrn Cousin glauben. Aber es wird nicht das erstemal sein, daß eine Nation erst durch einen Fremden ihre großen Männer schätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienst um Frankreich daß ich den Werth des Herrn Cousin für die Gegenwart und seine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn schon bei Lebzeiten poetisch ausgeschmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt, wie er sich allmälig in's Sagenhafte verliert, und wie einst eine Zeit kommt, wo der Name Victor Cousin eine Mythe sein wird. Jetzt ist er schon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

O ihr Verlästerer des Thrones und des Altars, ihr Bösewichter, die ihr wie Schiller singt, das „Glänzende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen pflegt", ich prophezeie euch, daß das Renommée des Herrn Cousin, wie die französische Revolution die Reise um die Welt macht! — Ich höre wieder boshaft hinzusetzen: In der That, das Renommée des Herrn Cousin macht eine Reise um die Welt, und von Frankreich ist es bereits abgereist.

Deutschland II.

Geschrieben im Winter
1855-54.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter schrieb ich, um sie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne" einzuverleiben. Voraussetzend, daß ihr Inhalt auch die Aufmerksamkeit des heimischen Publicums in Anspruch nehmen dürfte, veröffentliche ich diese Geständnisse ebenfalls in deutscher Sprache, und zwar noch vor dem Erscheinen der französischen Version. Zu dieser Vorsicht zwingt mich die Fingerfertigkeit sogenannter Uebersetzer, die, obgleich ich jüngst in deutschen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch sich nicht entblödeten, aus einer Pariser Zeitschrift den bereits in französischer Sprache erschienenen Anfang meines Werkes aufzuschnappen und als besondere Broschüre verdeutscht herauszugeben, solchermaßen nicht blos die literarische Reputation, sondern auch die Eigenthumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der sich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während Jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen ebenso mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besonderen Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläufig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich sehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand sich nur ein einziger Franzose und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die einst dem deutschen Reich entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographischen Weise des Leporello eine illustrirte Liste von den respectiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle civilisirten Länder darin zahlreich genug repräsentirt werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet, und ich könnte davon ein Lied singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!"

Charakteristisch ist es, daß unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal Derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun: in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direction einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Uebersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, so daß ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lectüre lachend ausrufen konnte: „Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt."

Geschrieben zu Paris im März 1854.

Ein geistreicher Franzose — vor einigen Jahren hätten diese Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einst einen Romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geist ist, und so boshaft die Benennung war, hat sie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie ist treffend. Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödtlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war das „letzte neue Waldlied der Romantik", und ich bin ihr letzter Dichter, mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literarhistorikern zugeschrieben. Es

ziemt mir nicht, mich hierüber weitläuftig auszulaſſen, aber ich darf mit gutem Fuge ſagen daß ich in der Geſchichte der deutſchen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus dieſem Grunde hätte ich in meinem Buche „De l'Allemagne", wo ich jene Geſchichte der romantiſchen Schule ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen ſuchte, eine Beſprechung meiner eigenen Perſon liefern müſſen. Indem ich dieſes unterließ, entſtand eine Lacune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfaſſung einer Selbſtcharakteriſtik wäre nicht blos eine ſehr verfängliche, ſondern ſogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute das ich von mir zu ſagen wüßte drall hervorhübe und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewußt bin vor aller Welt zur Schau ſtellte. — Und dann, mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem letztern der ſich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als daß er ſich gute Eigenſchaften oder ſchöne Handlungen fälſchlich zuſchriebe er erfindet vielmehr die abſcheulichſten Dinge zu ſeiner eigenen Verunglimpfung. Verleumdete er ſich etwa ſelbſt, um mit deſto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andere, z. B. meinen armen Landsmann Grimm verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntniſſe, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt iſt, die Schmachgeſchichten, die über uns im Umlauf ſind, uns nur dann ſehr ſchmerzhaft zu berühren pflegen wenn ſie Wahrheit enthalten während unſer Gemüth minder ververdrießlich davon verletzt wird, wenn ſie nur eitel Erfindniſſe ſind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht geſtohlen das einer unſchuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienſt koſtete; er hatte gewiß kein Talent zum Stehlen, er war viel zu blöde und täppiſch, er, der künftige Bär der Ermitage. Er hat vielleicht eines andern Vergehens ſich ſchuldig gemacht aber es war kein Diebſtahl. Auch er hat ſeine Kinder nicht in's Findelhaus geſchickt, ſondern nur die Kinder von Mademoiſelle Thereſe Levaſſeur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutſchen Pſychologen auf eine Stelle der Confeſſionen aufmerkſam, woraus beſtimmt zu deduciren war, daß Rouſſeau nicht der Vater jener Kinder ſein konnte; der eitle Brummbär wollte ſich lieber für einen barbariſchen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterſchaft unfähig geweſen zu ſein. Aber der Mann, der in ſeiner eigenen Perſon auch die menſchliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unſere Erbſchwäche, die darin beſteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erſcheinen wollen, als wir wirklich ſind. Sein Selbſtporträt iſt eine Lüge, bewunderungswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aſchantis, von welchem ich jüngſt in einer afrikaniſchen Reiſebeſchreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher und das naive Wort dieſes Negerfürſten, welches die oben angedeutete, menſchliche Schwäche ſo ſpaßhaft reſumirt, will ich hier mittheilen. Als nämlich der Major Bowditſch in der Eigenſchaft eines Miniſterreſidenten von dem engliſchen Gouverneur des Caps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigſten Monarchen Südafrikas geſchickt ward, ſuchte er ſich die Gunſt der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer ſchwarzen Haut mitunter außerordentlich ſchön waren, dadurch zu erwerben, daß er ſie porträtirte. Der König, welcher die frappante Aehnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls conterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als dieſer zu bemerken glaubte, daß der König, der oft aufgeſprungen war, um die Fortſchritte des Porträts zu beobachten, in ſeinem Antlitze einige Unruhe und die grimaſſirende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunſch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch ſo lange in Seine Majeſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kundzugeben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daß er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publicum in einer anderen Farbe erſcheinen als die in

womit uns die Fatalität angestrichen hat. Gottlob, daß ich dieses begreife und ich werde mich daher hüten, hier in diesem Buche mich selbst abzuconterfeien. Doch der Lacune, welche dieses mangelnde Porträt verursacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen suchen, indem ich hier genugsam Gelegenheit finde, meine Persönlichkeit so bedenklich als möglich hervortreten zu lassen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe gestellt, hier nachträglich die Entstehung dieses Buches und die philosophischen und religiösen Variationen, die seit seiner Abfassung im Geiste des Autors vorgefallen, zu beschreiben, zu Nutz und Frommen des Lesers dieser neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne".

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenschen nicht zu sehr anschwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wisse, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von anderer Farbe bespreche.

Ich ertheilte meinem Buche denselben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denselben Gegenstand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemischer Absicht. Daß eine solche mich leitete, verleugne ich keineswegs; doch indem ich von vorn herein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, daß das Genie kein Geschlecht habe, so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certificat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Aeußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Consul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, daß der dienstthuende Huissier ihr versicherte nach strenger Weisung Niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser Letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden ließ, daß er die verehrte Dame nicht empfangen könne, sintemal er sich eben im Bade befände, soll dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daß solches kein Hinderniß wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr sein, so bleibt sie doch gut erfunden. Sie schildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse. Aber als sie einst, in Erwartung eines Compliments, an den Kaiser die Frage richtete, welche Frau er für die größte seiner Zeit halte, antwortete jener: „Die Frau welche die meisten Kinder zur Welt gebracht."

Das war nicht galant, wie denn nicht zu leugnen ist, daß der Kaiser den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten ausübte, welche die Französinnen so sehr lieben. Aber diese Letztern werden nie durch taktloses Benehmen irgend eine Unartigkeit selbst hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieser Gelegenheit bewies daß sie trotz ihrer physischen Beweglichkeit, von einer gewissen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daß sie mit all ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete, that sie, was die Frauen in solchen Fällen zu thun pflegen sie erklärte sich gegen den Kaiser, raisonnirte gegen seine brutale und ungalante Herrschaft, und raisonnirte so lange, bis ihr die Polizei den Laufpaß gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutschland wo sie Materialien sammelte zu dem berühmten Buche das den deutschen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern sollte, im Gegensatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte sie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten Namens August Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Gesichtsbein. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete sie auf ihrer Reise durch alle Dachstuben der deutschen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgestülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unsere Literaten gleichsam geistig die Revue passiren, und parodirte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieser die Leute mit einem: „Wie alt sind Sie? wie viel Kinder haben Sie? wie viel Dienstjahre?" u. s. w. anfing so fing Jene unsere Gelehrten: „Wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner?" und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mameluck Auguste Wilhelm Schlegel ihr Antlitz hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel sie bei uns machte, und Schriften, die erst unlängst erschienen, z. B. die Memoiren der Caroline Pichler die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugnisse von Eckermann schildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns schon genug Tribulationen verursachte. Es war geistige Einquartierung, die zunächst auf die Gelehrten fiel. Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz besonders zufrieden war, und die ihr persönlich durch den Schnitt ihres Gesichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichsam das Kreuz der Légion d'honneur, in ihrem Buche „De l'Allemagne" erwarten. Dieses Buch macht auf mich immer einen eben so komischen wie ärgerlichen Eindruck. Hier sehe ich die passionirte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich sehe wie dieser Sturmwind in Weibskleidern durch unser ruhiges Deutschland fegte, wie sie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!" Sie hatte sich in Frankreich echauffirt und kam nach Deutschland, um sich bei uns abzukühlen. Der keusche Hauch unserer Dichter that ihrem heißen, sonnigen Busen so wohl! Sie betrachtete unsre Philosophen wie verschiedene Eissorten, und verschluckte Kant als Sorbet von Vanille Fichte als Pfirsiche Schelling als Ananas! „O wie hübsch kühl ist es in euren Wäldern!" — rief sie beständig — „welcher erquickender Veilchengeruch! wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes, tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbniß, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac."

Die gute Dame sah bei uns nur, was sie sehen wollte; ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten. Sie sah bei uns überall nur was sie sehen wollte und hörte nur was sie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hatte sie doch nur so wenig, und nie das Wahre, einestheils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren kindischen Fragen unsere bedeutendsten Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen discutirte. — „Was ist ein Geist?" sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihre dickfleischige Hand auf seine schmalen, zitternden Schultern legte. „Ach," schrieb sie dann „wie interessant ist dieser Bouterwek! Wie der Mann die Augen verdreht! Das ist nur so passirt mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!" Sie sieht überall deutschen Spiritua

lismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſere Zuchthäuſer, unſere Bordelle, unſere Kaſernen — man ſollte glauben, daß jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haß gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches „De l'Allemagne", und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daß das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der directeſte Angriff, denn nichts ver-

wundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaßt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen viel verzeihen, denn ſie lieben viel, und ſogar Viele. Ihr Haß iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andere auf einen Mann gerichtet, und dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftſteller haben ebenfalls unſere vorgefaßten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Cancan, der Klüngel, den ſie auch

in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist, als die roheste Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle passive Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, daß sie uns dadurch noch weit sicherer schaden, als durch entschiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: „La femme est un être dangereux."

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die schönen nicht so gefährlich sind, als die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn Jene sind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die Andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei; aber eine Schönheit ist ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieses Manöver machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Sie hatte in der That sehr schöne Hände, wie man mir sagt, und auch die schönsten Arme, die sie immer nackt sehen ließ, gewiß, die Venus von Milo hatte keine so schönen Arme aufzuweisen. Ihre Zähne überstrahlten an Weiße das Gebiß der kostbarsten Rosse Arabiens. Sie hatte sehr große schöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln soll sehr holdselig gewesen sein. Häßlich war sie also nicht. Keine Frau ist häßlich — so viel läßt sich aber mit Fug behaupten: Wenn die schöne Helena von Sparta so ausgesehen hätte, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte sich, wie oben gesagt, gegen den großen Kaiser erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben; sie suchte ihn auch durch nicht literarische Waffen zu befehden: sie war einige Zeit die Seele aller jener aristokratischen und fanatischen Intriguen, die der Coalition gegen Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte sie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh u. s. w. dem großen Kaiser sein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Hasses rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiser unterlag, zog Frau von Staël siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne" und in Begleitung von einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine pompöse Illustration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illustrirt durch lebendige Figuren, mußte das Werk sehr an Authenticität gewinnen, und man konnte sich hier durch den Augenschein überzeugen, daß der Autor uns Deutsche und unsre vaterländischen Tugenden sehr treu geschildert hatte. Welches köstliche Titelkupfer war jener alte Feldherr, diese Spielratte, dieser trockene Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben a u s h a u e n zu lassen. Auch unsern A. W. v. Schlegel brachte Frau von Staël mit nach Paris, und das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais Royal lachend einherliefen. Zu den interessanten Figuren, welche sich damals in ihren deutschen Costümen den Parisern vorstellten, gehörten auch die Herren Gottes-Jahn und Ernst Moritz Arndt, die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in seinem Buche „Menzel, der Franzosenfresser" diesen Namen ertheilt hat. Besagter Menzel ist keineswegs, wie einige glauben, eine fingirte Personnage, sondern er hat wirklich in Stuttgart existirt oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzosen abschlachtete und mit Haut und Haar auffraß, wenn er keine sechs

Franzosen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu fressen, um im Munde einen guten Geschmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längst ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Maculaturwinkel irgend eines schwäbischen Buchladens. Unter den Muster-Deutschen welche zu Paris im Gefolge der Frau von Stael zu sehen waren, befand sich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiß die gastronomische Ascetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräsentirte; ihn begleitete seine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelssohn und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illustration dieser Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillschweigen übergehen. Dieses ist ein deutscher Baron, welcher, von den Schlegeln besonders recommandirt, die germanische Wissenschaft in Paris repräsentiren sollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angesehensten israelitischen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham dem Sohne Thaers und Ahnherrn Davids, des Königs über Juda und Israel, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, sich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge, auch späterhin dem Protestantismus entsagte, und, letztern förmlich abschwörend, sich in den Schoß der römisch-katholischen, allein seligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholischen Barons Anspruch machen. In dieser Eigenschaft, und um die feudalistischen und clericalischen Interessen zu vertreten, stiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: „Le catholique." Nicht blos in diesem Blatte, sondern auch in den Salons einiger frommen Douairieren des edlen Faubourgs, sprach der gelehrte Edelmann beständig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläufig gründlich bewies er, daß es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzosen auf sein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie sich das Dogma der Trinität schon in den indischen Trimurtis befunden, und er citirte den Ramayana, den Mahabharata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wismamitra, die snorrische Edda und noch viele unentdeckte Fossilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianisch trocken und sehr langweilig, was immer die Franzosen blendet. Da er beständig zurückkam auf Buddha und dieses Wort vielleicht komisch aussprach, haben ihn die frivolen Franzosen zuletzt den Baron Buddha genannt. Unter diesem Namen fand ich ihn im Jahre 1851 zu Paris, und als ich ihn mit einer sacerdotalen und fast synagogicalen Gravität seine Gelehrsamkeit ableiern hörte, erinnerte ich mich an einen komischen Kauz im „Vicar of Wakefield" von Goldsmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß, und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Berosus und Sanchuniathon citirte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutscher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Collection der Frau von Staël angehörend, auf seiner hohen Rosinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man seine Werke, so bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den französischen Paladinen der Frau von Staël war mancher gallische Don Quixote, der unsern germanischen Rittern in der Schwärmerei nicht nachzustehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Dichter mit der schwarzen Zipfelmütze, der zu jener Zeit der siegenden Romantik von seiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flasche Wasser aus dem Jordan mit nach Paris, und seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute bekehrte er auf's Neue mit diesem berühmten Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Gläubige und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daß Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: „Point d'argent, point de Suisses." Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig ge-

fruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Es sind nicht bloß die Franzosen und der Kaiser, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzosen stritten dort freilich für ihren eigenen Herd, aber sie waren zu gleicher Zeit die heiligen Cohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiser kämpfte hier nicht sowohl für seine

Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Aristokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo sich gegenüber standen.

Und diese letztere siegte die schlechte Sache des verjährten Vorrechts, der servile Knechtsinn und die Lüge triumphirten, und es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren. Wir in Deutschland wir waren nicht die Düpes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Uebermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proclamationen erklärten, daß sie nur gegen einen einzigen Menschen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wußten sehr gut, daß man wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daß man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon" auch uns transportirte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von Sanct Helena unser eigenes Golgatha war, und unsere erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name; Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören ohne daß alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unserer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unserer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob der schnöde Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzzerreißende verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem miraculosen Ereignisse wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken ist bekannt. Schon durch die Julius Revolution ward uns eine große Satisfaction gewährt, sie war jedoch nicht complet; es war nur Balsam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzosen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, daß sie den Besiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieses alte, abgelebte Königsgeschlecht vorher die schrecklichste Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die schmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menschenfreundlichen Ludwigs XVI., dieses schauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergeßliches Datum als daß

ein Franzose ruhig schlafen konnte, so lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs saß; diese Linie war unmöglich geworden und mußte früh oder spät gleich einem Geschwür aus dem französischen Staatskörper ausgeschnitten werden, ganz so wie es den Stuarts in England geschah, als dort ähnliche Ursachen der Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp und seine Familie war möglich, weil sein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er selbst zu den Vorkämpfen der Revolution erst gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er besaß alle bürgerlichen Tugenden eines Bourgeois und kein einziges Laster eines Grand Seigneur. Er saß gut zu Pferd und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete seine Erziehung, und er war wissenschaftlich gebildet wie ein Gelehrter, auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik sein Brod verdienen, oder einen Bedienten, den der Schlag getroffen gleich zur Ader lassen, weshalb er auch ein Feldscherer-Etui beständig bei sich trug. Er war höflich großmüthig, und verzieh eben so wohl seinen legitimistischen Verleumdern, wie seinen republikanischen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigene Brust bedroht war, doch als es galt auf das Volk schießen zu lassen, überfiel ihn die alte philanthropische Weichherzigkeit, und er warf die Krone von sich, ergriff seinen Hut und nahm seinen alten Regenschirm und seine Frau unter den Arm und empfahl sich. Er war ein Mensch, fabelhaft groß war sein Reichthum, und doch blieb er arbeitsam wie der ärmste Handwerker. Er war vaccinirt; ist auch nie von den Pocken heimgesucht worden. Er war gerecht und brach nie den Eid, den er den Gesetzen geschworen. Er gab den Franzosen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügsam, keusch und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die Jesuiten nicht. Er war das Muster eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiser, ein ehrlicher Mann. — Und dennoch konnten ihn die Franzosen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Ursprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, sondern einer kleinen Koterie von Geldmenschen, die ihn auf den vacanten Thron gesetzt, weil er ihnen die beste Garantie ihrer Besitzthümer dünkte, und weil bei dieser Berufung keine große Einrede von Seiten der europäischen Aristokratie zu befürchten stand, die ja einst nicht so sehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haß gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den sie Krieg zu führen vorgab, die Restauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürsten des Nordens nicht, daß ihre Protegés so ohne Umstände fortgejagt wurden, aber sie hatten dieselben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipps Quasi-Legitimität, seine erlauchte Geburt und sein sanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und sie ließen sich den gallischen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daß man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daß man ihn mit dem unwürdigsten Undank behandelt, daß er ein wahrer Martyrer war und daß die Februar-Revolution überhaupt sich als ein beklagenswerthes Ereigniß ausweis, das unsäglich viel Unheil über die Welt brachte, so müssen wir nichtsdestoweniger gestehen, daß sie wieder für die Franzosen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, so wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewußtsein sich daran stärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollständig war diese letztere noch nicht, und sie schlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieses verschuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Act der Volkssouverainität, der ihnen die unumschränkteste Macht verlieh, durch ihr Ungeschick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelspiel verzettelten. Ich will nicht sagen, daß sie schlechte Menschen waren; im Gegentheil, es wäre uns besser ergangen, wenn wir entschiedenen Bösewichtern in die Hände gefallen wären, die energisch und consequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergossen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und schlechten Musikanten, die sich aus Ehrgeiz im Augenblick des entsetzlichsten Sturmes an's Steuerruder des Staates drängten und, ohne die geringsten Kenntnisse politischer Nautik das Commando des Schiffes übernahmen, als einzige Boussole nur ihre Eitelkeit consultirend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der ersten Stunde der provisorischen Regierung, die sich eben diesen Namen gab,

offenbarte sich das Unvermögen der kleinen Menschen. Schon dieser Name „Provisorische Regierung“ bekundete officiell ihr Zagniß und annullirte von vornherein Alles, was sie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchste Gewalt ertheilte und sie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beschützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waisenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miserablere Nieten gezogen, als die Personen waren, welche jene provisorische Regierung bildeten. Es befanden sich unter ihnen miserable Comödianten, die bis auf's Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenspieler des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakespeare im „Sommernachtstraum“ so ergötzlich vorführt. Diese täppischen Gesellen hatten in der That vor Nichts mehr Angst, als daß man ihr Spiel für Ernst halten möchte, und Snug der Tischler versicherte im Voraus, daß er kein wirklicher Löwe, sondern nur ein provisorischer Löwe, nur Snug der Tischler sei, daß sich das Publicum vor seinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein provisorisches Brüllen sei — und dabei in seiner

Eitelkeit, hatte er Lust, alle Rollen zu spielen, und die Hauptsache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragirt werden müsse, ob es ein zindelrother oder ein tricolorer Bart sei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, sich vor diesen provisorischen Löwen zu fürchten — sie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber sie faßten sich bald, als sie sahen, welche Thiere in der Löwenhaut steckten, und sie brauchten keineswegs die Februar-Revolution als eine politische Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzusehen — denn sie konnten mit Recht sagen: „Es ist uns gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar — 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron gesetzt, aber es geschah nicht aus Zärtlichkeit für diese, sondern aus Haß gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten und den wir bei Waterloo erschlugen, und zu Sanct Helena, Gott sei Dank! begruben. — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde. — Nun, da dieser todt ist, und unter den provisorischen Regierungslöwen Keiner sich befindet, der uns wieder unsre liebe Nachtruhe rauben könnte, so ist es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrscht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter ist als Ersterer, aber freilich ebenso wenig wie sein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem seligen Bogulawski, den man in eine Pastete buk und auf die Tafel des Kurfürsten von Sachsen setzte — der tapfere Pole biß und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus und spazierte auf der kur-

fürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht einem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrißt."

Ich bemerke ausdrücklich, daß es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesem Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden war er immer von den schönen Gefühlswallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, daß er bis zu Thränen gerührt sei, und er flennte dabei so beträchtlich, daß diese wässrige Gemüthlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindische Aeußere desselben gescherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen ergriffen zu sein; nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte — nein, er ist im Gegentheil von aller Wissenschaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieser borurte winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so reicher, ja verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt sich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelehrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtschreibung. Nur ist zu bedauern, daß er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution nennen. Es ist Schade, daß er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Gesinnung, so klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehrere seiner Collegen von jener provisorischen Regierung, welche den nordischen Potentaten so wenig Furcht einjagte. Alles, was diese Fürsten sagten, ist reine Wahrheit. Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung war kein Einziger, der im Mindesten Aehnlichkeit hatte mit jenem Störefried, mit jenem Unfugstifter, jenem schrecklichen corsikanischen Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unsre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtschlaf genießen während der Herrschaft der provisorischen Regierung in Frankreich. —

Nein, unter den Helden dieser Tafelrunde glich keiner einem Napoleon, keiner von ihnen war jemals so unartig gewesen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu schlagen, keiner von ihnen erlaubte sich bei Austerlitz oder bei Wagram irgend einen Exceß des Sieges, keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden. — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachsagen, daß er bei den Pyramiden die Mameluken niedergemetzelt habe. — Es ist wahr, er unternahm eine Reise in den Orient und in Aegypten kam er an den Pyramiden vorüber, von deren Spitze circa vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn sie wollten, doch auf die Pyramiden selbst machte der Anblick seiner berühmten Person keinen sonderlichen Eindruck, sie blieben unbewegt, sintemalen sie fast blasirt sind in Bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welch Letzterer auf einem Kameel ritt. — Es ist möglich, daß Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kameel durch das Nilthal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt. — Nein, dieser Kameelreiter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakespeare'schen Comödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu

erschrecken. — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich Niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affaires étrangères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa.

In der That, diese Letzteren waren sehr beruhigt über die Absicht des Löwen, welcher damals die Marseillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie waren vollkommen überzeugt, daß er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes kein Blitz Gottes. Sie hatten vielleicht schon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daß jener zweideutige Mann nicht blos kein Blitz, sondern gerade das Gegentheil, nämlich ein Blitzableiter war, und sie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein solcher sein konnte zu einer Zeit wo das ungeheuerlichste Volksgewitter das alte gothische Gesellschaftsgebäude zu zerschmettern drohte.

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er selbst hat sich das Brandmal dieses Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle stille steht, entschlüpften ihm einst die naiven Worte: man beschuldigte ihn, mit den Rädelsführern der republikanischen Partei gegen die Ordnung der Dinge conspirirt zu haben; ja er habe mit ihnen conspirirt, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitze conspirire. Dieser falsche Bruder war bei all seiner Duplicität auch die Unfähigkeit selbst, und da er für einen Dichter gilt, so konnten jetzt wieder die prosaischen Weltleute darüber spötteln was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue. Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner: die Musen sind ganz unschuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es ist noch eine Frage, ob das überhaupt Poesie ist was bei ihm die Franzosen bewundern. Seine Schönrednerei, seine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So viel ist gewiß, der chantre d'Eloah sündigte nicht durch Ueberfluß an Poesie, er ist nur ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer gelangweilt und in Prosa immer dupirt hat.

Ich brauche wohl nicht besonders zu erörtern, daß erst am 2. December 1852 das französische Volk die vollständige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefster Seele diesen Triumph, da ich einst die Niederlage so schmerzlich mitempfunden. Ich bin selbst ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daß ich die Gedanken lese auf den Gesichtern unirer alten Feinde, die gute Miene zum bösen Spiel machen. Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt und den sie entsetzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einst der König im alten Frankreich nie starb, so stirbt im neuen Frankreich auch der Kaiser nicht — und eben indem er sich jetzt Napoleon III. nennen läßt, protestirt er gegen den Anschein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiser unter diesem Namen anerkannten, versöhnen sie das französische Nationalgefühl durch einen ebenso klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Consequenzen einer solchen Rehabilitation sind unendlich und werden gewiß heilsam sein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutschen. Es ist nur Schade, daß viele der alten Waterloo-Helden diese Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles der Herzog von Wellington, hatte davon schon einen Vorgeschmack und bei dem letzten Waterloo Dinner, das er mit seinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, soll er miserabler und katzenjämmerlicher als je ausgesehen haben. Er ist auch bald hernach verendet, und John Bull steht an seinem Grab, kratzt sich hinter den Ohren und brummt: „So hab' ich mich nun umsonst in die ungeheure Schuldenlast gestürzt, die mich zwingt, wie ein Galeerensclave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?" Ja, diese hat jetzt ihre frühere schnöde Bedeutung verloren und Waterloo ist nur der Name einer verlorenen Schlacht, nichts mehr, nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz.

Ich habe oben erwähnt bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts

zu Düſſeldorf, der Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches damals dem Kurfürſten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hauſe Bayern anheimfiel und der bayriſche Fürſt Maximilian Joſeph vom Kaiſer zum König von Bayern erhoben und ſein Reich durch einen Theil von Tirol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Bayern das Herzogthum Berg zu Gunſten Joachim Murat's, Schwagers des Kaiſers, abgetreten; dieſem Letztern ward nun, nachdem ſeinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement ſehr ſchnell, und es dauerte nicht lange, ſo machte der Kaiſer den Schwager Murat zum König von Neapel, und derſelbe entſagte der Souveränetät des Großherzogthums Berg zu Gunſten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaiſers und älteſter Sohn des Königs Ludwig von Holland und der ſchönen Königin Hortenſe war. Da derſelbe nie abdicirte und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupirt ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt Letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläuftiger, als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Julius-Revolution nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem ruhig und zufrieden lebe. Was ich während der Reſtauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Abſicht ſolcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julius-Revolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Cocarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen

die Eiſen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbeern zu parfümiren, wie es hierzulande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau

oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Falle ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten und auch obendrein die preußischen

Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloß ich mich nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere nebst „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singen zu hören.

Den 1. Mai 1851 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flußgott, den Vater Rhein, sah ich nicht, ich begnügte mich, ihm meine Visitenkarte in's Wasser zu werfen. Er saß, wie man mir sagte, in der Tiefe und studirte wieder die französische Grammatik von Meidinger weil er nämlich während der preußischen Herrschaft große Rückschritte im Französischen gemacht hatte und sich jetzt eventualiter auf's Neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten conjugiren zu hören: „J'aime, tu aimes, il aime, nous aimons“ — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münster sah ich nur von fern, er wackelte mit dem Kopfe wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint Denis erwachte ich aus einem süßen Morgenschlafe und hörte zum ersten Male den Ruf der Coucouführer: „Paris! Paris!“ sowie auch das Schellengeklingel der Coco Verkäufer. Hier athmet man schon die Luft der Hauptstadt, die am Horizonte bereits sichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu besuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu sehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu lassen, wie nämlich der böse Heidenkönig dem heiligen Denis den Kopf abschlagen ließ und dieser mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint Denis lief, um sich dort begraben

und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daß Jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte – doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: „Dans des cas pareils il n'y a que le premier pas qui coûte.“ Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire, deſſen Spottlächeln ich hier ſchon begegnete. In zwanzig Minuten war ich in Paris und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevard Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwigs XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzuges in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponirte mir, daß ſie Alle franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir Jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daß es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo hatte ſie entweder Sauerkraut gegeſſen oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand Alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daß ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honettes und diſtinguirtes Aeußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Gar koch dergleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns in's Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo wenig koſtet und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloß ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität. Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen.

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Conjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linné'ſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche, die gut röchen und in ſolche des Gegentheils. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Claſſification. Sie war erſtaunt, daß ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein und amüſirte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir in's offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernſthaften Franzoſen waren die amüſanteſten. Ich ſah Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, Odry, Mademoiſelle Georges und die große Marmite im Invalidenpalaſte. Ich ſah die Morgue, die Académie française, wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgeſtellt, und endlich die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamirten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen. Ich ſah im Jardin des Plantes die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Känguruhs, die mich ganz beſonders amüſirten. Ich ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare, letztere aber ſah ich apart, da ſolche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer ſchönen Dame am Halſe hing, während er ſelbſt, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alten Fran-

sosen. Ich besuchte die königliche Bibliothek und sah hier den Conservateur der Medaillen, die eben gestohlen worden: ich sah dort auch in einem obscuren Corridor den Zodiakus von Denderah, der einst so viel Aufsehen erregt hatte, und am selben Tage sah ich Madame Recamier, die berühmteste Schönheit zur Zeit der Merowinger, sowie auch Herrn Ballanche, der zu den [illegible] ihrer Jugend gehörte und den sie seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte. Der gute und treffliche Ballanche, den Jedermann lobt und Niemand liest, war mit einem Gesicht ohne linke Backe auf die Welt gekommen, und später verlor er die rechte Backe durch eine Amputation. Leider sah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiß amüsirt hätte. Ebensowenig sah ich Herrn Villemain: seine Haushälterin sagte mir, er lasse sich **nicht sehen, weil es ein Donnerstag sei, der Tag** wo er sich wäscht. Die Treppe hinabsteigend, sah ich unten eine Tafel mit der Inschrift: „Parlez au concierge," und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten: ich machte ihm mein Compliment über die Reinlichkeit seines berühmten Miethsmannes, der sich jeden Donnerstag wasche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit ist ein gar seltenes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte

Casaubonus wusch sich nur einmal im Jahre, zur Fastnachtzeit, vielleicht um sich zu vermummen. Der Thürschließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit seufzender Stimme: „Sie sind ein gar treuherziger Mensch, mein Herr, ich muß Sie enttäuschen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Miethsleuten zähle, verbraucht eben nicht allzu viel Seinewasser, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in Betreff der Reinlichkeit ist er so ein kleiner Casaubonus." Bei diesen Worten schlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wissen warum.

Um mir ein französisches Ansehen zu geben, schlenderte ich kokett fürbaß und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur Pabbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen sah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Dasselbe trug gleichfalls eine Inschrift, aber in Marmor, und, statt eines „Parlez au portier," las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland." Beim Eintreten erblickte ich nur ein riesiges Gebäude voller Leere, eine Art Steinballon, in dessen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer spazierte, der seinen Guide de Paris im Maule und die Daumen seiner gekrümmten Hände in den Armlöchern seiner Weste trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und sagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte sogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort seinen Guide aus dem Maule fallen lassen, wie der Rabe in der Fabel den Käse aus seinem Schnabel fallen läßt. Aber der Guide, dessen ich mich bemächtigen wollte, um Etwas darin nachzusehen, fiel nicht; der englische Rabe hielt seine Zähne zusammengeklemmt, und ohne mich im mindesten zu beachten, ging er fort. Ich that dasselbe und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Façade, bemerkte ich die bauschäckige Gestalt einer dicken Person, einer Frau mit hoher Büste, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermuthlich war sie die Pförtnerin des Pantheons. Es schien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion sie in eine treffliche Laune versetzt. Mir ein Zeichen des Verständnisses mit ihren Aeuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feisten Gesicht funkelten, machte sie sich über den armen Engländer lustig, und ich hörte zum ersten Mal jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das so gutmüthig und moquant zugleich ist, wie der lieblich edle französische Wein oder ein Capitel von Rabelais. Nichts ist ansteckender als solch eine Lustigkeit, und ich selbst begann aus Herzensgrund zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Gespräch mit der schalkhaften und amüsanten Person anzuknüpfen, fiel es mir ein, sie zu fragen, wo die großen Männer seien, von denen die Inschrift dieses Hauses der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieser Frage erhob die biedere Lacherin ein noch schallenderes Gelächter, die Thränen kamen ihr in die Augen, sie mußte sich den Bauch halten, um nicht zu ersticken, und bei jedem Wort Athem holend, antwortete sie: „Ach, Sie kommen zu einer schlechten Stunde hieher. Gegenwärtig sind die großen Männer sehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, daß die nächste wohl besser ausfallen wird: unsere großen Männer in spe wachsen vortrefflich und versprechen viel. Wollen Sie diese großen Männer der Zukunft sehen, welche jetzt noch sehr winzig sind, so brauchen Sie sich nur nach einem Etablissement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard

Mont Parnaſſe liegt, und das man die Grande Chaumière heißt. Dort iſt die Pflanz- und Tanzſchule jener kleinen großen Männer, jener Knirpſe des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menſchengeſchlechts ſein werden; Sie treffen es gut, denn es iſt heute ein Donnerſtag . . ." Die tolle Lacherin konnte nicht weiter reden, und als ich von ihr Abſchied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Luſtigkeit.

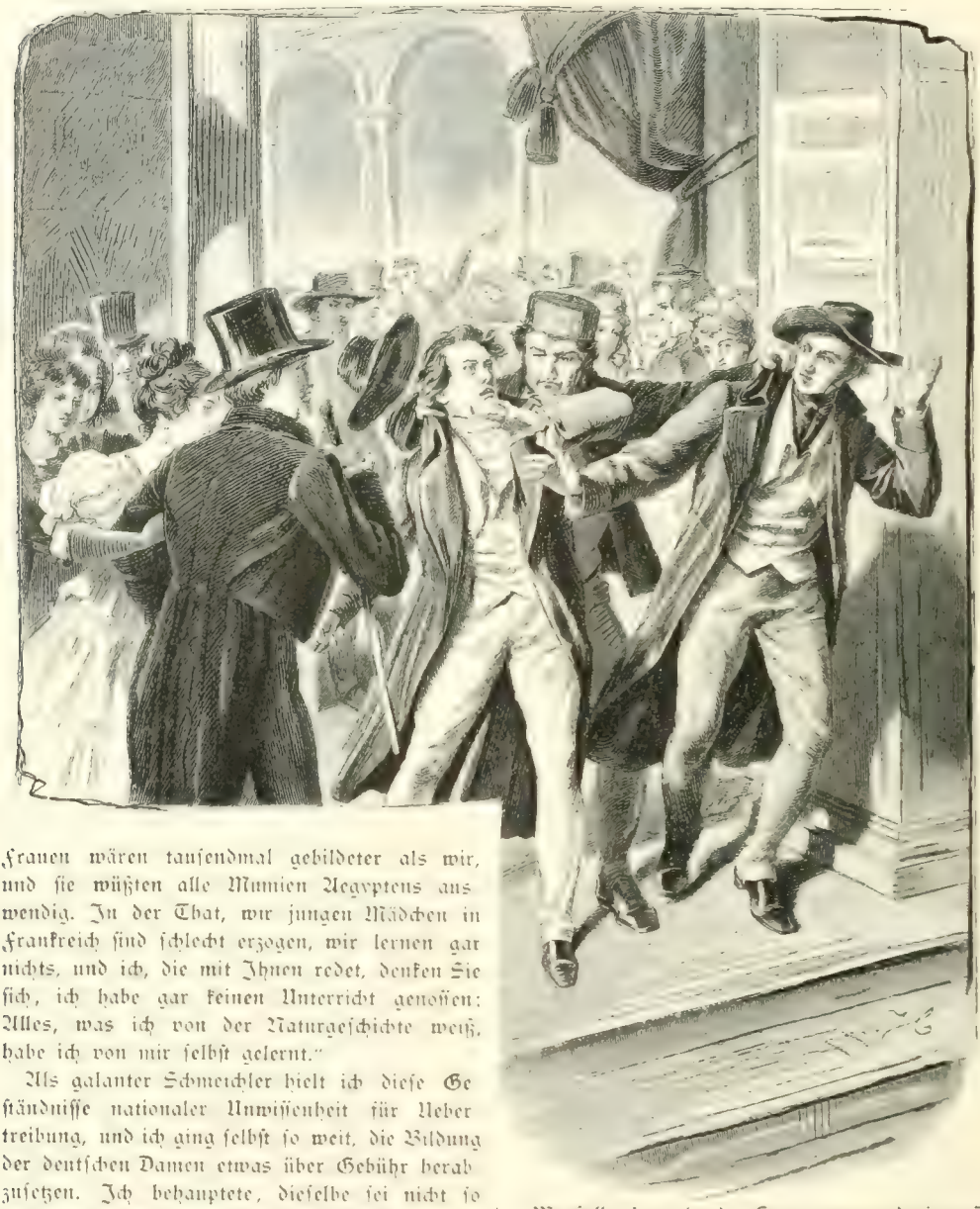
In wenigen Minuten erreichte ich das proviſoriſche Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande Chaumière nennt. Es iſt ein Name, mit welchem der republikaniſche Gedanke wahrſcheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume das Stroh iſt das Sinnbild des frugalen und arbeitſamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die ſtolzen Paläſte des unverbeſſerlichen Hochmuths und Laſters zerſtören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die „große Strohhütte des Volkes", zu errichten. Ich trat in das Allerheiligſte des Etabliſſements, welches dieſen ſymboliſchen Namen führt, und es thut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen mußte. Ich ſah dort in der That die künftigen großen Männer Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn ſchon das Morgenroth ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich ſah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großthaten ein Plutarch beſchreiben wird, der noch geboren werden ſoll, oder der zur Stunde an der Mutterbruſt ſaugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flaſche genährt wird. All dieſe Leute hingen der republikaniſchen Sache an und trugen das Coſtüm einer unerſchütterlichen Ueberzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweſte à la Robespierre, weit aufgeklappt und ſo weiß wie das Gewiſſen des Unbeſtechlichen! Chacun war dort mit ſeiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutuſſe der Medicin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hoſen-Portias, kurz die Blüthe des Quartier des Ecoles. Dieſe Citoyennes Grisettes waren ſehr vergnügt und ſo tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es geſtattet. Alle ohne Ausnahme

waren enragirte Republikanerinnen; man ſagt, daß ſie oft ihre Liebhaber wechſeln, aber niemals ihre Anſichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etabliſſements, ſozuſagen der Feldhüter dieſer großen Strohhütte, beaucoup en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne ſagte. Dies Individuum, von athletiſcher Kraft und ein geborner Wütherich, amüſirte mich ſehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anſtand ſeines Publicums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch ſich in der Hitze eines Contretanzes ein bischen verſchoben, ſchlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu decolletirt fand, jagte er ſchimpflich fort. Dies Ungeheuer wußte nicht, daß in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämoniſchen Burſchen ſplitternackt tanzten, ohne daß je die Keuſchheit in der Stadt Lykurg's große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes iſt ein Wall für ihre Tugend, ſicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeſchnitten dieſelben auch über dem Halſe. Der Père La Hire iſt der perſonificirte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anſtändigen Cancans überſchreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, Beide mit ſeinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einſt Herkules mit Antäus gethan, ſetzte er ſie vor die Thür: einen kleinen Saint-Juſt, der ſich beim Anblick dieſes tyran-

niſchen Actes manſig gemacht, ſchmiß er ihnen nach. Letzterer ſtand auf, bürſtete ſeinen langen Rock ab, zupfte ſeine hohe Cravate zurecht und proteſtirte gegen dieſe Verletzung der Menſchheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac ſchalt. Das Orcheſter ſpielte in dieſem Augenblick die Marſeillaiſe.

Ich verdankte dieſem Zwiſchenfalle die Bekanntſchaft einer jungen Perſon, die in meiner Nähe ſtand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war ſehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre ſchwarzen Augen waren faſt zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnaſe, deren feingeformte Nüſtern ſich bei jedem Geſchmetter der Muſik vor Luſt aufblähten. Man nannte ſie Mademoiſelle Joſephine, oder Joſephine, oder ganz kurzweg Fifine. Als ſie erfuhr, daß ich ein Deutſcher ſei, war ſie hoch erfreut, und ſie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu ſchenken, denn ſeit Jahren, ſagte ſie, ſei es ihr Wunſch, eine Bärenhaut zu beſitzen, um dieſelbe vor ihr Bett zu legen; es ſei ihr beſtändiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermuthlich glauben dieſe Damen, daß man in meinem Vaterlande nur die Hand auszuſtrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfaſſen und ihm ſeine Haut abzuziehen. Die Kleine war ſo harmlos, ihr Lächeln war ſo ſchmeichleriſch, ihre Redeweiſe ſo ſüß, ihr zwitſcherndes Geplauder hallte in meinem Herzen ſo lieblich wieder, daß ich mit Freuden, ein ſo guter Patriot ich auch bin, der franzöſiſchen Hexe zu Gefallen die Häute ſämmtlicher Bären Deutſchlands geopfert hätte. Ich ſchrieb ſofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und ihre Adreſſe aufzeichnend, verſprach ich ihr, daß ich mich bald mit meiner deutſchen Bärenhaut bei ihr einſtellen würde. Inzwiſchen bat ich ſie, mir die Ehre zu erweiſen, eine ſüdlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelſine. Sie nahm dieſelbe ohne weitere Ceremonie mit der Bemerkung an, daß ſie nächſt Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould juſt Apfelſinen am liebſten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft," fügte ſie hinzu, „ſo verehre ich dieſelben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen." Während Mademoiſelle Joſephine langſam und mit Behagen ihre Apfelſine verſpeiſte oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, ſich mit derſelben identificirte, ſuchte ich ſie in ebenſo angenehmer wie belehrender Art zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja ſelbſt auf die heiklichſte Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Frage, ob nämlich der erſte Menſch mit einer Wirbelverlängerung, wie die Affen, begabt geweſen, und ob die menſchliche Race dieſe antediluvianiſche Zierat ſpäter durch einen mehr oder minder bekannten Fall verloren? Mademoiſelle Joſephine war erſtaunt über meine große Gelehrſamkeit und ſagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!" Ich bezweifle nicht, daß ſie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem ſie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumpoſaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen ſie ſei, muß ich doch ehrlich bekennen, daß ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiſelle Joſephine bemerkte, wie das arme Kind ſehr unwiſſend war und nicht einmal die ethnographiſchen Elementarbegriffe kannte. Sie wußte zum Beiſpiel nicht, daß die Stadt Hamburg eine Republik, wie einſtmals Athen, und daß ſie bei Altona gelegen, wo ſich Klopſtock's Grab befindet. Ebenſo unbekannt war ihr der Unterſchied zwiſchen den Preußen und Ruſſen, zwiſchen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte, die Aſtronomie ſei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich ſie belehrte, daß die Erde, der Ball, den wir bewohnen, ſich beſtändig um die Sonne dreht, rief ſie aus: „Wie entſetzlich! die bloße Vorſtellung ſolch einer Dreherei macht mich ſchwindlig!" Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und ſie frug: „Wer hat Ihnen denn geſagt, daß die Erde ſich um die Sonne dreht?" Als ich antwortete: Ein Pole, namens Kopernikus, zuckte ſie die Achſeln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals dem trauen, was die Polen Einem ſagen; ſie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutſche ſeid bei all eurem tiefen Wiſſen zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geſchwätz von einem Umdrehen der Erde, das Einem zugleich das Herz verdreht? Dann ſind ſie wohl nicht ſo nervös wie wir Franzöſinnen, und ſie können deshalb auch ernſtere Studien vertragen; man hat mir geſagt, die deutſchen



Frauen wären tausendmal gebildeter als wir, und sie wüßten alle Mumien Aegyptens auswendig. In der That, wir jungen Mädchen in Frankreich sind schlecht erzogen, wir lernen gar nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie sich, ich habe gar keinen Unterricht genossen: Alles, was ich von der Naturgeschichte weiß, habe ich von mir selbst gelernt."

Als galanter Schmeichler hielt ich diese Geständnisse nationaler Unwissenheit für Uebertreibung, und ich ging selbst so weit, die Bildung der deutschen Damen etwas über Gebühr herabzusetzen. Ich behauptete, dieselbe sei nicht so vollkommen, wie man sich's im Auslande vorstellt, sie sei sogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beispiel in meiner Heimat sogenannte wohlerzogene junge Mädchen gesehen, welche die schalkhaftesten Lieder Beranger's nicht zu singen verständen. „Ach, unmöglich!" rief Mademoiselle Josephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an diese treffliche Person die Worte ein, welche Mephistopheles spricht, indem er Faust den Hexentrank überreicht:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Die Neuheit des Genres ist der Hexentrank, welcher auf jeden Deutschen, der zum ersten Mal

nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais Royal entzückt iſt, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag ſpeiſt. Aber es ſind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem ſchlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daß man dies verdächtige, allzu ſtark gewürzte Miſchimaſchi verſchluckt hat: denn wir haben ſpäter in Reſtaurants der guten Geſellſchaft mit Damen der guten Geſellſchaft dinirt, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu ſchätzen, welche gar gekocht und kunſtgerecht arrangirt ſind, manchmal etwas haut-goût haben, aber ſtets vortrefflich ſchmecken.

Am Abend desſelben Tages, an dem ich die Grande Chaumière beſucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreich's noch in embryoniſchem Zuſtande ſah, führte mich einer meiner Landsleute, der ſchon in der Welt bekannt war, in ein anderes Local, das einige Aehnlichkeit mit dem eben beſprochenen hatte. Das weibliche Geſchlecht befand ſich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daſelbſt die Bekanntſchaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel ſeiner Größe ſtand. Seitdem iſt ſein Ruhm geſunken, aber in Frankreich hat nichts Beſtand, und die großen Männer treten ſchnell wieder in's Dunkel: ſie erſcheinen nur um zu verſchwinden. Der große Mann, von dem ich ſpreche, war der berühmte Chicard, der berühmte Lederhändler und Cancantanzer, eine vierſchrötige Figur, deren roth aufgedunſenes Geſicht gegen die blendend weiße Cravate vortrefflich abſtach; ſteif und ernſthaft, glich er einem Mairie-Adjuncten, der ſich eben anſchickt, eine Roſière zu bekränzen. Ich bewunderte ſeinen Tanz, und ich ſagte ihm, daß derſelbe große Aehnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionyſien tanzte und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, ſeinen Namen empfangen. Auch Herr Chicard ſagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrſamkeit und präſentirte mich einigen Damen ſeiner Bekanntſchaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wiſſen herumzurühmen, ſo daß ſich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete und die Directoren von Zeitſchriften mich aufſuchten, um meine Collaboration zu gewinnen.

Zu den Perſonen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris ſah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieſer jovialen, geiſtreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutſchen Träumers zu entwölken und ſein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des franzöſiſchen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die „Europe littéraire“ geſtiftet, und als Director derſelben kam er zu mir mit dem Anſuchen, einige Artikel über Deutſchland in dem Genre der Frau von Staël für ſeine Zeitſchrift zu ſchreiben.

Ich verſprach die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich ſie in einem ganz entgegengeſetzten Genre ſchreiben würde. „Das iſt mir gleich.“ — war die lachende Antwort — „außer dem Genre ennuyeux geſtatte ich, wie Voltaire, jedes Genre.“ Damit ich armer Deutſcher nicht in das Genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tiſche und begoß meinen Geiſt mit Champagner. Niemand wußte beſſer wie er ein Diner anzuordnen, wo man nicht blos die beſte Küche ſondern auch die köſtlichſte Unterhaltung genoß: Niemand wußte ſo gut wie er als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand ſo gut zu repräſentiren wie Victor Bohain — auch hat er gewiß mit Recht ſeinen Actionären der „Europe littéraire“ hunderttauſend Franken Repräſentationskoſten angerechnet. Seine Frau war ſehr hübſch und beſaß ein niedliches Windſpiel, welches Ji Ji hieß. Zu dem Humor des Mannes trug ſogar ſein hölzernes Bein etwas bei, und wenn er, allerliebſt um den Tiſch herumhumpelnd, ſeinen Gäſten Champagner einſchenkte, glich er dem Vulcan, als derſelbe das Amt Hebe's verrichtete in der jauchzenden Götterverſammlung.

Wo iſt er jetzt? Ich habe lange nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, ſah ich ihn in einem Wirthshauſe zu Granville; er war von England, wo er ſich aufhielt, um die koloſſale engliſche Nationalſchuld zu ſtudiren und bei dieſer Gelegenheit ſeine kleinen Privatſchulden zu vergeſſen, nach jenem Hafenſtädtchen der Baſſe Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tiſchchen itzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierſchrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgeſperrtem Maule, dem er das Project eines Geſchäftes auseinanderſetzte, woran, wie Bohain mit beredſamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's ſpeculativer Geiſt war immer ſehr groß, und wenn er ein Geſchäft erdachte, ſtand immer eine Million Gewinn in Ausſicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Meſſer Millione wie einſt Marco Paolo in Venedig genannt wurde, als derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufſperrenden Landsleuten unter den Arcaden des Sanct Marco Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereiſt, in China, der Tartarei, Indien u. ſ. w., geſehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufſchneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unſerm Pariſer Meſſer Millione dürfen wir behaupten, daß ſeine induſtriellen Projecte immer großartig richtig erſonnen waren und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen: manche brachten große Gewinne, als ſie in die Hände von Perſonen kamen, die nicht ſo gut die Honneurs eines Geſchäftes zu machen, die nicht ſo prachtvoll zu repräſentiren wußten wie Victor

Bobain. Auch die „Europe littéraire“ war eine vortreffliche Conception, ihr Erfolg schien gesichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bobain in den Redactionssälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit seinen dreihundert Actionären tanzte, ganz so wie einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David sehe, welches diese antik heroische Scene darstellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bobain: ganz ebenso wie der todesmuthige König des David'schen Bildes stand er auf einem Beine; es war dieselbe classische Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chaussée d'Antin nach den Boulevards herab wandelst und dich am Ende bei einem schmutzigen Thal, das die Rue basse du Rempart geheißen, befindest, wisse! du stehst hier vor den Thermopylen der „Europe littéraire“, wo Victor Bobain heldenkühn fiel mit seinen dreihundert Actionären.

Die Aufsätze, die ich, wie gesagt, für jene ephemere Zeitschrift zu verfassen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlassung, in weiterer Ausführung über Deutschland mich auszusprechen, und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Directors der „Revue des deux mondes“, für sein Journal eine Reihe von Aufsätzen über die geistige Entwickelung meines Vaterlandes zu schreiben. Dieser Director war nichts weniger als ein lustiger Kumpan, wie Meißer Millionen; sein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernst. Es ist ihm seitdem durch gewissenhafte und ehrenwerthe Arbeit gelungen, seine Zeitschrift zu einer wahren Revue beider Welten zu machen, d. h. zu einer Revue, die in allen civilisirten Ländern verbreitet ist, wo sie den Geist und die Größe der französischen Literatur repräsentirt. In dieser Revue also veröffentlichte ich meine neuen Arbeiten über die intellectuelle und sociale Geschichte meines Vaterlandes; Mademoiselle Josephine hatte wohl Recht, zu prophezeien, daß ich es weit bringen würde. Der große Wiederhall, den diese Aufsätze fanden, gab mir den Muth, sie zu sammeln, sie zu vervollständigen, und es entstand dadurch das Buch, das du, theurer Leser, jetzt in Händen hast.

Ich wollte nicht blos seinen Zweck, seine Tendenz, seine geheimste Absicht, sondern auch die Genesis des Buches hier offenbaren, damit Jeder um so sicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich schrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch bestrebte, so wenig emphatisch wie möglich zu sein, so verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effecte des Styles und der Phrase, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in so hohem Grade antrifft. Ja die Verfasserin der „Corinne“ überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenossen, und ich kann das sprühende Feuerwerk ihrer Darstellung nicht genug bewundern; aber dieses Feuerwerk läßt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müssen eingestehen, ihr Genie ist nicht so geschlechtslos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie sein soll; ihr Genie ist ein Weib, besitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Cancan dieses Genies zu widersprechen.

Es war um ſo nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch „De l'Allemagne“ ſich auf Gegenſtände bezogen, die den Franzoſen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit beſaßen, z. B. Alles, was Bezug hat auf die deutſche Philoſophie und romantiſche Schule. Ich glaube in meinem Buche abſonderlich über erſtere die ehrlichſte Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat beſtätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich ſchien.

Ja, was die deutſche Philoſophie betrifft, ſo hatte ich unumwunden das Schulgeheimniß ausgeplaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſchen Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Claſſe bekannt war.

Meine Offenbarungen erregten hierzulande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daß ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daß dieſes nie der Fall geweſen, daß die deutſche Philoſophie juſt

das Gegentheil iſt von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unſere modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proclamirten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: „Sehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.“

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche Mönche des Atheismus, Großinquiſitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen laſſen würden, weil er doch im Herzen ein verſtockter Deiſt geweſen. So lange ſolche Doctrinen noch Geheimgut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen blieben und in einer vornehmen Coterie-Sprache beſprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns ſtanden, während wir bei unſern philoſophiſchen Petits soupers blasphemirten, unverſtändlich war — ſo lange gehörte auch ich zu den leichtſinnigen Esprits forts, wovon die meiſten jenen liberalen Grands seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umſturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verſcheuchen ſuchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs der Jan Hagel, ebenfalls dieſelben Themata zu discutiren begann in ſeinen ſchmutzigen Symposien, wo ſtatt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich ſah, daß Schmierlappen von Schuſter und

Schneidergeſellen in ihrer plumpen Herbergſprache die Exiſtenz Gottes zu leugnen ſich unterfingen — als der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Tabak zu ſtinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verſtand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchsſinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, Gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu ſagen, es mochte nicht blos der Ekel ſein was mir die Grundſätze der Gottloſen verleidete und meinen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewiſſe weltliche Beſorgniß im Spiel, die ich nicht überwinden konnte: ich ſah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündniß geſchloſſen mit dem ſchauderhaft nackteſten, ganz feigenblattloſen, communen Communismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glücksritzes, der für ſeine Capitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeſchäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angſt des Künſtlers und des Gelehrten, die wie unſere ganze moderne Civiliſation, die mühſelige Errungenſchaft ſo vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelſten Arbeiten unſerer Vorgänger, durch den Sieg des Communismus bedroht ſehen. Fortgeriſſen von der Strömung großmüthiger Geſinnung, mögen wir immerhin die Intereſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ja alle unſere Particularintereſſen dem Geſammtintereſſe des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, weſſen wir uns zu gewärtigen haben, ſobald die große rohe Maſſe, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längſt proclamirt worden, zur wirklichen Herrſchaft käme. Ganz beſonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieſes tappiſchen Souverans. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbſtaufopferung gehört zu unſeren raffinirteſten Genüſſen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unſeres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloſes Elend ertragen, in der Heimat wie im Exil — aber die reinliche, ſenſitive Natur des Dichters ſträubt ſich gegen jede perſönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr ſchrecken wir zuſammen bei dem Gedanken an ſeine Liebkoſungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat ſagte einſt: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, ſogleich ſeine Hand in's Feuer halten, um ſie zu reinigen. Ich möchte in derſelben Weiſe ſagen: Ich würde meine Hand waſchen, wenn mich das ſouveräne Volk mit ſeinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieſer arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die, viel ſchamloſer als die Höflinge von Byzanz und Verſailles, ihm ihren Weihrauchkeſſel an den Kopf ſchlugen. Dieſe Hofakeien des Volkes rühmen beſtändig ſeine Vortrefflichkeiten und Tugenden und rufen begeiſtert: „Wie ſchön iſt das Volk! wie gut iſt das Volk! wie intelligent iſt das Volk!“ Nein, ihr lügt. Das arme Volk iſt nicht ſchön; im Gegentheil, es iſt ſehr häßlich. Aber dieſe Häßlichkeit entſtand durch den Schmutz und wird mit demſelben ſchwinden, ſobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majeſtät das Volk ſich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht ſchaden, und wir werden dann ein Volk ſehen, das hübſch propre iſt, ein Volk, das ſich gewaſchen hat. Das Volk, deſſen Güte ſo ſehr geprieſen wird, iſt gar nicht gut: es iſt manchmal ſo böſe wie einige andere Potentaten. Aber ſeine Bosheit kommt vom Hunger: wir müſſen ſorgen, daß das ſouveräne Volk immer zu eſſen habe; ſobald allerhöchſt dasſelbe gehörig gefüttert und geſättigt ſein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern.

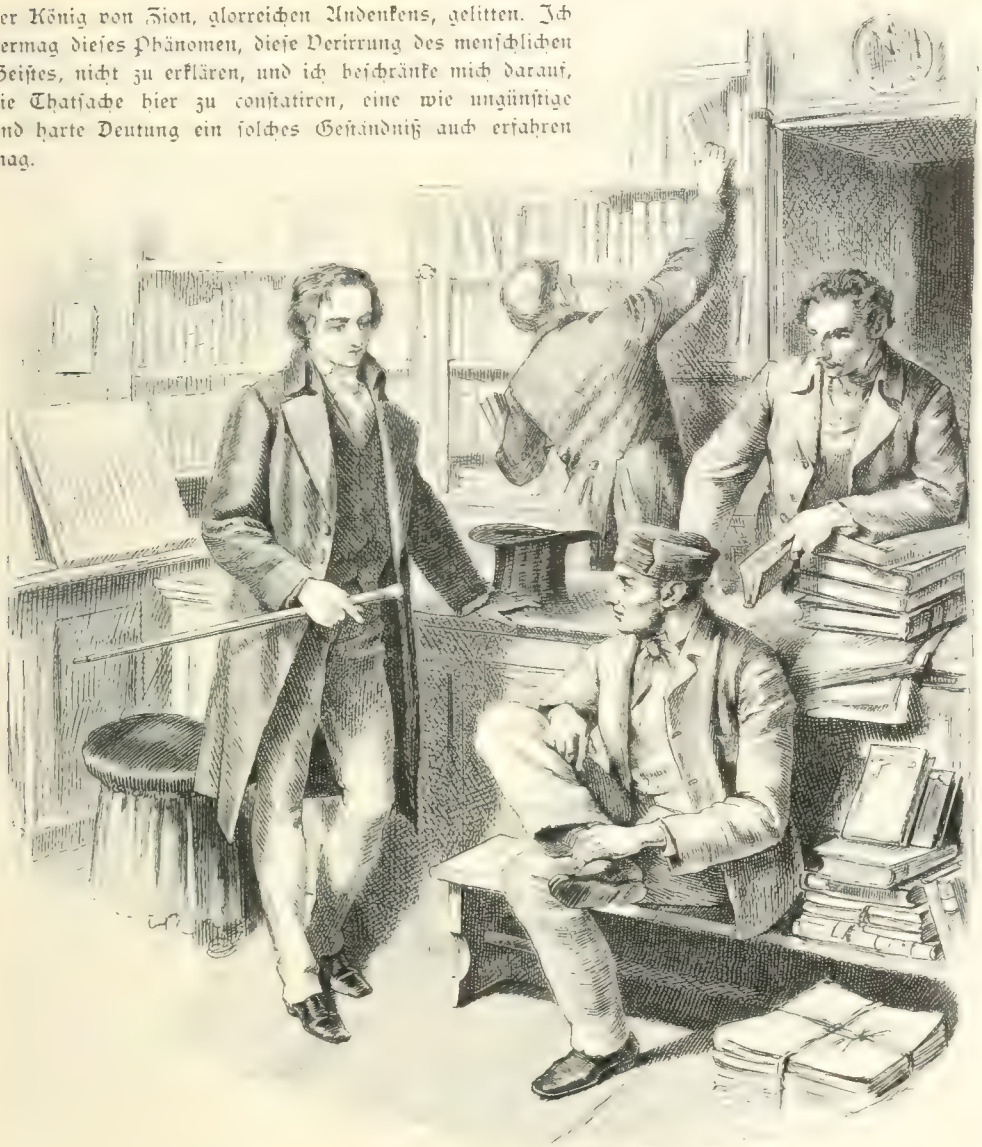
Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent; es iſt vielleicht dümmer als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur Denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laßt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barabbas! Es lebe der Barabbas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit: dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm

der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröden und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich ertheilt werde. — Und wenn Jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen. — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leser, und wir bekommen bald noch andere gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andere philosophische Fleckschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling.

Bei dem Namen dieses famosen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komischen Ernste die Scene meines ersten und letzten Zusammentreffens mit dem damaligen Tagesheiden wieder im Gedächtniß herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe seiner Himmelsburg Alles sieht, lachte wohl herzlich über die saure Miene, die ich geschnitten haben muß, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergeselle entgegentrat und sich als einen Collegen ankündigte, der sich zu denselben revolutionären und atheistischen Doctrinen bekenne. Ich hatte wirklich in diesem Augenblick gewünscht, daß der liebe Gott gar nicht existirt haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beschämung sehe, worin mich eine solche saubere Genossenschaft versetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anschlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem collegialischen Zusammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respect, den der Bursche an den Tag legte, während er mit mir sprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm stand, saß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, so daß er mit dem Knie fast sein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb der Fußknöchel. Diese unehrerbietige Positur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeschrieben, doch er belehrte mich eines Bessern, als ich ihn befrug, warum er beständig in erwähnter Weise sein Bein riebe? Er sagte mir nämlich im unbefangen gleichgiltigsten Tone, als handle es sich von einer Sache, die ganz natürlich, daß er in den verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin er gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet worden sei: und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein umschloß, etwas zu eng gewesen, habe er an jener Stelle eine juckende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlasse, sich dort zu reiben. Bei diesem naiven Geständniß muß der Schreiber dieser Blätter ungefähr so ausgesehen haben wie der Wolf in der äsopischen Fabel, als er seinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an seinem Halse so abgescheuert sei, und dieser zur Antwort gab: „Des Nachts legt man mich an die Kette." — Ja, ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider solchermaßen mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schließer zuweilen belästigten, wenn er im Loch saß — „Loch! Schließer! Ketten!" lauter fatale Coterieworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphorischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geschlossenen Gesellschaft sind Ketten gemeint in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring an's Bein befestigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: „Mitgefangen, mitgehangen!" nein, mich schreckte vielmehr das Nebeneinandergehenkt-werden.

Seltsame Widersprüche in den Gefühlen des menschlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münster mit inbrünstigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküßt hatte nebst den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heutzutage vor dem Rathhause zu Münster aufbewahrt — ich, der dem todten Schneider einen enthusiastischen Cultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Aversion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apostel und Märtyrer derselben Sache war, für die Jan von Leyden,

der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dieses Phänomen, diese Verirrung des menschlichen Geistes, nicht zu erklären, und ich beschränke mich darauf, die Thatsache hier zu constatiren, eine wie ungünstige und harte Deutung ein solches Geständniß auch erfahren mag.



Dieser Weitling, der jetzt verschollen, war übrigens ein Mensch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und sein Buch, betitelt: „Die Garantien der Gesellschaft," war lange Zeit der Katechismus der deutschen Communisten. Die Anzahl dieser Letzteren hat sich in Deutschland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und diese Partei ist zu dieser Stunde unstreitig eine der mächtigsten jenseits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht sonderlich disciplinirt, aber in doctrineller Beziehung ganz vorzüglich einexercirt ist. Diese deutschen Handwerker bekennen sich größtentheils zum crassesten Atheismus, und sie sind gleichsam verdammt, dieser trostlosen Negation zu huldigen, wenn sie

nicht in einen Widerspruch mit ihrem Princip und somit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Diese Cohorten der Zerstörung, diese Sapeurs, deren Art das ganze gesellschaftliche Gebäude bedroht, sind den Chartisten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in anderen Ländern unendlich überlegen, wegen der schreckhaften Consequenz ihrer Doctrin: denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagen würde, Methode. Die englischen Chartisten werden nur durch den Hunger und nicht durch eine Idee getrieben, und sobald sie ihren Hunger mit Roastbeef und Plumpudding und ihren Durst mit gutem Ale gestillt haben, werden sie nicht mehr gefährlich sein; gesättigt, fallen sie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der deutschen Communisten sind große Logiker, von denen die stärksten aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen, und sie sind ohne Zweifel die fähigsten Köpfe und die energievollsten Charaktere Deutschlands. Diese Doctoren der Revolution und ihre mitleidslos entschlossenen Jünger sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre linkischen Vertreter sind todt, mausetodt und wohl eingesargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich spreche hier weder Wünsche noch Beklagnisse aus; ich berichte Thatsachen, und ich rede die Wahrheit.

Das Verdienst, jene grauenhaften Erscheinungen, welche erst später eintrafen, in meinem Buche „De l'Allemagne" lange vorausgesagt zu haben, ist nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einst in Deutschland gepfiffen und gezwitschert werden dürften, denn ich sah die Vögel ausbrüten, welche später die neuen Sangesweisen anstimmten. Ich sah, wie Hegel mit seinem fast komisch ernsthaften Gesichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern saß, und ich hörte sein Gackern. Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verclausulirter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verständen, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines nähern Umgangs gönnte. So wunderte sich Jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch seinen Ruhm allgemein bekannten und von den geistreichsten Journalisten gefeierten Giacomo Meyerbeer. Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein schier unkluger Gesell, der auch wirklich späterhin von seiner Familie für blödsinnig erklärt und unter Curatel gesetzt wurde, weil er, anstatt sich durch sein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunst oder Wissenschaft, vielmehr für läppische Schnurrpfeifereien seinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für sechstausend Thaler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser arme Mensch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorbeerbegränztes musikalisches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Rossini, gelten wollte und lieber sein Geld für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoß den vertrautesten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstande nichts von Allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungenirt allen Geniesergießungen des Moments überlassen. Ueberhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweise hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappirte mich oft, und von letzteren blieben mir viele im Gedächtniß. Eines schönen, hellgestirnten Abends standen wir Beide neben einander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffee getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, bum! bum! die Sterne sind nur ein leuchtender Ausputz am Himmel." Um Gotteswillen, rief ich, es gibt also droben kein glückliches Local, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie

Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben? Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch er schien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.

Wie schwer das Verständniß der Hegel'schen Schriften ist, wie leicht man sich hier täuschen kann und zu verstehen glaubt, während man nur dialectische Formeln nachzuconstruiren gelernt, das merkte ich erst viele Jahre später hier in Paris, als ich mich damit beschäftigte, aus dem abstracten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, in's Französische zu übersetzen. Hier muß der Dolmetsch bestimmt wissen, was er zu sagen hat, und der verschämteste Begriff ist gezwungen, die mystischen Gewänder fallen zu lassen und sich in seiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorsatz gefaßt, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu verfassen, um sie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne" als Ergänzung desselben einzuverleiben. Ich beschäftigte mich während zwei Jahren mit dieser Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anstrengung, den spröden Stoff zu bewältigen und die abstractesten Partien so populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaßte mich bei seinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuscript mich mit fremden, ironischen, ja bösbarten Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift paßten nicht mehr zusammen. Es hatte sich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus schon meines Gemüthes bemeistert, und da ich mir gestehen mußte, daß allen diesen Gottlosigkeiten die Hegel'sche Philosophie den furchtbarsten Vorschub geleistet, ward sie mir äußerst unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeisterung für diese Philosophie, und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstracter Denker und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Unsträflichkeit, ich war unsündbar, ich war die incarnirte Reinheit, die anrüchigsten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Huldigungen des Bekehrten. Diese Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr Niemand als solchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten. — Jede Unbill, die sie mir anthaten, war ein Sacrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieser höheren Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid. Wie ich keine Feinde besaß, so gab es für mich auch keine Freunde, sondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, sowohl die versificirten, wie die, welche ich in Prosa geschaffen, und dieser Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich sehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräsentationskosten eines Olympiers, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, daß eines Tages — im

Februar 1848 — diese beiden Requisiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch sehr in's Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publicum in jener Zeit mit so großen unerhörten fabelhaften Schauspielen beschäftigt, daß dasselbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Person vorging, nicht besonders bemerken mochte. Ja, sie waren unerhört und fabelhaft, die Ereignisse in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügsten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödsinns auf's Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Ersten, das Unterste kam zu oberst, sowohl die Dinge wie die Gedanken waren umgestürzt; es war wirklich die verkehrte Welt. Wäre ich in dieser unsinnigen, auf den Kopf gestellten Zeit ein vernünftiger Mensch gewesen, so hätte ich gewiß durch jene Ereignisse meinen Verstand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, mußte das Gegentheil geschehen, und sonderbar! just in den Tagen des allgemeinen Wahnsinns kam ich selber wieder zur Vernunft! Gleich vielen andren heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, mußte auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Göttergeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eigenen irdischen Angelegenheiten leiten sollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigene Vorsehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, sie gleichsam einem himmlischen Intendanten zu übertragen, der sie mit seiner Allwissenheit wirklich viel besser besorgt. Die Existenz eines Gottes war seitdem für mich nicht blos ein Quell des Heils, sondern sie überhob mich auch aller jener qualerischen Rechnungsgeschäfte, die mir so verhaßt, und ich verdanke ihr die größten Ersparnisse. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für Andere zu sorgen, und seit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich fast gar nichts mehr aus für Unterstützung von Hilfsbedürftigen: — ich bin zu bescheiden, als daß ich der göttlichen Fürsehung, wie ehemals, in's Handwerk pfuschen sollte; ich bin kein Gemeindeversorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Clienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daß ich nur ein armseliges Menschengeschöpf bin, eine seufzende Creatur, die mit der Weltregierung nichts mehr zu schaffen hat, und daß sie sich hinfüro in Noth und Trübsal an den Hergott wenden müßten, der im Himmel wohnt, und dessen Budget eben so unermeßlich wie seine Güte ist, während ich armer Exgott sogar in meinen göttlichsten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüsten zu genügen, sehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen mußte.

Tirer le [illegible] ist in der That einer der glücklichsten Ausdrücke der französischen Sprache, aber die Sache selbst war höchst demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu sein, und kein Philosoph wird mir jemals wieder einreden, daß ich ein Gott sei! Ich bin nur ein armer Mensch, der obendrein nicht mehr ganz gesund und sogar sehr krank ist. In diesem Zustande ist es eine wahre Wohlthat für mich, daß es Jemand im Himmel gibt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben, die sie oft sehr nöthig hat. Gottlob! in solchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen, so viel ich will, und ohne mich zu geniren, und ich kann ganz mein Herz ausschütten vor dem Allerhöchsten und ihm Manches vertrauen, was wir sogar unserer eigenen Frau zu verschweigen pflegen.

Nach obigen Geständnissen wird der geneigte Leser leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'sche Philosophie nicht mehr behagte. Ich sah gründlich ein, daß der Druck derselben weder dem Publicum noch dem Autor heilsam sein konnte, ich sah ein, daß die magersten Spittelsuppen der christlichen Barmherzigkeit für die verschmachtende Menschheit noch immer erquicklicher sein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'schen Dialectik: — ja, ich will Alles gestehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es ist freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benützte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuscript über die Hegel'sche Philosophie in die lodernde Glut, wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse gethan: die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbaren kichernden Geknister.

Gottlob, ich war sie los! Ach, könnte ich doch Alles, was ich einst über deutsche Philosophie drucken ließ, in derselben Weise vernichten! Aber das ist unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngst betrübsamlichst erfahren, so bleibt mir nichts übrig, als öffentlich zu gestehen, daß meine Darstellung der deutschen philosophischen Systeme, also fürnehmlich die ersten drei Abtheilungen meines Buches „De l'Allemagne", die sündhaftesten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutschen Version als ein besonderes Buch drucken lassen, und da die letzte Ausgabe desselben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht besaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, so versah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geschäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der „Allemagne" mich besonders auszusprechen. Sie lautet, wie folgt: „Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert und Manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner besseren Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grunde meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Eben so unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialectik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eigenen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, daß er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todtgeschlagen habe und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge; er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständniß machte, daß ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes und war so übermüthig wie der König Nebukadnezar vor seinem Sturze.

„Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — es wird wohl Salat gewesen sein. In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstockteren Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg, und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viele schöne und merk-

würdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth waren, z. B. gleich im Anfange die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigte

sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: „Wenn Ihr vom Baume der Erkenntniß genossen, werdet Ihr wie Gott sein!“ Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, daß die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, daß sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stamm Mutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab. — o Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewußtsein

kommt ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte zumal die Rede der Schlange kommt mir nicht aus dem Sinn und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen in derselben Weise wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse."

Nach der Stelle welche ich hier zuerst folgen Geständnisse über den Einfluß den die Lectüre der Bibel auf meine spätere Geistesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich eben so sehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Meßalina nach einer liederlichen Nacht jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkte worauf auch der Onkel Tom steht: auf dem der Bibel, und ich knie neben dem schwarzen Verbrüder nieder in derselben Andacht.

Welche Demüthigung! Mit all meiner Wissenschaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwissende Neger, der kaum buchstabiren

gelernt! Der arme Tom scheint freilich in dem heiligen Buche noch mehre Dinge zu sehen als ich, dem besonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom versteht sie vielleicht besser, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitschenhiebe, die mich manchmal bei der Lectüre der Evangelien und der Apostelgeschichte sehr unästhetisch anwiderten. So ein armer Negersclave liest zugleich mit dem Rücken und begreift daher viel besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Moses in der ersten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponirt. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt wo er mit Gott spricht — Gott verzeih mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Aehnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik nicht verzieh. Ich sah nicht daß Moses trotz seiner Befeindung der Kunst dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstler-

geist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm wie bei seinen ägyptischen Landsleuten nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie diese Aegypter formirte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes ewiges heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerem Rechte als der römische Dichter darf jener Künstler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeister, habe ich auch über das Werk die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht blos ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kampen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Eben so wenig die Thaten der Juden wie ihr eigentliches Wesen sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimniß. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt.

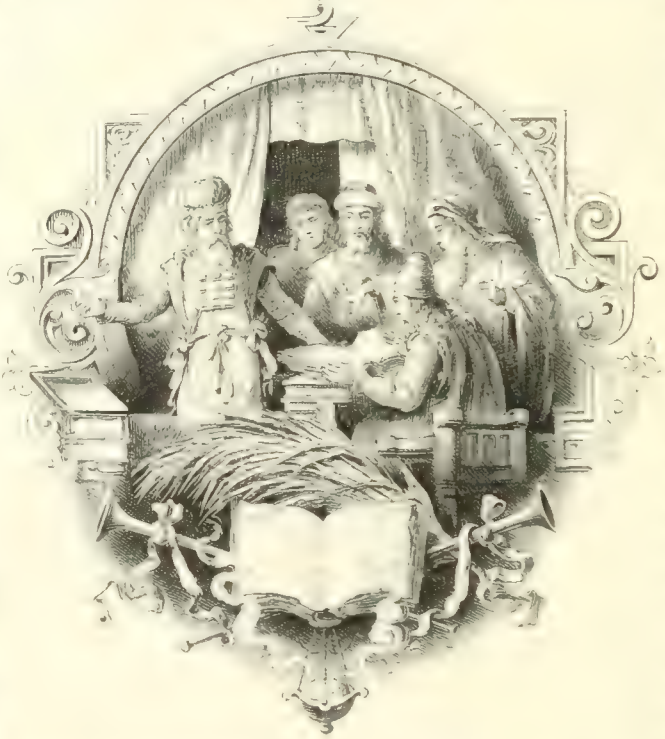
Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citiren pflegte, ich citire jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr viel. Sie hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels. Die thörichten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung aber auch in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht sehr gescheite Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutherisch-evangelischen Bekenntniße zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, jetzt wo ich krank und gläubig geworden mit größerer Sympathie als zuvor zugethan sei? Nein, ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung keine Aenderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht genirt, wie er mich früher nie allzu sehr genirte. Freilich, ich gestehe es, anfänglich, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande [illegible] losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegirten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: „Paris vaut bien une messe," so konnte ich mit [illegible] sagen: „Berlin vaut bien [illegible]," und ich konnte nun nach wie vor das rein aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrirte Christenthum geraffen haben, das man damals sogar ohne Verklärung Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kneipen haben konnte. In jener Zeit waren ich selbst nur ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andre; ich konnte aus Courtoisie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der russische Kaiser für sich einen preußischen

Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt einer Revue in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt wo durch das Wiedererwachen des religiösen Gefühls so wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir vorgegangen – entspricht jetzt die lutherische Glaubensuniform einigermaßen meinem innersten Gedanken? Inwieweit ist das officielle Bekenntniß zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine directe Beantwortung begegnen, sie soll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienste zu beleuchten, die sich der Protestantismus, nach meiner jetzigen Einsicht: um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermessen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philosophie ein überwiegendes Interesse für mich hatte, wußte ich den Protestantismus nur wegen der Verdienste zu schätzen, die er sich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden ist, auf welchem sich später Lessing, Kant und Hegel bewegen konnten. — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt mußte diesen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieser Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutschen Philosophie gewürdigt und meine kampflustige Parteinahme für den Protestantismus justificirt. Jetzt, in meinen spätern und reifern Tagen, wo das religiöse Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt und der gescheiterte Metaphysiker sich an die Bibel festklammert: jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage: die Auffindung, denn die Juden die dasselbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein solcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde desselben, die Hochstraten & Comp. in Cöln, die man als blödsinnige Dunkelmänner darstellte, waren keineswegs so ganz dumme Tröpfe, sondern sie waren fernsichtige Inquisitoren, welche den Erfolg, den die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl voraussahen; daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräischen Schriften, die sie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während sie die Dolmetscher dieser heiligen Schriften, die Juden, durch den verbotten Pöbel auszumerzen suchten. Jetzt wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, sieht man wie Jeder im Grunde Recht hatte. Die Cölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, sowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedre Volk, die Kinder des Erb-Elends, haßte die Juden schon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heutzutage der Haß der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haß gegen die Juden. In der That da diese Letztern ausgeschlossen von jedem Grundbesitz und jedem Erwerb durch Handwerk nur auf den Handel und die Geldgeschäfte angewiesen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, so waren sie, die Juden, gesetzlich dazu verdammt, reich, gehaßt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiösen Deckmantel, und es hieß, man müsse Diejenigen tödten, die einst unsern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und dessen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verschrien! Die blutige Parodie eines solchen Wahnsinns sahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sanct Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimsuchte, einen schwarzen Fanatiker an seiner Spitze hatte, der ein ungeheueres Crucifix trug und blutdürstig schrie: „Die Weißen haben Christum getödtet, laßt uns alle Weißen todtschlagen!"

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das theure Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprachen übersetzte und in alle Welt verbreitete. Diese Verbreitung hat die segensreichsten Früchte hervorgebracht und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibel-Gesellschaft eine



providentielle Sendung erfüllt, die bedeutsamer ist und jedenfalls ganz andere Folgen haben wird als die frommen Gentlemen dieser britischen Christenthums-Speditions-Societät selber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrschaft zu bringen und wie das Meer auch den Himmel zu monopolisiren, denselben zur britischen Kirchendomäne zu machen — und siehe! sie fordern, ohne es zu wissen, den Untergang aller protestantischen Secten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Mensch nicht blos König, sondern auch Bischof in seiner Hausburg sein soll; indem sie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, sie sozusagen der ganzen Menschheit durch mercantilische Kniffe, Schmuggel und Tausch in die Hände spielen und der Exegese der individuellen Vernunft überliefern, stiften sie das große Reich des Geistes, das Reich des religiösen Gefühls, der Nächstenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatische Begriffsformeln gelehrt werden kann, sondern durch Bild und Beispiel, wie dergleichen enthalten ist in dem schönen, heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es ist für den beschaulichen Denker ein wunderbares Schauspiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel schon seit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des palästinischen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Testamente sich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den skandinavischen und anglosächsischen, überhaupt in germanischen und einigermaßen auch in celtischen Landen, hat sich das Palästinathum so geltend gemacht, daß man sich dort unter Juden versetzt zu sehen glaubt. Z. B. die protestantischen Schotten sind sie nicht Hebräer, deren Namen überall biblisch, deren Cant sogar etwas jerusalemitisch pharisäisch klingt und deren Religion nur ein Judenthum ist, welches Schweinefleisch ißt? So ist es auch mit manchen Provinzen Norddeutschlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meisten neuen Gemeinden der Vereinigten Staaten, wo man das alttestamentalische Leben pedantisch nachäfft. Letzteres erscheint hier wie daguerreotypirt, die Contouren sind ängstlich richtig, doch Alles ist grau in grau, und es fehlt der sonnige Farbenschmelz des gelobten Landes. Aber die Caricatur wird einst schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern ebenso gottesfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kameele nöthig, um gut zu sein, und Gutsein ist besser denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß sie das jüdische Leben in Sitte und Denkweise so leicht

in sich aufgenommen. Der Grund dieses Phänomens ist vielleicht auch in dem Charakter des jüdischen Volkes zu suchen, das immer sehr große Wahlverwandtschaft mit dem Charakter der germanischen und einigermaßen auch der celtischen Race hatte. Judäa erschien mir immer wie ein Stück Occident, das sich mitten in den Orient verloren. In der That, mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen, sogar asketischen Sitten, kurz mit seiner abstracten Innerlichkeit, bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegensatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig buntesten und brünstigsten Naturculten huldigend, in bacchantischem Sinnenjubel ihr Dasein verluderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt! Bedenkt man diese Umgebung, so kann man die frühe Größe Israels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israels, während nicht bloß in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Alterthums, sogar bei den philosophischen Griechen, die Sclaverei justificirt war und in Blüthe stand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu compromittiren bei den jetzigen Gewalthabern. Es gibt wahrhaftig keinen Socialisten, der energischer wäre als unser Herr und Reformer, und bereits Moses war ein solcher Socialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Abschaffung des Eigenthums tollköpfig zu decretiren, erstrebte Moses nur die Moralisation desselben, er suchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahres, wo jedes alienirte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weise dasselbe veräußert worden. Diese Institution bildet den entschiedensten Gegensatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewissen Zeit der factische Besitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn Letzterer nicht zu beweisen vermag, während jener Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Diese letzte Bedingniß ließ der Chicane offenes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehen. Der Römer war zugleich Soldat und Advocat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet wußte er durch Jungendreiserei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Casuisten konnte die Präscription, die Verjährung, erfinden und dieselbe consacriren in jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Codex des römischen Civilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist.

Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmatisirt; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch heute das rührend schöne Wort: „Hundert Jahr' Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die mosaische Gesetzgebung protestirt noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahres. Moses wollte nicht das Eigenthum abschaffen, er wollte vielmehr, daß Jeder dessen besäße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke und dieser athmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sclaverei selbst haßte er über alle Maßen schier ingrimmig, aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er mußte sich darauf beschränken, das Schicksal der Sclaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sclave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, daß der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen.

O Moses, unser Lehrer, Moische Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsere gemüthlichen Sclaven in schwarzrothgoldener Livrée mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch historischer Betrachtungen und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eigenes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimat in sehr indiscreet gestellten Fragen die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, inwieweit ich merken ließ, daß ich weder für ein Dogma, noch für irgend einen Cultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständniß jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeugte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich das Gerücht, als sei ich zum katholischen Glauben übergetreten, ja, manche gute Seelen versicherten, ein solcher Uebertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den allein seligmachenden römisch-katholisch apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieser Feierlichkeit spendirte.

Wie sehr solches Gerücht Consistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint, und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachsagen mag, Eines ist gewiß: sie sind keine Egoisten, sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein Bißchen zu viel.

Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur dem Irrthum zuschreiben; die unschuldigsten Thatsachen hat hier gewiß nur der Zufall entstellt. Es hat nämlich ganz seine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die sogar einst eine Jesuitenkirche gewesen, nämlich in Saint

Sulpice und ich habe mich dort einem religiosen Acte unterzogen. Aber dieser Act war keine gehässige Abjuration, sondern eine sehr unschuldige Conjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin nach der Civiltrauung auch kirchlich einsegnen, weil meine Gattin, von erzkatholischer Familie, ohne solche Ceremonie sich nicht gottgefällig genug verheiratet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei diesem theuren Wesen in den Anschauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störniß verursachen.

Es ist übrigens sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Confession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben, behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkische Uebertugend abzubüßen. Auch noch in anderer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß sie in die Gefahr geratben, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen!

Der Unglauben ist in der Ehe jedenfalls gefährlich, und so freigeistisch ich selbst gewesen, so durfte doch in meinem Hause nie ein frivoles Wort gesprochen werden. Wie ein ehrsamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deshalb, als ich heiratete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hierzulande die gesetzlich eingeführte Civilehe hinlänglich von der Gesellschaft anerkannt ist. Meine liberalen Freunde grollten mir deshalb und überschütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Clerisei eine zu große Concession gemacht. Ihr Murrsinn über meine Schwäche würde sich noch sehr gesteigert haben, hätten sie gewußt, wie viel größere Concessionen ich damals der ihnen verhaßten Priesterschaft machte. Als Protestant, der sich mit einer Katholikin verheiratete, bedurfte ich um von einem katholischen Priester kirchlich getraut zu werden, eine besondere Dispens des Erzbischofs, der diese aber in solchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daß der Gatte sich schriftlich verpflichtet, die Kinder, die kommen würden, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu lassen. Es wird hierüber ein Revers ausgestellt, und wie sehr auch die protestantische Welt über solchen Zwang schreit, so will mich bedünken, als sei die katholische Priesterschaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einsegnende Garantie nachsucht, muß sich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denselben ganz de bonne foi, und ich

wäre gewiß meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns gesagt, da ich wohl wußte, daß Vaterschaft nicht meine Spezialität ist, so konnte ich besagten Revers mit desto leichterem Gewissen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, sicherten in meinem Gedächtniß die Worte der schönen Ninon de Lenclos: „Ich habe [illegible]“

Ich will meinen Bekenntnissen die Krone aufsetzen, indem ich gestehe, daß ich damals, um die Dispens des Erzbischofs zu erlangen, nicht blos meine Kinder, sondern sogar auch selbst der katholischen Kirche verschrieben hätte. Aber der Maître de Rome, der wie der schwarze Mann in den Kindermärchen sich die künftige Geburt für seine Dienste ausbedingt, begnügte sich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und so blieb ich ein Protestant, nach wie vor, ein protestirender Protestant, und ich protestire gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu sein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer selbst das aberwitzigste Gerede ohne mich viel darum zu bekümmern über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutschland herumtrottelt, keinen Anlaß zu gewähren, in ihrer töppisch treulosen Weise meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigene, unwandelbare, in der dicksten Bärenhaut eingenähte Charakterfestigkeit zu pochen. Gegen den armen Maître de Rome, gegen die römische Kirche ist also diese Reclamation nicht gerichtet. Ich habe längst aller Befehdung derselben entsagt und längst ruht in der Scheide das Schwert, das ich einst zog im Dienste einer Idee und nicht einer Privatleidenschaft. Ja, ich war in diesem Kampf gleichsam ein [illegible], der sich brav schlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatischer Feindschaft gegen die römische Kirche kann bei mir nicht die Rede sein, da es mir immer an jener Bornirtheit fehlte, die zu einer solchen Animosität nöthig ist. Ich kenne zu gut meine geistige Taille, um nicht zu wissen, daß ich einem Kolosse wie die Peterskirche ist, mit meinem wüthendsten Anrennen wenig schaden dürfte; nur ein bescheidener Handlanger könnte ich sein bei dem langsamen Abtragen seiner Quadern, welches Geschäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu sehr Geschichtskundiger, als daß ich nicht die Riesenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Bastille des Geistes, behauptet immerhin, dieselbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt: aber es ist darum nicht minder wahr, daß auch diese Bastille nicht so leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, mußte ich immer der Consequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma, noch den Cultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll selige Ueberschwänglichkeit und dramatische Todeslust jener Poesie, auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in gereimte Verse, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnaperiode, die ich in späteren Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lachen.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daß in derselben Weise, wie kein blinder Haß gegen die römische Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rancüne gegen ihre Priester in meinem

Gemüthe nisten konnte; wer meine satyrische Begabniß und die Bedürfnisse meines parodirenden Uebermuthes kennt, wird mir gewiß das Zeugniß ertheilen, daß ich die menschlichen Schwächen der Clerisei immer schonte, obgleich in meiner spätern Zeit die frommthuenden aber dennoch sehr bissigen Ratten, die in den Sacristeien verschiedener Länder herumraschelu, das finstere Fanatikergeschmeiß mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigsten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Priesterstand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienste gedachte, die er sich einst um mich erwarb. Denn katholische Priester waren es, denen ich als Kind meinen ersten Unterricht verdankte; sie leiteten meine ersten Geistesschritte. Auch in der höheren Unterrichtsanstalt zu Düsseldorf, welche unter der französischen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche, die sich alle mit ernster Güte meiner Geistesbildung annahmen; seit der preußischen Invasion, wo auch jene Schule den preußisch-griechischen Namen Gymnasium annahm, wurden die Priester allmälig durch weltliche Lehrer ersetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeschafft, die kurzgefaßten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomathien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Compendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstracten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war als das leichtfaßliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muß man doch eingestehen, sie bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums sehr verstümmelt mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntniß sehr verallgemeinert, sozusagen demokratisirt, sie ging in die Massen über, statt daß bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat, das Alterthum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein classischer Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine äsopische Fabel oder ein horazischer Vers im Urtopte zurückbleibt wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkrusten ihrer Jugend später noch

lange zu knuspern hatten. „So ein Bißchen Latein ziert den ganzen Menschen," sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitencollegium ging, so mancher schöne ciceronianische Passus aus den catilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich citirte. Pädagogik

war die Specialität der Jesuiten und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst die einzige menschliche Leidenschaft die ihnen blieb manchmal die Oberhand sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Philosophie zu Gunsten des Glaubens und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegentheil gegen ihren Willen durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Einwirkung, aber nicht eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft so konnte ich nie einstimmen in das Ketergeschrei meiner Genossen, die bei dem Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochsen, denen man einen rothen Lappen vorhält. Und dann ohne im Geringsten die Wuth meiner Partei Interessen zu verabsäumen, mußte ich mir in der Besonnenheit meines Gemüthes zuweilen gestehen, wie es oft von den kleinsten Zufälligkeiten abhing daß wir dieser statt jener Partei zuneigen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengesetzten Feldlager befänden. In dieser Beziehung kommt mir ein Gespräch in den Sinn das ich mit meiner Mutter führte vor etwa acht Jahren wo ich die hochbetagte Frau, die schon damals achtzigjährig, in Hamburg besuchte. Eine sonderbare Aeußerung entschlüpfte ihr als wir von den Schulen worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholischen Lehrern sprachen, worunter sich wie ich jetzt erfuhr manche ehemalige Mitglieder des Jesuitenordens befanden. Wir sprachen viel von unserem alten lieben Schallmeyer, dem in der französischen Periode die Leitung des Düsseldorfer Lyceums als Rector anvertraut war und der auch für die oberste Classe Vorlesungen über Philosophie hielt worin er nunmwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandersetzte wie grell diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungirte. Es ist gewiß bedeutsam, und vielleicht einst vor den Augen im Thale Josaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden daß ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche Begünstigung genoß ich vorzugsweise, weil der Rector Schallmeyer sich als Freund unserer Familie ganz besonders für mich interessirte; einer meiner Ohme, der mit ihm zu Bonn studirt hatte, war dort sein akademischer Pylades gewesen, und mein Großvater errettete ihn einst aus einer tödtlichen Krankheit. Der alte Herr besprach sich deshalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter später in Hamburg erzählte daß er ihr den Rath ertheilte mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studiren: durch die einflußreichen Freunde, die der Rector Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er, im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu verhelfen. Als mir dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, daß sie dem Rathe des geistreichen alten Herrn nicht Folge geleistet, der mein Naturell frühzeitig durchschaut hatte und wohl am richtigsten begriff, welches geistige und physische Klima demselben am angemessensten und heilsamsten gewesen sein möchte. Die alte Frau bereute jetzt sehr, einen so vernünftigen Vorschlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte sie für mich so hochfliegende weltliche Würde, und dann war sie eine Schülerin Rousseau's, eine strenge Deistin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren ältesten Sohn in jene Soutane zu stecken welche sie von manchen Priestern mit so plumpem Ungeschick tragen sah. Sie wußte nicht, wie ganz anders ein römischer Abbate dieselbe mit einem graziösen Chic trägt und wie kokett er das schwarzseidne Mäntelchen schwenkt, das die fromme Uniform der feinen Art und der Schöngeisterei ist im ewig schönen Rom.

O welch ein glücklicher Sterblicher ist ein römischer Abbate, der nicht blos der Kirche Christi, sondern auch dem Apoll und den Musen dient. Er selbst ist ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaß, wenn er seine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Cadenzen recitirt. Er ist ein Kunstkenner und er besucht

nur den Hals einer jungen Sängerin zu betasten um voraussagen zu können, ob sie einst eine Colbrerima cantatrice, eine Diva, eine Weltprimadonna sein wird. Er versteht sich auf Antiquitäten und über den ausgegrabenen Torso einer griechischen Bacchantin schreibt er eine Abhandlung im schönsten ciceronianischen Latein, die er dem Oberhaupte der Christenheit, dem Pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar welcher Gemäldekenner ist der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers besucht und ihnen über ihre lieblichen Modelle die feinsten anatomischen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieser Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt ein solcher Abbate zu werden und im süßesten dolce far niente dahin zu schlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, studirend im Genusse und genießend im Studium, und ich hätte Messe gelesen vor den auserlesensten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als strenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetische Roheit ausartend — ich hätte am meisten die römischen Damen erbaut und wäre vielleicht durch manche Gunst und Verdienste in der Hierarchie der Kirche zu den höchsten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein Monsignore geworden, ein Violettstrumpf, sogar der rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein.

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Conclaves auf mich gefallen wäre. Es ist dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiß mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuß. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilika in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein Bißchen festgeklammert haben an der Armlehne des goldenen Sessels, den sechsstämmige, carmoisinrothe Camerieren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuziner mit brennenden Kerzen und galonnirte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Processionsgemälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sacerdotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nöthig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen ertheilt; in pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe und umgeben von einem Generalstab von Rothhüten und Bischofsmützen, Goldbrocatgewändern und Kutten von allen Couleuren hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten in unabsehbar wimmelnder Menge mit gebeugten Köpfen und kniend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst geworden, auch kein Cardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und, wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demuth mich hingebend diesen Namen geringschätzen. Man ist viel, wenn man ein Dichter ist und gar wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen, und wenn mein College Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, „daß der Chinese mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male“, so kann ich soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhafteren, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich etwa vor zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrmann aus Riga befand, stellte mir derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen dreißig Jahre dort in

Nangasaki zugebracht und begierig wünschte meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgibt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Uebersetzung drucken ließ und dieses sei das erste europäische Buch gewesen, das in japanischer Sprache erschienen — übrigens fände ich über diese curiose Uebertragung einen weitläufigen Artikel in der englischen Review von Kalkutta. Ich schickte sogleich nach mehreren Cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorsteherinnen konnte mir die Review von Kalkutta verschaffen und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens, an jene gelehrten Widersacher, welche die Wissenschaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daß Herr Paultier kein Chinesisch versteht, während Herr Paultier, der große Indianist, entdeckte, daß Herr Julien kein Sanskrit versteht; sie haben über dies für das Publicum höchst wichtige und höchst interessante Thema viele Bücher veröffentlicht.

Seitdem habe ich über meinen japanischen Ruhm keine weitern Nachforschungen angestellt. In diesem Augenblick ist er mir eben so gleichgiltig wie etwa mein finnländischer Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieser sonst so süße Tand, süß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir seit

geraumer Zeit sehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo sagen: „Ich bin der Narr des Glücks.“ Ich stehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt es mir, daß bei Festmahlen aus goldnen Pokalen und mit den besten Weinen meine Gesundheit getrunken wird, wenn ich selbst unterdessen, abgesondert von aller Weltlust, nur mit einer schalen Tisane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daß begeisterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büste mit Lorbeeren umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine spanische Fliege hinter die Ohren gedrückt wird! Was nützt es mir, daß alle Rosen von Schiras so zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras ist zweitausend Meilen entfernt von der Rue d'Amsterdam, wo ich in der verdrießlichen Einsamkeit meiner Krankenstube nichts zu riechen bekomme als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes lastet schwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Aristophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdischen, sogenannten deutschen Aristophanes recht grell darthun, wie die witzigsten Sarkasmen desselben nur armselige

Spötteleien gewesen im Vergleich mit den seinigen, und wie kläglich ich ihm nachstehen muß im Humor in der kolossalen Spaßmacherei.

Ja, die Länge der Verhöhnung, die der Meister über mich herabgesandt ist entsetzlich und schauerlich grausam ist sein Spaß. Demüthig bekenne ich seine Ueberlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an solcher höchsten Schöpfungskraft fehlt, so blitzt doch in meinem Geiste die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächst die unterthänigste Andeutung auszusprechen, es wolle mich bedünken, als zöge sich jener grausame Spaß, womit der Meister den armen Schüler heimsucht, etwas zu sehr in die Länge; er dauert schon über sechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daß jener Spaß nicht neu ist und daß ihn der große Aristophanes des Himmels schon bei einer andern Gelegenheit angebracht und also ein Plagiat an sich selber begangen habe. Um diese Behauptung zu unterstützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citiren. Diese Chronik ist sehr interessant für Diejenigen, welche sich über Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beschreibt, wie ein Mode-Journal, die Kleidertrachten, sowohl die männlichen als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie gibt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von anno 1480, daß man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher

als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so daß man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Einsiedler gedichtet, der von der Minnesucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiß, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Minnesucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechtum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte. Der arme Einsiedler, von dessen Ruhm als Liederdichter die obengenannte Limburger Chronik gesprochen, war nun ein solcher Minnesüchtiger; und er saß traurig in der Oede seines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutschland seine Lieder sang und pfiff! O, dieser Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grausame Spaß der Welt, der auch hier derselbe ist, obgleich er diesmal im romantischen Costüme des Mittelalters erscheint. Der blasirte König von Judäa sagte mit Recht: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“ — Vielleicht ist diese Sonne selbst ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt so imposant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgesichten glaube ich den armen Einsiedler der Limburger Chronik meinen Bruder in Apoll, vor mir zu sehen und seine leidenden Augen lugen sonderbar stier hervor aus seiner Kapuze; aber im selben Augenblick huscht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Elementargeister.

(1854.)

Ich habe mein Möglichstes gethan, die mittelalterliche Tendenz unserer Romantiker nicht einzig und allein aus tadelnswerthen Quellen herzuleiten; ich habe ihren besten Rechtfertigungsgrund im dritten Buch der Beiträge „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" angeführt, wo ich bemerkte, daß die Manie für das Mittelalter am Ende vielleicht nur eine geheime Vorliebe für den altgermanischen Pantheismus war, da die Ueberreste dieser alten Religion in dem Volksglauben jener späteren Epoche fortlebten. Ich habe schon früher davon gesprochen, wie diese Ueberreste sich, freilich in entstellter und verstümmelter Form, in dem Zauber- und Hexenwesen erhielten. Ja, sie leben in dem Gedächtniß des Volkes, in seinen Gebräuchen, in seiner Sprache fort . . . Auf jedes Brot, das der deutsche Bäcker backt, druckt er den alten Druidenfuß, und unser tägliches Brot trägt noch das Zeichen der germanischen Religion. Welch einen bedeutsamen Contrast bildet dies

wirkliche Brot zu dem trockenen, saftlosen Scheinbrote, mit dem der spiritualistische Cultus uns abspeist!

Nein, die Erinnerungen an den altgermanischen Glauben sind noch nicht erloschen. Wie man behauptet, gibt es greise Menschen in Westphalen, die noch immer wissen, wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette sagen sie es dem jüngsten Enkel, und der trägt dann das Geheimniß in dem verschwiegenen Sachsenherzen. In Westphalen, dem ehemaligen Sachsen, ist nicht Alles todt, was begraben ist. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefsinnigen Zaubersprüche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnißvolle Ehrfurcht durchschauerte meine Seele, als ich einst diese Waldungen durchwandernd, bei der uralten Siegburg vorbeikam. „Hier," sagte mein Wegweiser, „hier wohnte einst König Wittekind," und er seufzte tief. Es war ein schlichter Holzhauer, und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieser Mann, wenn es darauf ankömmt, schlägt sich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf sein Beil fällt!

Das war ein schwarzer Tag für Sachsenland, als Wittekind, sein tapferer Herzog, von Kaiser Carl geschlagen wurde bei Engter. Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun Alles mit Weib und Kind an die Furth kam und sich drängte, mochte

eine alte Frau nicht weiter geben. Weil sie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen sollte so wurde sie von den Sachsen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns Kamp begraben; dabei sprachen sie: „Krup under krup under de Welt is di gram du kannst dem Gerappel nah mehr folgen."

Man sagt daß die alte Frau noch lebt. Nicht Alles ist todt in Westphalen was begraben ist.

Die Gebrüder Grimm erzählen diese Geschichte in ihren deutschen Sagen; die gewissenhaften, fleißigen Nachforschungen dieser wackeren Gelehrten werde ich in den folgenden Blättern zu weilen benützen. Unschätzbar ist das Verdienst dieser Männer um germanische Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwissenschaft mehr geleistet als eine ganze französische Akademie seit Richelieu. Seine deutsche Grammatik ist ein kolossales Werk, ein gothischer Dom, worin alle germanischen Völker ihre Stimmen erheben, wie Riesenchöre jedes in seinem Dialecte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel seine Seele verschrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente bei diesem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That um diese Quadern von Gelehrsamkeit herbeizuschleppen um aus diesen hunderttausend Citaten einen Mörtel zu stampfen dazu gehört mehr als ein Menschenleben und mehr als Menschengeduld.

Eine Hauptquelle für Erforschung des alt germanischen Volksglaubens ist Paracelsus. Ich

habe seiner schon mehrmals erwähnt. Seine Werke sind in's Lateinische übersetzt, nicht schlecht, aber lückenhaft. In der deutschen Urschrift ist er schwer zu lesen; abstruser Styl, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er ist ein Naturphilosoph in der heutigsten Bedeutung des Ausdrucks. Man muß seine Terminologie nicht immer in ihrem traditionellen Sinne verstehen. In seiner Lehre von den Elementargeistern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deshalb, weil diese Namen dem Publicum schon geläufig sind, nicht weil sie ganz dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anstatt neue Worte willkürlich zu schaffen, hat er es vorgezogen, für seine Ideen alte Ausdrücke zu suchen, die bisher etwas Aehnliches bezeichneten. Daher ist er vielfach mißverstanden worden, und Manche haben ihn der Spötterei, Manche sogar des Unglaubens bezichtigt. Die Einen meinten, er beabsichtige ein Kindermärchen aus Scherz in ein System zu bringen, die Anderen tadelten, daß er, abweichend von der christlichen Ansicht, jene Elementargeister nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe, anzunehmen, sagt er irgendwo, daß diese Wesen dem Teufel gehören; und was der Teufel selbst ist, das wissen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeister waren eben so gut wie wir, wirkliche Geschöpfe Gottes, die aber nicht wie Unseresgleichen aus Adams Geschlechte seien, und denen Gott zum Wohnsitz die vier Elemente angewiesen habe. Ihre Leibesorganisation sei diesen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Paracelsus die verschiedenen Geister, und hier gibt er uns ein bestimmtes System.

Den Volksglauben selbst in ein System bringen, wie Manche beabsichtigen, ist aber eben so unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen fassen. Höchstens kann man unter bestimmten Rubriken das Aehnliche zusammentragen. Dieses wollen wir auch in Betreff der Elementargeister versuchen.

Von den Koboldeu haben wir bereits gesprochen. Sie sind Gespenster, ein Gemisch von verstorbenen Menschen und Teufeln; man muß sie von den eigentlichen Erdgeistern genau unterscheiden. Diese wohnen meistens in den Bergen, und man nennt sie Wichtelmänner, Gnomen, Metallarii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von diesen Zwergen ist analog mit der Sage von den Riesen, und sie deutet auf die Anwesenheit zweier verschiedener Stämme, die einst mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber seitdem verschollen sind. Die Riesen sind auf immer verschwunden aus Deutschland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergschachten, wo sie, gekleidet wie kleine Bergleute, die kostbaren Metalle und Edelsteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Gold, Silber und Diamanten besessen; denn sie konnten überall unsichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein, um durchzuschlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Riesen aber blieben immer arm, und wenn man ihnen Etwas geborgt hätte, würden sie Riesenschulden hinterlassen haben. Auch wollten sich die Riesen niemals zum Christenthume bekehren. Ich schließe dies aus einer alten dänischen Ballade, wo sich die Riesen zuletzt versammeln und eine Hochzeit feiern. Die Braut verschlingt allein zum Frühstück vier Tonnen Brei, sechzehn Ochsenleiber und achtzehn Schweineseiten und trinkt außerdem sieben Tonnen Bier. Freilich bemerkt der Bräutigam: „Ich sah noch nie eine junge Braut, die so guten Appetit gehabt hätte.“ Unter den Gästen befand sich der kleine Mimmering, dessen Kleinheit einen Gegensatz zu der Gestalt dieser Riesen bildete. Und das Lied endigt mit den Worten: „Klein Mimmering war unter diesem heidnischen Volke das einzige Christenkind.“

Ueber die Hochzeiten des kleinen Volkes, wie man in Deutschland zuweilen die Zwerge nennt, hat man noch die anmuthigsten Traditionen, z. B. die folgende:

Das kleine Volk wollte einstmals im Schlosse Eilenburg in Sachsen eine Hochzeit feiern. Während der Nacht schlüpften sie durch's Schlüsselloch und durch die Fensterritzen in den Saal und sprangen Alle auf der gehöhnten Diele wie Erbsen auf einer Scheunentenne umher. Dadurch erwachte der alte Graf, welcher unter dem Himmel seines großen Bettes in jenem Saale schlief, und er war sehr verwundert beim Anblick dieser Menge von winzigen Leuten. Dann schritt einer von ihnen reich wie ein Herold gekleidet, auf ihn zu und lud ihn höflich und ingeziemenden Ausdrücken ein, an dem Feste theilzunehmen. „Aber“ fügte er hinzu, „wir bitten dich um eins: Nur die allein

darfst hier zugegen sein. Keiner deines Hauses darf sich erlauben, das Fest gleichzeitig mit dir anzusehn, wäre es auch nur mit einem einzigen Blicke. Der alte Graf antwortete freundlich: „Da ihr mich in meinem Schlafe gestört habt, will ich euch gern Gesellschaft leisten.“ Hierauf führte man ihm eine kleine Frau zu. Kleine Fackelträger stellten sich auf und eine leise, geheimnißvolle Musik begann. Der Graf hatte viel Mühe, beim Tanz nicht die kleine Frau zu verlieren, welche ihm so leicht bei ihren Sprüngen entschlüpfte und zuletzt so mit ihm herumwirbelte, daß er kaum Athem zu holen vermochte. Plötzlich hielt Alles im Augenblick der lebhaftesten Tanzfreude inne; die Musik verstummte und die ganze Schaar rannte zu den Thürritzen, Mauselöchern und überall hin, wo sich ein kleiner Ausgang fand. Aber die Vermählten, die Herolde und die Tänzer richteten ihre Augen zu einer Oeffnung in der Saaldecke empor und erblickten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche verstohlen die lustige Gesellschaft betrachtete. Dann verbeugten sie sich vor dem Grafen, und der, welcher ihn eingeladen, näherte sich ihm abermals und dankte ihm für seine Gastfreundschaft. „Aber,“ setzte er hinzu, „da unsere Festfreude und unsere Hochzeit gestört worden sind, weil noch ein anderes menschliches Auge sie angesehen hat, sollen von deinem Geschlecht künftig nie mehr als sieben gleichzeitig am Leben sein.“ Darauf entflohen sie eiligst; Alles war wieder in Schweigen gehüllt, und der alte Graf befand sich allein in dem dunklen Saale. Der Fluch ist bis heute in Erfüllung gegangen, und immer starb einer der sechs Ritter von Eilenburg, welche bis dahin gelebt hatten, sobald der Siebente geboren ward.

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge ist in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie schmiedeten die besten Schwerter, aber nur die Riesen wußten mit diesen Schwertern dreinzuschlagen. Waren diese Riesen wirklich von so hoher Statur? Die Furcht hat vielleicht ihrem Maße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat sich schon oft ereignet. Nicetas, ein Byzantiner, der die Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, gesteht ganz ernsthaft, daß einer dieser eisernen Ritter des Nordens, der Alles vor sich her zu Paaren trieb, ihnen in diesem schrecklichen Augenblick fünfzig Fuß groß zu sein schien.

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie schon erwähnt, die Berge. Die kleinen Oeffnungen, die man in den Felsen findet, nennt das Volk noch heutzutage Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele gesehen. Manche Tropfsteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, sowie auch manche bizarre Felsenspitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit. Es sind Zwerge, die ein böser Zauberer in Steine verwandelt, als sie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hause trippelten oder auch beim Hochzeitsmahl sich gütlich thaten. Die Sagen von solchen Versteinerungen sind im Norden eben so heimisch wie im Morgenlande, wo der bornirte Moslem die Statuen und Karyatiden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter versteinerte Menschen hält. Wie im Harze, so auch in der Bretagne sah ich allerlei wundersam gruppirte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bei Loc Maria Ker sind die Häuser der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamset.

Ich kann bei dieser Gelegenheit noch eine solche Hochzeitsgeschichte erzählen.

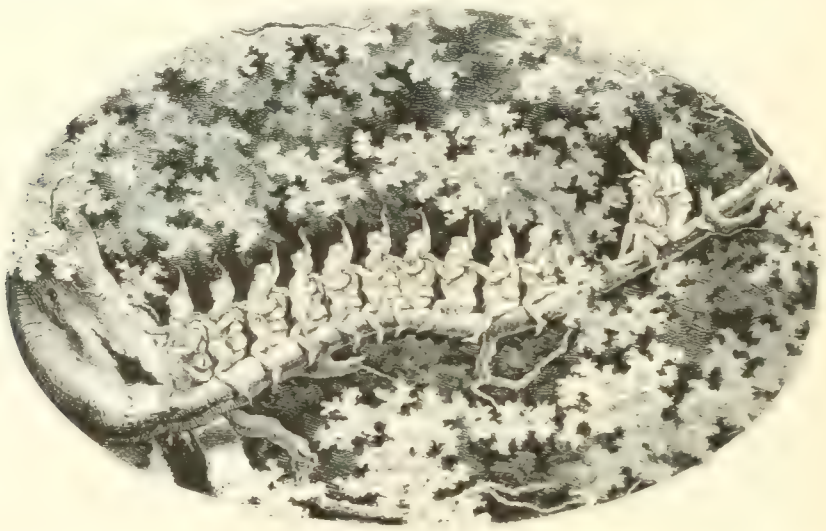
Es gibt in Böhmen, nicht weit von Elnbogen, in einem wilden aber schönen Thale, durch welches die Eger sich in vielfachen Windungen bis nach Carlsbad schlängelt, eine berühmte Zwergengrotte. Die Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer erzählen sich Folgendes. Diese Felsen wurden in alter Zeit von kleinen Berggeistern bewohnt, welche dort ein ruhiges Dasein verbrachten. Sie thaten Niemanden etwas zu Leide und halfen im Gegentheil ihren Nachbarn vorkommenden Falles aus Noth und Verlegenheit. Sie wurden lange Zeit von einem mächtigen Zauberer beherrscht; allein eines Tages, als sie eine Hochzeit feiern wollten und sich zu dem Ende in ihre kleine Kirche begaben, gerieth er in heftigen Zorn und verwandelte sie in Steine oder schloß sie vielmehr, da sie unvernichtbare Geister waren, in solche ein. Diese Felsenmasse heißt noch heutzutage „die verzauberte Zwergenhochzeit“, und man sieht die kleinen Gestalten in allen möglichen Posituren auf den Bergspitzen. Man zeigt in der Mitte eines Felsens das Bild eines Zwerges, der, als die Anderen der Verzauberung entschlüpfen wollten, zu lange in seiner Wohnung blieb und in dem Momente versteinert

ward wo er aus dem Fenster sah um nach Vorstand zu spähen.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen wodurch sie sich unsichtbar machen können; man nennt sie Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einst beim Dreschen mit dem Dreschflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeschlagen, dieser wurde sichtbar und schlupfte schnell in eine Erdspalte. Man kann übrigens durch Beschwörungen die Zwerge sichtbar machen.

Zu Nürnberg lebte ein Mann, Namens Paul Kreutz der eine wunderbare Beschwörung an

wandte. Er stellte an eine gewisse stabe Stelle einen kleinen ganz neuen Tisch mit einem weißen Tuche bedeckt darauf zwei Schüsselchen Milch ferner zwei Schüsselchen Honig zwei Tellerchen und zwei Messerchen. Hierauf nahm er ein schwarzes Huhn und schnitt demselben über einer Kindspfanne den Hals ab so daß das Blut in die Spreue tropfelte. Dann warf er ein Stück gen Sonnenaufgang und das andere gen Sonnenuntergang und begann seine Beschwörung. Darnach stellte er sich schleunigst hinter einen großen Baum und sah daß zwei Zwerglein aus



der Erde hervorgekommen sich in Trabe gesetzt und auf der kostbaren Kanzelgrame gegessen die er gleichfalls dort hingestellt. Nun richtete er Fragen an sie, die sie beantworteten, und als er dies oft wiederholt hatte, wurden sie so vertraut mit ihm, daß sie wie seine Gäste in sein Haus kamen. Wenn er nicht die gehörigen Anstalten getroffen, erschienen sie gar nicht oder entstoben kaut auf der Stelle. Er ließ endlich auch ihren König erscheinen, der allein in einem Scharlachmäntelchen ankam, worunter er ein Buch trug, das er auf den Tisch warf und er gestattete seinem Beschwörer darin zu lesen, so viel und so lange er wolle. Auch schöpfte der Mann daraus große Weisheit und Geheimnisse besonderer Art.

Die Zwerge zeigten sich auch manchmal sehr willig den Menschen, hatten gern mit uns Umgang und waren zuweilen gerne wenn wir ihnen aus dem Leid sangen. Wie aber bekannt wie wir noch sind wir spielten ihnen manchen Schabernack. In Wels Vorstagen hat man folgende Geschichte:

Des Sommers kam die Schaar der Zwerge kaum aus den Klüften heraus ins Tal, und zerstreute sich entweder hurtig oder doch gemächlich zu den arbeitenden Menschen namentlich zu den Mähdern in der Heuernte. Da setzten sie sich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns wie zwanzig Laub. Einmal aber kamen bosshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, so daß er blos noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Gesellen sich am Morgen daran niederließen brachte der Ast vollends entzwei die Zwerge

stürzten auf den Grund wurden ausgelacht er zürnten sich heftig und jammerten:

„O wie ist der Himmel so hoch
Und die Untreue so groß!
Heut hierher und nimmermehr!"

Sie sollen seit der Zeit das Land verlassen haben.

Ich bezweifle, daß die Zwerge die Menschen als gute Geister betrachteten; sicherlich vermochten sie an unsern Handlungen nicht unsern göttlichen Ursprung zu erkennen. Wesen von einer andern Natur als die unserige dürften keine gute Meinung von uns hegen und der Teufel hält uns für die schlechtesten aller Creaturen. Ich habe einmal in einer Dorfscheune die Faustcomödie darstellen sehen. Faust beschwört den Teufel und verlangt im Vertrauen auf seine Unerschrockenheit, daß der Teufel ihm in der furchtbarsten Gestalt, unter den Zügen der entsetzlichsten aller Creaturen erscheine . . . und der gehorsame Teufel erscheint unter der Gestalt eines Menschen.

Man weiß nicht recht, weshalb die Zwerge uns zuletzt so plötzlich verließen. Es gibt indessen noch zwei andere Traditionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unserer Neckheit und Bosheit zuschreiben. Die eine wird in den erwähnten Volkssagen folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge, welche in Höhlen und Klüften rings um die Menschen herum wohnten, waren gegen diese immer freundlich und gut gesinnt und des Nachts, wenn die Menschen schliefen verrichteten sie deren schwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk früh Morgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erkannte daß Alles gethan war, steckten die Zwerge im Gesträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn sie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeschnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und sie wohl sahen, daß vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen sein würde, da dankten sie innig dem vorausschauenden Zwergvolk. Endlich aber verscherzten die Menschen durch ihren Frevel die Huld und Gunst der Zwerge, sie entflohen und seitdem hat sie kein Auge wieder erblickt. Die Ursache war diese. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es sich daß dreimal hintereinander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Bürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „Das thut niemand Anders als die redlichen Zwerge, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagwerk; schon einmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern läßt sie kommen und gehen." Durch diese Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße bärgen, und ob diese anders gestaltet wären als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute sie rings um den Berg herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsefüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und spottete daß der Zwerge Geheimniß verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten diese ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menschengeschlecht und versagen ihm ihre Hilfe. Jener Hirt, der sie verathen hatte, wurde siech und blödsinnig fortan bis an sein Lebesende."

Die andere Tradition, die in Otmar's Volkssagen mitgetheilt wird, ist von viel betrübsam härterem Charakter:

„Zwischen Walkenried und Neuhof in der Grafschaft Hohenstein hatten einst die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab und schlug mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, daß ihr Volk es sei, welches die Felder der Landesbewohner beraubte wozu aber die äußerste Noth sie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen

Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk sandte endlich Abgeordnete und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder und wollte dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen lassen und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzuge nicht gesehen sein. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen und daß Jeder von ihnen in ein dorthin gestelltes Gefäß einen bestimmten Theil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne daß einer der Landeseinwohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke versteckt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen, es war ihnen, als ob eine sehr große Heerde Schafe über die Brücke ging.

Nach einer Variante sollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldstück in das Faß werfen, welches man vor der Brücke hingestellt, und den andern Morgen fand man das Faß ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch soll vorher der Zwergenkönig selber in seinem rothen Mäntelchen zu den Landeseinwohnern gekommen sein, um sie zu bitten, ihn und sein Volk nicht fortzujagen. Flehentlich erhob er seine Aermchen gen Himmel und weinte die rührendsten Thränen, wie einst Don Isaak Abarbanel vor Ferdinand von Aragonien.

Von den Zwergen, den Erdgeistern, sind genau zu unterscheiden die Elfen, die Luftgeister, die auch in Frankreich mehr bekannt sind und die besonders in englischen Gedichten so anmuthig gefeiert werden.

Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unsterblich wären, so würden sie es schon allein durch Shakespeare geworden sein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poesie. Ebensowenig wird man je die Elfenkönigin Spencer's vergessen, mindestens so lange man Englisch verstehen wird.

Der Glaube an Elfen ist nach meinem Bedünken viel mehr celtischen als skandinavischen Ursprungs. Daher mehr Elfensagen im westlichen Norden als im östlichen. In Deutschland weiß man wenig von Elfen, und Alles ist da nur matter Nachklang von bretonischen Sagen, wie z. B. Wieland's Oberon. Was das Volk in Deutschland Elfen oder Elben nennt, sind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Bösen gebuhlt. Die eigentlichen Elfensagen sind heimisch in Irland und Nordfrankreich; indem sie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermischen sie sich mit dem Feenglauben des Morgenlandes. Aus solcher Vermischung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die schöne Fee ihre Gunst schenkt, unter dem Beding, daß er sein Glück verschweige. Als aber König Arthus bei einem Festgelage zu Karduel seine Königin Ginevra für die schönste Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger schweigen, er sprach, und sein Glück war wenigstens auf Erden zu Ende. Nicht viel besser ergeht es dem Ritter Grüeland, auch er kann sein Liebesglück nicht verschweigen, die geliebte Fee verschwindet, und auf seinem Roß Gedefer reitet er lange vergebens, um sie zu suchen. Aber in dem Feenland Avalun finden die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland so viel schwatzen, als nur ihr Herz gelüstet. Hier kann auch Ogier der Däne von seinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen seiner Morgane. Ihr Franzosen kennt sie alle diese Geschichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perser kennt es auch, und er nennt es Dschinnistan. Es ist das Land der Poesie.

Das Aeußere der Elfen und ihr Weben und Treiben ist euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencer's Elfenkönigin ist längst zu euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Wessen Hirn ist so dick, daß es nicht manchmal das heitere Geklinge ihres Luftzugs vernimmt? Ist es aber wahr, daß es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte dieses gern genau wissen, denn

In dem Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten,
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin; wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lachend nickte mir die Kon'gin
Lachend im Vorüberreiten
Galt das meiner neuen Liebe
Oder soll es Tod bedeuten?

In den dänischen Volksliedern gibt es zwei Elfensagen die den Charakter dieser Luftgeister am treuesten zur Anschauung bringen.* Das eine Lied erzählt von dem Traumgesichte eines jungen Fants der sich auf Elversbjerg niedergelegt hatte und allmälig eingeschlummert war. Er träumt er stände auf seinem Schwerte gestützt, während die Elfen im Kreise um ihn herum tanzen und durch Liebkosen und Versprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen theilzunehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und streichelt ihm die Wangen und flüstert: Tanze mit uns schöner Knabe und das Süßeste was nur immer dem Herz gelüstet wollen wir dir singen. Und da beginnt auch ein Gesang von so bezwingender Liebeslust daß der reißende Strom dessen Wasser sonst wildbrausend dahinfließt plötzlich stillsteht und in der ruhigen Flut die Fischlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein spielen. Eine andere Elfe flüstert: „Tanze mit uns, schöner Knabe, und wir wollen dich Runenkunde lehren womit du den Bär und

* In der französischen Ausgabe werden von Herr Victor Tissot und der neuesten Ausgabe die Lieder leider in nicht getreuer Uebersetzung mitgetheilt. Es heißt dort: ich gebe das erste Lied ebenwerse nach der Uebersetzung von Rosa Warrens:

„Es gibt nur zwei Elfenarten [illegible] und da wo im dänischen Volksliedern [illegible] kürzesten und besten Ausdruck finden will ich wie in meiner Heimat nennen. Die erste Art

Ich legte mein Haupt an die Elfenhöh
Mein Auge ward schlummerbefangen
Da kamen gegangen zwei Jungfrauen schön
Die mit mir zu reden verlangen
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Die Eine strich mir die Wange kühl
Die Andere flüsterte leise:
„Steht auf, Herr Ritter, ich frag' Euch sogar
Geliebt's Euch zu tanzen im Kreise"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wacht auf, wacht auf, Herr Ritter mein
Geliebt's Euch im Reigen zu wallen
Meine Jungfrau viel Holdes Euch weisen kann
Das wird Euch zu hören gefallen"
Seitdem ich sie zuerst gesehn

Sie huben ein Lied zu singen an
Ich hörte die Weise beginnen.
Der reißende Strom im Laur hielt an
Der sonstens pflegte zu rinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Der reißende Strom hielt an gemach
Der sonstens pflegte zu rinnen.
Die kleinen Fischlein im klaren Bach
Die plätscherten spielend darinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie spielten mit ihren Schwänzlein all
Die kleinen Fischlein im Springen.
Die Vöglein alle mit süßem Schall
Begannen in Lüften zu singen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wir lehren Euch Runen zu schneiden kühn
Runen zu lösen und deuten"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wir lehr' Euch den Bären im Waldesnacht
Den Bauen zu schlagen im Bande.
Den Drachen, welcher das Gold bewacht,
Sie fliehen vor Euch aus dem Lande"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie tanzten herab [illegible]
Die Elfen alle im Reigen.
Da thät' ich junger Rittersmann
Mein Schwert die Hände neigen
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wir hören Ihr junger Rittersmann
Wir wollt Ihr uns tadeln, ich meinen
So magst von schwedischem Möder dann
Den kalten Tod Ihr erleiden"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Und hätte es Gott nicht gnädig verhehn
Dir der Hahn gekräht im Kiesel,
So müßt ich mit den Elfen gehen
Hinein in den Elfenhügel
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Drum will ich jeden Gesellen nennen,
Der zu Hof austreten, das wagen,
Er könne nimmer zur Ehe kennen,
Noch mög' er zu schlummern sich trauen
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Der Traum

den wilden Eber besiegen kannst, sowie auch den Drachen, der das Gold hütet; sein Gold soll dir anheimfallen." Der junge Faust widersteht jedoch allen diesen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich, ihm den kalten Tod in's Herz zu bohren. Schon zücken sie ihre scharfen Messer, da, zum Glücke, kräht der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht ist minder lustig gehalten die Erscheinung der Elfen findet nicht im Traume sondern in der Wirklichkeit statt und ihr schauerlich anmuthiges Wesen tritt uns desto schärfer entgegen." Es ist das Lied von dem Herrn Oluf der Abends spät ausreitet um seine Hochzeitsgäste zu entbieten. Der Refrain ist immer: „Aber das Tanzen geht so schnell durch den Wald."

* In den französischen Ausgaben heißt es statt des obigen Absatzes

„Das andere Gedicht behandelt fast dasselbe Thema nur findet die Erscheinung der Elfen diesmal nicht im Traume, sondern in der Wirklichkeit statt, und der Ritter, welcher nicht mit ihnen tanzen will, empfängt diesmal wirklich eine tödtliche Wunde.

Herr Oluf reitet im Mondenschein,
Er ladet die Gäste zur Hochzeit ein.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald

Sie tanzen zu Vier und zu Fünfen durch's Land,
Erlkönigs Tochter streckt aus die Hand.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Willkommen, Herr Oluf, halt an dein Roß
Und tanze mit mir im Elfenschloß'"
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen ist mein Hochzeitstag.""
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz' mit mir
Zwei Widderhautstiefel die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Zwei Widderhautstiefel, die sitzen so schön,
So gut die güldenen Sporen stehn."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz' mit mir,
Ein Hemd von Seiden das geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald

„Ein Hemd von Seiden, so weiß und rein,
Meine Mutter bleicht' es mit Mondenschein."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen ist mein Hochzeitstag.""
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz' mit mir;
Eine güldene Schärpe die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Eine güldene Schärpe, die liebt' ich mir,
Doch darf ich nimmer tanzen mit dir.""
Und das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und willst du nimmer tanzen mit mir,
Soll Pest und Krankheit folgen dir."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie gab einen Schlag ihm mitten auf's Herz,
Wohl nimmer empfand er so großen Schmerz.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie hob ihn auf sein rothbraun Roß:
„Reit' heim zur Braut, reit' heim zum Schloß'"
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Und als er kam an des Schlosses Thor,
Seine Mutter harrend stand davor.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Hör', liebster Sohn, und sag' mir gleich,
Warum ist deine Wange so bleich?"
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Wohl mag die Wange bleich mir sein,
Ich war zur Nacht bei dem Elfenreihn.""
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„Und höre, mein Sohn, so klug und traut,
Was sag' ich deiner jungen Braut?"
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Sag' ihr, ich sei im Walde zur Stund'
Und pfluge mein Roß und meine Hund'.""
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Am Morgen früh, als Tag es war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?"
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

„„Herr Oluf ritt in den Wald zur Stund',
Zu pflügen sein Roß und seine Hund'."
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Die Braut hub auf das Bahrtuch roth,
Da lag Herr Oluf, der war todt.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald.

Als wieder vom Himmel das Frühlicht floß,
Drei Leichen trug man hinaus vom Schloß.
Doch das Tanzen geht so schnell durch den Wald

Man glaubt unheimlich lüsterne Melodien zu hören und zwischendrein ein Kichern und Wispern wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf sieht endlich wie vier fünf ja noch mehrere Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigs Tochter die Hand nach ihm ausstreckt. Sie bittet ihn zärtlichst in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und sagt zu seiner Entschuldigung: Morgen ist mein Hochzeitstag. Da werden ihm nun gar verführerische Geschenke angeboten jedoch weder die Widderhautstiefel die so gut am Beine sitzen würden noch die güldenen Sporen, die man so hübsch daran schnallen kann noch das weißseidene Hemd das die Elfenkönigin selber mit Mondschein gebleicht hat, nicht mal die silberne Schärpe, die man ihm ebenfalls so kostbar anrühmt. Nichts kann ihn bestimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beständige Entschuldigung ist: „Morgen ist mein Hochzeitstag." Da endlich verlieren die Elfen endlich die Geduld sie geben ihm einen Schlag auf's Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden gesunkenen Ritter wieder auf sein Roß und sagen spöttisch: „So reite denn heim zu deiner Braut." Ach! als er auf seine Burg zurückkehrte, da waren seine Wangen sehr blaß und sein Leib sehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitschaar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein stiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin so schnell durch den Wald"

Der Tanz ist charakteristisch bei den Luftgeistern, sie und zu etherischer Natur als daß sie prosaisch gewöhnlichen Ganges wie wir über diese Erde wandeln sollten. Indessen so zart sie auch sind, so lassen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Rasenplätzen, wo sie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es sind eingedrückte Kreise, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben.

In einem Theile Oesterreichs gibt es eine Sage, die mit den vorhergehenden eine gewisse Aehnlichkeit bietet, obgleich sie ursprünglich slavisch ist. Es ist die Sage von den geisterhaften Tanzerinnen die dort unter dem Namen die Willis bekannt sind. Die Willis sind Bräute, die vor der Hochzeit gestorben sind. Die armen jungen Geschöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen, in ihren todten Herzen in ihren todten Füßen blieb noch jene Tanzlust die sie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht steigen sie hervor, versammeln sich truppenweis an den Heerstraßen und wehe dem jungen Menschen, der ihnen da begegnet! Er muß mit ihnen tanzen sie umschlingen ihn mit ungezügelter Tobsucht und er tanzt mit ihnen ohne Ruh und Rast, bis er todt niederfällt. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die Willis im Mondglanz ebenso wie die Elfen. Ihr Antlitz obgleich schneeweiß ist jugendlich schön, sie lachen so schauerlich heiter, so frevelhaft liebenswürdig, sie nicken so geheimnißvoll lüstern, so verheißend; diese todten Bachantinnen sind unwiderstehlich.

Das Volk wenn es blühende Bräute sterben sah konnte sich nie überreden daß Jugend und Schönheit so jählich ganz und gar der gewissen Vernichtung anheimfallen, und leicht entstand der Glaube, daß die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden suche.

Dieses erinnert uns an eines der schönsten Gedichte Goethe's die Braut von Korinth wenn das französische Publicum durch Frau von Staël schon längst die Bekanntschaft gemacht hat. Das Thema dieses Gedichtes ist uralt und verliert sich hoch hinauf in die Schauernisse der thessalischen Mährchen. Aelian erzählt davon und Antonius berichtet Philostrates im Leben des Apollonius von Tyane. Es ist die fatale Hochzeitgeschichte, wo die Braut eine Lamia ist.

Es ist den Volkssagen eigenthümlich, daß ihre unthätigen Katastrophen gewöhnlich bei Hochzeitsfesten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schreckniß contrastirt dann desto grausig schroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der lustigen Musik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berührt, kann der kostbare Trank noch immer verschüttet werden. Ein düsterer Hochzeitsgast kann eintreten, den Niemand gebeten hat und den doch Keiner den Muth hat fortzuweisen. Er sagt der Braut ein Wort in's Ohr und sie erbleicht. Er gibt dem Bräutigam einen leisen Wink, und dieser folgt ihm aus dem Saale wandert mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, weshalb plötzlich eine

kalte Geisterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitsmahle saß und zufällig aufwärts schaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichsten Liebesbündnisse gestanden, und an diesem Wahrzeichen merkte er wohl, daß er durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt. Er schickt zum Beichtiger, läßt sich das Abendmahl reichen und bereitet sich zum Tode. Von dieser Geschichte wird in deutschen Landen noch viel gesagt und gesungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unsichtbar umarmt und in dieser Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bei dieser tragischen Erzählung. Aber unsere jungen Freigeister lächeln darüber spöttisch und wollen nimmermehr glauben, daß die Nixen so gefährlich sind. Sie werden späterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Aehnlichkeit mit den Elfen. Sie sind Beide verlockend, anreizend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wiesen, freien Waldplätzen und am liebsten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bei Teichen und Flüssen; man sah sie auch wohl auf dem Wasser tanzen, den Vorabend, wenn Jemand dort ertrank. Auch kommen sie oft zu den Tanzplätzen der Menschen und tanzen mit ihnen ganz wie Unsereins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht ist, auch wohl an dem feinen Gespinnste ihrer Schleier und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnißvollen Wesens. Den männlichen Nix erkennt man daran, daß er grüne Zähne hat, die fast wie Fischgräten gebildet sind. Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man seine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu sorglos mit ihm tanzt. Er zieht sie hinab in sein feuchtes Reich. Man erzählt sich die folgende Geschichte:

Zu Laibach wohnte in dem Flusse, welcher denselben Namen führt, ein Wassergeist, den man Nix oder Wassermann nannte. Er hatte sich Nachts den Fischern und Schifferknechten und Tags anderen Leuten gezeigt, so daß Jeder erzählen konnte, wie er aus dem Wasser gestiegen sei und sich in menschlicher Gestalt habe blicken lassen. Im Jahre 1547, am ersten Sonntag im Juli, versammelte sich die ganze Bevölkerung der Gegend nach altem Gebrauche auf dem Marktplatze zu Laibach neben der Quelle, welche lustig von einer Linde beschattet war. Sie nahmen bei den Klängen der Musik freundnachbarlich ihr Mahl ein; dann begannen sie zu tanzen. Nach Verlauf einiger Zeit kam ein junger wohlgebauter und wohlgekleideter Mann und schien an dem Tanze theilnehmen zu wollen. Er grüßte höflich die ganze Versammlung und bot Jedem freundlich seine Hand, die sehr weich und eiskalt war und bei der Berührung einen eigenthümlichen Schauer erregte. Dann forderte er ein schönes und reichgeschmücktes junges Mädchen zum Tanz auf, ein frisches, keckes Ding und von leichtfertigen Sitten, mit Namen Ursula Schöfferin; sie wußte sich trefflich in seine Art zu finden und halb und halb auf seine belustigenden Späße einzugehen. Als sie so einige Zeit leidenschaftlich getanzt hatte, wirbelten sie von dem Platze fort, den gewöhnlich der Tänzerkreis umschloß, und immer weiter, erst von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er vor den Augen vieler Schifferknechte mit ihr hinabsprang und Beide verschwanden.

Die Linde stand noch bis zum Jahre 1658, wo man sie ihres Alters wegen umhieb.

Dieselbe Sage existirt in vielerlei Variationen. Die schönste ist die dänische in dem Liedercyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marsk Stig und seines ganzen Hauses besingt.* Marsk

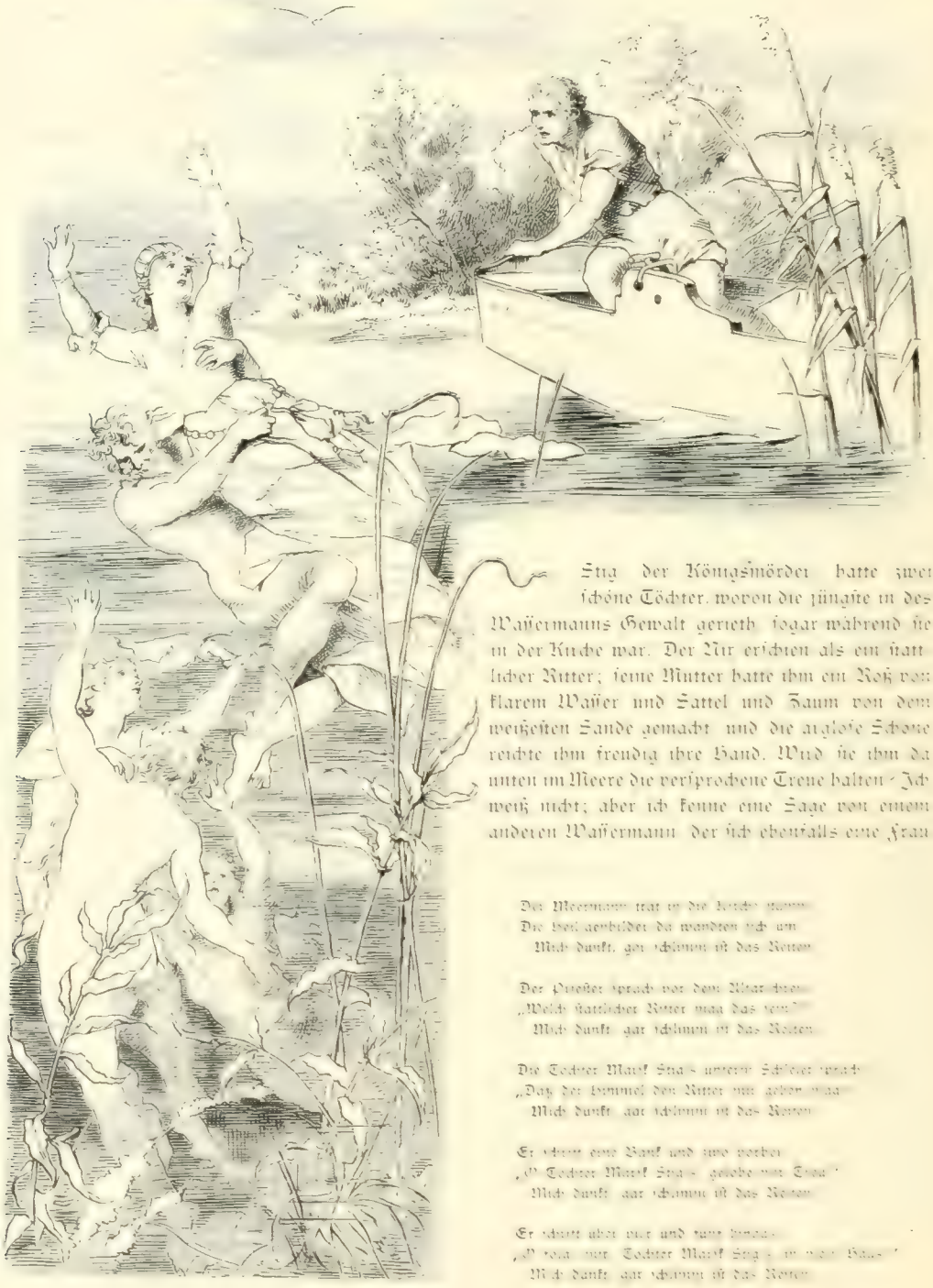
* In den französischen Ausgaben werden statt des obigen Absatzes [illegible] Strophen aus einem dieser Lieder mitgetheilt. Es heißt dort: „Der Nix spricht zu seiner Mutter:

„Lieb' Mutter, gebt einen Rath mir gleich,
Wie bring' ich die Tochter Marsk Stig's in mein Reich?
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Sie schuf ihm ein Roß von Wasser klar,
Der Zaum und Sattel von Sande war.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Sie macht ihn zu einem Ritter fein,
Zum Marienkirchhof dann ritt er ein.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Er band sein Roß an den Kirchfirst an,
Und dreimal umschritt er die Kirche dann.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.



Stig der Königsmörder hatte zwei schöne Töchter, wovon die jüngste in des Wassermanns Gewalt gerieth, sogar während sie in der Kirche war. Der Nix erschien als ein stattlicher Ritter; seine Mutter hatte ihm ein Roß von klarem Wasser und Sattel und Zaum von dem weißesten Sande gemacht und die arglose Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird sie ihm da unten im Meere die versprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Wassermann, der sich ebenfalls eine Frau

Der Meermann trat in die Kirche stumm,
Die Heiligenbilder da wandten sich um,
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Der Priester sprach vor dem Altarschrein:
„Welch stattlicher Ritter mag das sein?"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Die Tochter Marsk Stigs unterm Schleier sprach:
„Daß der Himmel den Ritter mir gehen mag."
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Er schritt eine Bank und zwo vorbei:
„O Tochter Marsk Stigs, gelobe mir Treu!"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Er schritt über vier und fünf hinaus:
„O folg mir, Tochter Marsk Stigs, in mein Haus!"
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

vom festen Lande geholt hat und auf's Listigste von ihr betrogen ward. Es ist die Sage von Roßmer, dem Wassermann, der, ohne es zu wissen, seine eigene Frau in einer Kiste auf den Rücken nahm und sie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoß darüber nachher die bitterlichsten Thränen.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu büßen, daß sie an dem Umgang der Menschen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geschichte, die von deutschen Dichtern vielfach besungen worden. Aber am rührendsten klingt sie in folgenden schlichten Worten, wie sie die Gebrüder Grimm in ihren Sagen mittheilen:

„Zu Epfenbach bei Sinzheim traten seit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderschöne weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnstuben des Dorfes. Sie brachten immer neue Lieder und Weisen mit, wußten hübsche Märchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes, und keine Spinnerin konnte so fein und bebend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag Elf standen sie auf, packten ihre Rocken zusammen und ließen sich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht, woher sie kamen noch wohin sie gingen; man nannte sie nur die Jungfern aus dem See oder die Schwestern aus dem See. Die Burschen sahen sie gern und verliebten sich in sie, zu allermeist des Schulmeisters Sohn. Der konnte nicht satt werden, sie zu hören und mit ihnen zu sprechen, und nichts that ihm leider, als daß sie jeden Abend schon so früh aufbrachen. Da verfiel er einmal

Es reckte die Maid ihre Hand heraus:
„Ich gelobe dir Treu und ich folge du."
Mich dunkt, gar schlimm ist das Reiten.

Aus der Kirche da ging eine Hochzeitschaar,
Und sie tanzten freudig ohn' alle Gefahr.
Mich dunkt, gar schlimm ist das Reiten.

Sie tanzten nunsammen zum Meeresstrand,
Bis endlich Keiner bei ihnen mehr stand.
Mich dunkt, gar schlimm ist das Reiten.

„O Tochter Marik Stig's, halt mein Pferd,
So bau ich dir ein Schifflein werth."
Mich dunkt, gar schlimm ist das Reiten.

Und als sie kamen zum weißen Sand,
Da wandten sich alle Schifflein zum Land.
Mich dunkt, gar schlimm ist das Reiten.

Und als sie kamen hinaus auf den Sund,
Versank die Maid auf den Meeresgrund.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Man hörte bis hier in das Land hinein
Die Tochter Marik Stig's im Wasser schrei'n.
Mich dünkt, gar schlimm ist das Reiten.

Ich rathe jeglicher Jungfrau gut,
Sie geh' nicht zum Tanze so hochgemuth!
Mich dunkt, gar schlimm ist das Reiten.

auf den Gedanken und stellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im steten Gespräch und Scherz merkte kein Mensch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke Elf schlug, es aber schon eigentlich Zwölf war, standen die drei Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zusammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten sie wimmern und sahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schwestern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeisters Sohn zehrte ab und starb kurz darnach."

Es liegt etwas so Geheimnisvolles in dem Treiben der Nixen. Der Mensch kann sich unter dieser Wasserdecke so viel Süßes und zugleich so viel Entsetzliches denken. Die Fische, die allein etwas davon wissen können, sind stumm. Oder schweigen sie etwa aus Klugheit? Fürchten sie grausame Ahndung, wenn sie die Heimlichkeiten des stillen Wasserreiches verriethen? So ein Wasserreich mit seinen wollüstigen Heimlichkeiten und verborgenen Schrecknissen mahnt an Venedig. Oder war Venedig selbst ein solches Reich, das zufällig aus der Tiefe des adriatischen Meeres zur Oberwelt heraufgetaucht mit seinen Marmorpalästen, mit seinen delphinäugigen Courtisanen, mit seinen Glasperlen- und Korallenfabriken, mit seinen Staats-Inquisitoren, mit seinen geheimen Erfindungs-Anstalten, mit seinem bunten Maskengelächter? Wenn einst Venedig wieder in die Lagunen hinabgesunken sein mag, dann wird seine Geschichte wie ein Nixenmärchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Wasservolk erzählen, das durch Beharrlichkeit und List sogar über das feste Land geherrscht, aber endlich von einem zweiköpfigen Adler besiegt worden.

Das Geheimnißvolle ist der Charakter der Nixen, wie das Träumerisch-luftige der Charakter der Elfen. Beide sind vielleicht in der ursprünglichen Sage selbst nicht sehr unterschieden, und erst spätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen selbst geben keine nähere Auskunft. In Skandinavien heißen alle Geister Elfen, Alf und man unterscheidet sie in weiße und schwarze Alfen; Letztere sind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix gibt man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich schon früher gemeldet, Nissen nennt.

Dann gibt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nun bis zur Hüfte menschliche Bildung tragen, unten aber in einen Fischschweif endigen oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderschöne Frau und mit der Unterhälfte als eine schuppige Schlange erscheinen, wie eine Melusine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, dessen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn sie sich mit Menschen in ein Liebesbündniß einlassen, nicht blos Verschwiegenheit verlangen, sondern auch bitten, man möge sie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimat und Sippschaft. Auch sagen sie nicht ihren rechten Namen, sondern sie geben sich unter den Menschen sozusagen einen [illegible]. Der Gatte der Cleve'schen Prinzessin nannte sich Helias. War er ein Nix oder ein Elf? Der Schwan, welcher ihn an's Ufer führte, erinnert auch an die Sage von den Schwanenjungfrauen. Die Geschichte von diesem Helias lautet in unseren Volksmärchen wie folgt:

Im Jahre 711 lebte Beatrix, die einzige Tochter des Herzogs von Cleve. Ihr Vater war todt, und sie war Herrin von Cleve und vielen anderen Landen. Eines Tages saß das junge Burgfräulein im Schlosse von Nymwegen; es war schönes Wetter, die Luft war klar, und sie schaute hinab in den Rhein. Dort gewahrte sie ein wundersames Ding. Ein weißer Schwan zog den Fluß hinab, und er trug ein gülden Kettlein an seinem Halse. An der Kette war ein Nachen befestigt, den der Schwan vorwärts zog; in dem Nachen saß ein schöner Mann; er hielt ein Goldschwert in der Hand, ein Jagdhorn hing an seiner Seite, und er trug einen kostbaren Ring am Finger. Der junge Mann sprang an's Land und führte lange Reden mit dem Fräulein; er sagte ihr, daß er ihr Land beschützen und ihre Feinde vertreiben werde. Der junge Mann gefiel ihr so gut, daß sie sich in ihn verliebte und ihn zum Gatten nahm. Aber er sagte ihr: „Fraget mich niemals nach meinem Geschlecht und meiner Herkunft, denn an dem Tage, wo Ihr mich darnach fraget, müßte ich von Euch scheiden, und Ihr würdet mich niemals wiedersehen." Und er sagte ihr noch, daß er Helias heiße. Er war von hoher Gestalt, ganz wie ein Riese. Sie hatten nachmals mehrere Kinder miteinander. Aber nach Verlauf einiger Jahre, einst in der Nacht, als Helias nebst seiner Gemahlin im Bette lag, sprach die Prinzessin ohne der Warnung zu gedenken

„Herr, wollt Ihr nicht unseren Kindern sagen, woher Ihr gekommen?“ Bei diesen Worten verließ Helias seine Gemahlin, sprang in sein Schwanenschiff und ward nimmermehr gesehen. Die Frau härmte sich ab und starb vor Gram und Reue im selbigen Jahr. Es scheint jedoch, daß er seinen drei Kindern seine drei Kleinodien, das Schwert, das Horn und den Ring, zurück ließ. Seine Nachkommen leben noch, und auf dem Schlosse zu Cleve erhebt sich ein hoher Thurm, auf dessen Spitze ein Schwan steht; man nennt ihn den Schwanenthurm zum Andenken an jenes Ereigniß.

Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr und dem Schwanenthurm von Cleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnißvollen Ritter, der so wehmüthig streng sein Incognito bewahrte und den die bloße Frage nach seiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte.

Aber es ist auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht eure Lippen zum Küssen, nicht zum Fragen, ihr Schönen! Schweigen ist die wesentlichste Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunstbezeigungen seines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimnissen ihres Glückes neugierig forscht, dann gehen sie Beide ihres Glückes verlustig.

Elfen und Niren können zaubern, können sich in jede beliebige Gestalt verwandeln; indessen manchmal sind auch sie selber von mächtigeren Geistern und Necromanten in allerlei häßliche Mißgebilde verwünscht worden. Sie werden aber erlöst durch Liebe, wie im Märchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muß dreimal geküßt werden, und es verwandelt sich in einen schönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häßliche überwindest und das Häßliche sogar lieb gewinnst, so verwandelt es sich in etwas Schönes. Keine Verwünschung widersteht der Liebe. Liebe ist ja selber der stärkste Zauber, jede andere Verzauberung muß ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt ist sie ohnmächtig. Welche ist das? Es ist nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es ist die Zeit.

Die seltsamsten Sagen in Betreff der Elementargeister findet man bei dem alten guten Johannes Prätorius, dessen „Anthropodemus plutonicus, oder neue Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren Menschen“ im Jahre 1666 zu Magdeburg erschienen ist. Schon die Jahrzahl ist merkwürdig; es ist das Jahr, dem der jüngste Tag prophezeit worden. Der Inhalt des Buches ist ein Wust von Unsinn aufgegabeltem Aberglauben, maulhängkolischen und affenteuerlichen Historien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenstände sind geordnet nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens, die ebenfalls höchst willkürlich gewählt sind. Auch die Eintheilungen sind ergötzlich; z. B. wenn der Verfasser von Gespenstern handeln will, so handelt er erstens von wirklichen Gespenstern, zweitens von erdichteten Gespenstern, d. h. von Betrügern, die sich als Gespenster vermummen. Aber er ist voll Belehrung, und in diesem Buche, so wie auch in seinen anderen Werken, haben sich Traditionen erhalten, die theils sehr wichtig für das Studium der germanischen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Curiositäten sehr interessant sind. Ich bin überzeugt, ihr Alle wißt nicht, daß es Meerbischöfe gibt. Ich zweifle sogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute, zu wissen, daß das Christenthum sogar im Ocean seine Anhänger hat, und gewiß in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeschöpfe sind Christen, wenigstens eben so gute Christen wie die Majorität der Franzosen. Ich möchte dieses gern verschweigen, um der gläubigen Partei in Frankreich durch diese Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Niren, von Wassermenschen zu sprechen habe, verlangt es die deutsch-gewissenhafte Gründlichkeit, daß ich der Seebischöfe erwähne. Prätorius erzählt nämlich Folgendes:

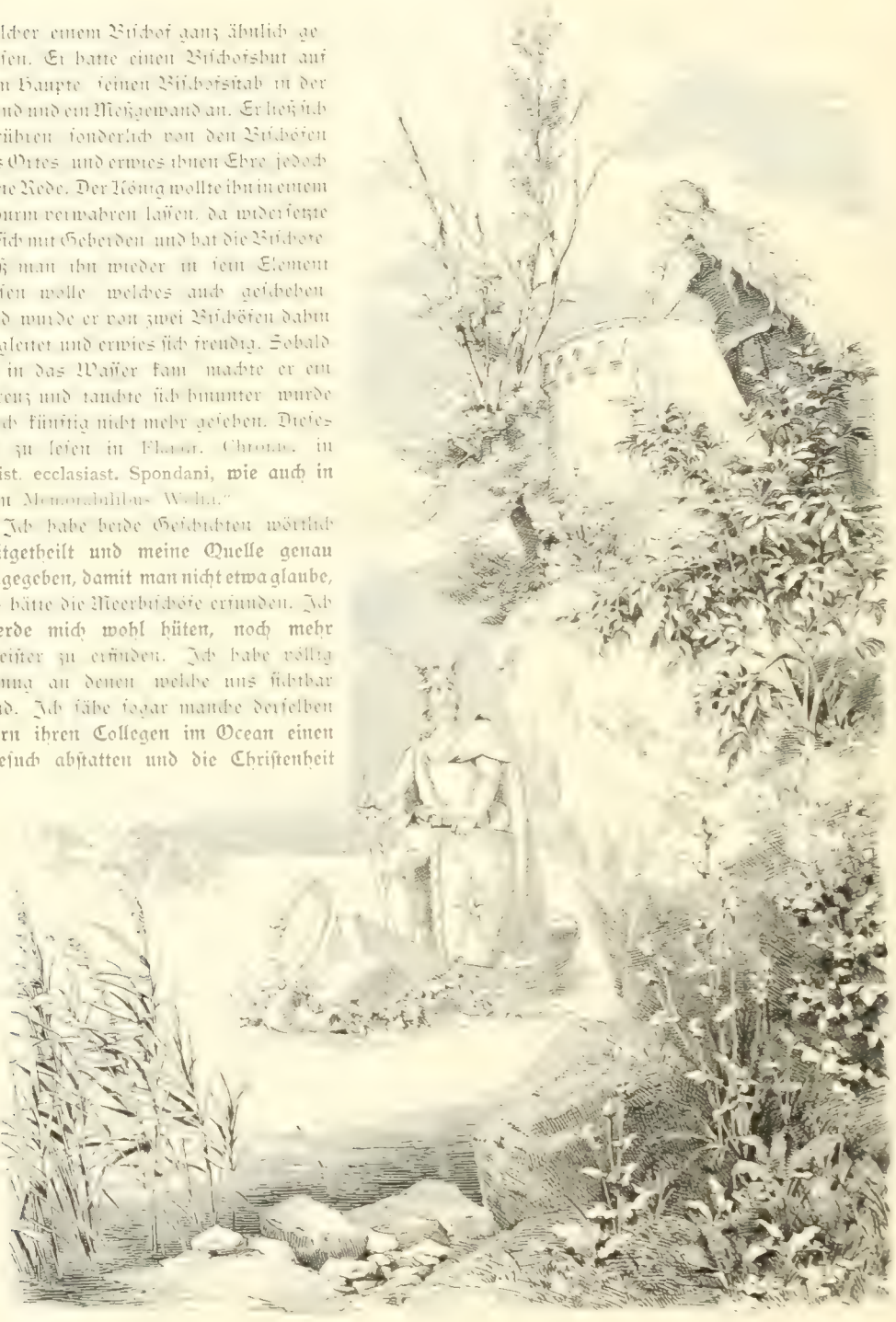
„In den holländischen Chroniken liest man, Cornelius von Amsterdam habe an einen Medicus Namens Gelbert nach Rom geschrieben, daß im Jahre 1531 in dem nordischen Meere, nahe bei Elpach, ein Meermann sei gefangen worden, der wie ein Bischof von der römischen Kirche ausgesehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeschickt. Weil er aber ganz im geringsten nichts essen wollte von Allem, was ihm dargereicht, sei er am dritten Tage gestorben, habe nichts geredet, sondern nur große Seufzer geholet.“

Eine Seite weiter hat Prätorius ein anderes Beispiel mitgetheilt:

„Im Jahre 1433 hat man in dem baltischen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden,

welcher einem Bischof ganz ähnlich gewesen. Er hatte einen Bischofshut auf dem Haupte seinen Bischofsstab in der Hand und ein Meßgewand an. Er ließ sich berühren sonderlich von den Bischöfen des Ortes und erwies ihnen Ehre jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren lassen, da widersetzte er sich mit Geberden und bat die Bischöfe daß man ihn wieder in sein Element lassen wolle welches auch geschehen und wurde er von zwei Bischöfen dahin begleitet und erwies sich freudig. Sobald er in das Wasser kam machte er ein Kreuz und tauchte sich hinunter wurde auch künftig nicht mehr gesehen. Dieses ist zu lesen in Flacc. Chronic. in Hist. ecclasiast. Spondani, wie auch in den Memorabilibus Welti."

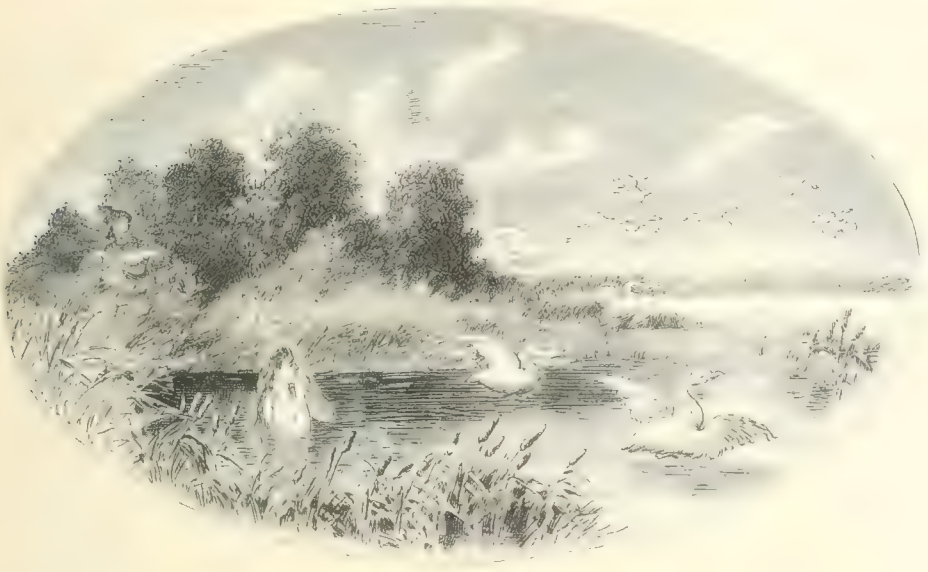
Ich habe beede Geschichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbischöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten, noch mehr Geister zu erfinden. Ich habe völlig genug an denen welche uns sichtbar sind. Ich täte sogar manche derselben gern ihren Collegen im Ocean einen Besuch abstatten und die Christenheit



drunten im Meere mit ihrer Gegenwart erfreuen. Der Unglaube hat sich noch nicht bis in die Tiefen des Oceans verbreitet; man hat dort noch keine Voltaire'schen Werke zu fünf Sous gedruckt; die Meerbirten schwimmen dort noch friedlich umher zwischen ihren gläubigen Herden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich gestern über die Reform der anglikanisch-episkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landhirten lauter Meerhirten zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Niren und Elfen habe ich noch von den oben erwähnten Schwanenjungfrauen zu reden. Die Sage ist hier sehr unbestimmt und mit einem allzugeheimnißvollen Dunkel umwoben. Sind sie Wassergeister? Sind sie Luftgeister? Sind sie Zauberinnen? Manchmal kommen sie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von sich



wie ein Gewand, sind dann schöne Jungfrauen, und baden sich in stillen Gewässern. Ueberrascht sie dort irgend ein neugieriger Bursche, dann springen sie rasch aus dem Wasser, hüllen sich geschwind in ihre Federhaut und schwingen sich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Musäus erzählt in seinen Volksmärchen die schöne Geschichte von einem jungen Ritter, dem es gelang, eines von jenen Federgewändern zu stehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade stiegen, sich schnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb Eine zurück, die vergebens ihr Federkleid suchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, ist wunderschön, und der schlaue Ritter heiratet sie. Sieben Jahre leben sie glücklich; aber einst in der Abwesenheit des Gemahls kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen und findet dort ihr altes Federgewand; geschwind schlüpft sie hinein und fliegt davon.

In den altdänischen Liedern ist von einem solchen Federgewand sehr oft die Rede; aber dunkel und in höchst befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem ältesten Zauberwesen. Hier sind Töne von nordischem Heidenthum, die wie halbvergessene Träume in unserem Gedächtnisse einen wunderbaren Anklang finden.

Ich kann nicht umhin, ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht blos von der Federhaut gesprochen wird, sondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenstück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieses Lied ist so schauerlich, so grauenhaft, so düster wie eine skandinavische Nacht.

und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat, eine Liebe, die immer gewaltiger entlodernd endlich wie ein Nordlicht emporschießt und mit ihren leidenschaftlichen Strahlen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieses ungeheure Liebesgedicht mittheile, muß ich voraus bemerken, daß ich mir dabei nur metrische Veränderungen erlaubte, daß ich nur am Aeußerlichen an dem Gewande hie und da ein Bischen geändert. Der Refrain nach jeder Strophe ist immer: „So fliegt er über das Meer!"

Sie schifften wohl über das salzige Meer
Der König und die Königin beide,
Daß die Königin nicht geblieben daheim,
Das ward zu großem Leide.

Das Schiff das stand auf einmal still,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Rabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund versenken.

„Ist Jemand unter den Wellen versteckt
Und hält das Schiff besetzt?
Ich gebe ihm beides Silber und Gold,
Er lasse uns unbelangt.

„So du es bist, Rabe wild,
So senk uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Gold,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde.

„„Dein Gold und Silber verlang' ich nicht,
Ich verlange bessere Gaben,
Was du trägst unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben,
Das sind ja meine Schlüssel klein,
Nimm hin, und lass' mir mein Leben!"

Sie zog heraus die Schlüssel klein,
Sie warf sie ihm über Borde,
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt sie freudig beim Worte.

Und als die Kön'gin nach Hause kam,
Sie ging am Strande spazieren,
Da merkt' sie, wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verflossen dahin,
Die Königin eilt in die Kammer,
Eines schönen Sohnes sie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht
Und getauft sogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German, den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn schon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wußte sich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft seine liebe Mutter ihn sah,
Thät sich ihr Herz betrüben.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch verübergehe,
Warum so traurig werdet Ihr,
Daß ich Euch weinen sehe?"

„So wisse, German, du wohlgemuther Held,
Dein Leben ist bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben versprochen."

„O Mutter, liebe Mutter mein,
O lasst Euer Leid nur fahren,
Was mir mein Schicksal bescheren will,
Davor kann mich Niemand bewahren."

Das war eines Donnerstags im Herbst,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenstube offen stand,
Da kamen krächzende Laute.

Der haßliche Rabe kam herein,
Setzt sich zu der Königin dorten:
„Frau Königin, gebt mir Euer Kind,
Ihr habt's mir versprochen mit Worten.

Sie aber hat beim höchsten Gott
Bei allen Heil'gen geschworen
Sie wüßte weder von Tochter noch Sohn
Die sie auf Erden geboren.

Der häßliche Rabe flog zornig davon
Und zornig schrie er im Fluge:
„Wo find' ich German den fröhlichen Held
Er gehört nur mit gutem Fuge.

Und German war alt schon siebzehn Jahr'
Und ein Mädchen zu freien gedacht' er,
Er schickte Boten nach England
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt.
Und nach England zu reisen beschloß er:
„Wie komm' ich schnell zu meiner Braut
Rings um die Insel ist Wasser?"

Und das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach sich kleiden that er,
In seinem scharlachrothen Kleid
Vor seine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehr
Und leiht mir Euer Federgewand
Daß ich fliegen kann über dem Meere."

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt.
Die Federn die fallen zur Erde;
Ich denke, daß ich zur Frühlingszeit
Das Gefieder ausbessern werde."

„Auch sind die Fittige viel zu breit
Die Wolken drücken sie nieder
Und ziehst du fort in ein fremdes Land,
Ich schaue dich niemals wieder."

Er setzte sich in das Federgewand
Flog fort wohl über das Wasser:
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere saß er.

Wohl über das Wasser flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erschrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held,
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir versprach
Da warst du viel zarter und kleiner.

„O laß mich fliegen zu meiner Braut
Ich treffe (bei meinem Worte!)
Sobald ich sie gesprochen hab',
Dich hier auf demselben Orte.""

„So will ich dich zeichnen, daß immerdar
Ich dich wiedererkenne im Meere
Und dieses Zeichen erwarte du
An das Wort, das du mir gegeben."

Er hackte ihm aus sein rechtes Aug'
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen;
Der Ritter kam zu seiner Braut
Mit großen Liebesschmerzen.

Er setzte sich in der Jungfrauen Saal
Er war so blutig, so bleiche,
Die kosenden Jungfrau in dem Saal,
Sie verstummten alle sogleiche.

Die Jungfrauen holen Freud' und Scherz
Sie saßen still so sehre;
Aber die stolze Jungfrau Adelan
Warf von sich Nadel und Scheere.

Die Jungfrauen saßen still so sehr,
Sie ließen Scherz und Freude:
Aber die stolze Jungfrau Adelan
Schlug zusammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr gespielet so muthig?
Warum sind Eure Wangen so bleich
Und Eure Kleider so blutig?"

„„Ade, stolze Jungfrau Adelutz
Muß wieder zurück zu dem Raben
Der mein Aug' ausriß und mein Herzblut trank
Auch meinen Leib will er haben.“

Einen goldenen Kamm zieht sie heraus
Selbst kämmt sie ihm seine Haare,
Bei jedem Haare, das sie kämmt
Vergießt sie Thränen viel klare.

Bei jeder Locke, die sie ihm schlingt,
Vergießt sie Thränen viel klare;
Sie verwünscht seine Mutter durch deren Schuld
Er so viel Unglück erfahre.

Die stolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide;
„**Deine böse Mutter sei verwünscht,**
Sie bracht' uns zu solchem Leide.“

„„Hört, stolze Jungfrau Adelutz
Meine Mutter verwünschet nimmer,
Sie konnte nicht wie sie gewollt
Seinem Schicksal erliegt man immer.““

Er setzte sich in sein Federgewand
Flog wieder fort so schnelle.
Sie setzt sich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf er flog wohl ab
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beständig hinter ihm drein
Blieb immer in seiner Nähe.

„Kehrt um stolze Jungfrau Adelutz
Müßt wieder nach Hause fliegen;
Eure Saalthür heißet Ihr offen stehn
Eure Schlüssel zu Erde liegen.“

„„**Laß meine Saalthür offen stehn,**
Meine Schlüssel liegen zur Erde,
Wo Ihr empfangen habt Euer Leid
Dahin ich Euch folgen werde.“

Er flog wohl ab er flog wohl auf
Die Wolken hingen so dichte
Es brach herein die Dämmerung
Sie verlor ihn aus dem Gesichte.

Alle die Vögel die sie im Fluge traf
Die schnitt sie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn
Das wollt' ihr nicht gelücken.

Die stolze Jungfrau Adelun
Herunter flog zum Strand sie:
Sie fand nicht German den fröhlichen Held
Seine rechte Hand nur fand sie.

Da schwang sie sich wieder erfreut empor
Zu treffen den wilden Raben
Sie flog gen Westen gen Osten sie flog
Von ihr selbst den Tod wollt er haben.

Alle die Vögel die kamen vor ihre Scheer
Hat sie in Stücken zerhauen,
Und als sie den wilden Naamaben traf
Sie schnitt ihn entzwei in der Mitten.

Sie schnitt ihn und zerr ihn so lang bis sie selbst
Des müden Todes gestorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchst bedeutungsvoll ist in diesem Liede nicht blos die Erwähnung des Federgewandes, sondern das Fliegen selbst. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen, von welchen man sagte daß sie in den Lüften zu fliegen verstünden, und diese Zauberkunst, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde später in dürftiger Zeit als eine Abscheulichkeit des Hexenwesens dargestellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen ist eine Travestie alter germanischer Traditionen und verdankt seine Entstehung keineswegs dem Christenthum, wie man aus einer Bibelstelle, wo Satan unseren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelstelle könnte allenfalls zur Justification des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewiesen ward daß der Teufel wirklich im Stande sei, die Menschen durch die Luft zu tragen.

Die Schwanenjungfrauen von welchen ich geredet, halten Manche für die Walküren der Skandinavier. Auch von diesen haben sich bedeutsame Spuren im Volksglauben erhalten. Sie sind weibliche Wesen, die mit weißen Flügeln die Luft durchschneiden, gewöhnlich am Vorabend einer Schlacht, deren Ausgang sie durch ihre geheime Entscheidung bestimmen. Sie pflegen auch den Helden auf einsamen Waldwegen zu erscheinen und ihnen den Sieg oder die Niederlage vorherzusagen. Man liest im Prätorius:

Es hat sich dermal einst begeben, daß König Hother in Dänemark und Schweden, da er auf der Jagd in einem Nebel von den Seinen zu weit abgeritten, zu solchen Jungfrauen sei kommen, die haben ihn gekannt, mit Namen genennet und angesprochen. Und als er gefragt, wer sie wären, haben sie zur Antwort gegeben, sie wären die, in deren Hand der Sieg stünde im Krieg wider die Feinde, sie wären allezeit im Kriege mit und hülfen streiten, ob man sie gleich mit Augen nicht sehe; wem sie nun den Sieg gönneten, der schlüge und überwinde seine Feinde und behielte den Sieg und das Feld und könnte ihm der Feind nicht schaden. Wie sie Solches zu ihm geredet sind sie bald mit ihrem Hause und Tempel vor seinen Augen verschwunden, daß der König da allein gestanden ist im weiten Felde, unter offenem Himmel.

Der wesentliche Inhalt dieser Geschichte erinnert uns an die Hexen, die Shakespeare in seinem Macbeth auftreten läßt, und die in der alten Sage, welche der Dichter fast umständlich benützt hat, weit edler als sonst wohl die Hexen geschildert werden.

Nach dieser Sage sind gleichfalls dem Helden im Walde kurz vor der Schlacht drei räthselhafte Jungfrauen begegnet, die ihm sein Schicksal voraussagten und spurlos verschwanden. Es waren Walküren oder gar die Nornen, die Parzen des Nordens. An diese mahnen auch die drei wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmärchen bekannt sind; die Eine hat einen Plattfuß, die Andere einen breiten Daumen und die Dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man sie immer; sie mögen sich verjüngt oder verändert

präsentiren. Ich theile die liebliche Version dieses Märchens nach dem Grimm'schen Buche mit.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schlage, daß man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da schämte sich die Frau, daß sie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren sollte und sprach: „Ich kann sie nicht vom Spinnen abbringen, sie will immer und ewig spinnen, und ich bin arm und kann den Flachs

nicht herbeischaffen." Da antwortete die Königin: „Ich höre nichts lieber als Spinnen und bin nicht vergnügter als wenn die Räder schnurren; gebt mir Eure Tochter mit in's Schloß, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, so viel sie Lust hat." Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie in's Schloß gekommen waren, führte sie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinn mir diesen Flachs," sprach sie, „und wenn du es fertig bringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so achtet sich nicht darauf, dein unverdrossener Fleiß ist Aussteuer genug." Das Mädchen erschrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht spinnen, und wär's dreihundert Jahre alt geworden und hätte jeden Tag von Morgen bis Abend dabei gesessen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin, und als sie sah, daß noch nichts gesponnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, daß es vor großer Betrübniß über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hätte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen.

sagte aber beim Weggehen: „Morgen mußt du mir anfangen zu arbeiten.“

Als das Mädchen wieder allein war, wußte es sich nicht mehr zu rathen und zu helfen und trat in seiner Betrübniß vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die Erste einen breiten Platschfuß, die Zweite hatte eine so große Unterlippe, daß sie über das Kinn herunterhing, und die Dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenster stehen, schauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen seine Noth, da trugen sie ihm ihre Hülfe an und sprachen: „Willst du uns zur Hochzeit einladen, daß unser nicht schämen und uns deine Basen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen, und das in kurzer Zeit.“ „Von Herzen gern,“ antwortete es; „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die Eine zog den Faden und trat das Rad, die Andere netzte den Faden, die Dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch, und so oft sie schlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war auf's Feinste gesponnen. Vor der Königin verbarg sie die drei Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß diese des Lobes kein Ende fand. Als die erste Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abschied und sagten zum Mädchen: „Vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dein Glück sein.“

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme, und lobte sie gewaltig. „Ich habe drei Basen,“ sprach das Mädchen, „und da sie mir viel Gutes gethan haben, so wollte ich sie nicht gern in meinem Glücke vergessen; erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade und daß sie mit an dem Tisch sitzen.“ Die Königin und der Bräutigam sprachen: „Warum sollen wir das nicht erlauben?“ Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfrauen in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Basen!“ „Ach,“ sagte der Bräutigam, wie kommst du zu der garstigen Freundschaft?“ Darauf ging er zu der Einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „Wovon habt Ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten,“ antwortete sie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur Zweiten und sprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken,“ antwortete sie, „vom Lecken.“ Da fragte er die Dritte: „Wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ „Vom Faden drehen,“ antwortete sie, „vom Fadendrehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren.“ Damit war sie das böse Flachsspinnen los.

Und die Moral? Die Franzosen, denen ich dies Märchen erzählt habe, fragten mich immer nach der Moral davon. Meine Freunde, das eben ist der Unterschied zwischen euch und uns. Wir fragen nur im wirklichen Leben, nicht aber bei den Sprüngen der Poesie nach der Moral. Ihr könnt jedenfalls aus dieser Geschichte lernen, wie man seinen Flachs von Anderen spinnen lassen und doch Prinzessin werden kann. Es ist hübsch von der Amme, frühzeitig den Kindern zu bekennen, daß es noch etwas Wirksameres als die Arbeit gibt, nämlich das Glück. Man erzählt bei uns häufig die Sage von Kindern, die in einer Glückshaut geboren sind und denen später Alles in der Welt gelingt. Der Glaube an das Glück als ein angeborenes oder zufällig gewährtes ist von heidnischem Ursprung und contrastirt anmuthig mit den christlichen Vorstellungen, wonach Leiden und Entbehrungen als die höchste Gunst des Himmels betrachtet werden.

Die Aufgabe, das Endziel des Heidenthums war die Erreichung des Glücks. Der griechische Held nennt es das goldene Vlies, der deutsche den Nibelungenhort. Die Aufgabe des Christenthums war im Gegentheil die Entsagung, und seine Helden erlitten die Qualen des Märtyrerthums; sie luden sich selber das Kreuz auf, und ihr großartigster Kampf trug ihnen immer nur den Gewinn eines Grabes ein.

Man wird sich freilich erinnern, daß das goldene Vlies und der Nibelungenhort ihren Besitzern großes Leid gebracht haben. Allein es war eben der Irrthum dieser Helden, daß sie das Gold für das Glück hielten. In der Hauptsache jedoch hatten sie Recht. Der Mensch soll das Glück auf dieser Erde erstreben, das süße Glück und nicht

das Kreuz . . . Ach er mag warten bis er auf den Kirchhof kommt; dann wird man es ihm schon auf die Gruft setzen, das Kreuz!

Ich kann nicht umhin, hier eines Märchens zu erwähnen, als dessen Schauplatz mir die rheinische Heimat wieder recht blühend und lachend in's Gedächtniß tritt. Auch hier erscheinen drei Frauen, von welchen ich nicht bestimmen kann ob sie Elementargeister sind oder Zauberinnen, nämlich Zauberinnen von der altheidnischen Observanz die sich von der späteren Hexenschwester schaft durch poetischen Anstand so sehr unterscheiden. Ganz genau habe ich die Geschichte nicht im Kopfe, wenn ich nicht irre wird sie in Schreiber's rheinischen Sagen auf's Umständlichste erzählt. Es ist die Sage vom Wisperthale welches unweit Lorch am Rheine gelegen ist. Dieses Thal führt seinen Namen von den wispernden Stimmen, die Einem dort am Ohre vorbeipfeifen und an ein gewisses heimliches Pst! Pst! erinnern das man zur Abendzeit in gewissen Seitengäßchen einer Hauptstadt zu vernehmen pflegt. Durch dieses Wisperthal wanderten eines Tages drei junge Gesellen, sehr froh gelaunt und höchst neugierig, was doch das beständige Pst! Pst! bedeuten möge. Der Aeltere und Gescheiteste von ihnen, ein Schwertfeger seines Handwerks, rief endlich ganz laut: Das sind Stimmen von Weibern, die gewiß so häßlich sind, daß sie sich nicht zeigen dürfen!

Er hatte kaum die herausfordernd tadelnden Worte gesprochen da standen plötzlich drei wunderschöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und seine zwei Gefährten mit anmuthiger Geberde einluden, sich in ihrem Schlosse von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen und sonstig zu erlustigen. Dieses Schloß, welches sich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Gesellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frei aufgebaut, sondern in einen Felsen ausgehauen war, so daß nur die kleinen Spitzbogenfenster und ein großer Thorweg von außen sichtbar. Als sie hineintraten in das Schloß, wunderten sie sich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drei Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen schienen, gaben ihnen dort ein köstliches Gastmahl, wobei sie ihnen selber den Weinbecher credenzten. Die jungen Gesellen, denen das Herz in der Brust immer freudiger lachte, hatten nie so schöne, blühende und liebreizende Weibsbilder gesehen und sie verlobten sich denselben mit vielen brennenden Küssen. Am dritten Tage sprachen die Jungfrauen: Wenn ihr immer mit uns leben wollt, ihr holden Bräutigame, so müßt ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und euch erkundigen was die Vögel dort singen und sagen; sobald ihr dem Sperling, der Elster und der Eule ihre Sprüche abgelauscht und sie wohlverstanden habt dann kommt wieder zurück in unsere Arme.

Die drei Gesellen begaben sich hierauf in den Wald und nachdem sie sich durch Gestrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt an manchem Dorne sich geritzt, auch über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu dem Baume, worauf ein Sperling saß, welcher folgenden Spruch zwitscherte:

Es sind mal drei dumme Hänse
In's Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänse
Ihnen just vor's Maul geflogen

Sie aber sprachen: Die armen Schlaraffen,
Sie wissen doch nichts Gebratnes zu fassen
Die Gänse müßten viel kleiner sein,
Sie gehn uns ja nicht in's Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das ist eine ganz richtige Bemerkung! Ja ja wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänse sogar vor's Maul geflogen kommen, so fruchtet es ihr doch nichts! Ihr Maul ist zu klein, und die Gänse sind zu groß und sie weiß sich nicht zu helfen!

Nachdem die drei Gesellen weiter gewandert, sich durch Gestrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne sich geritzt, über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu einem Baume, auf dessen Zweigen eine Elster hin- und hersprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, meine Urgroßmutter war wieder eine Elster, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elster, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht gestorben wär', so lebte sie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das verstehe ich! Das ist ja die allgemeine Weltgeschichte. Das ist am Ende der Inbegriff aller unserer Forschungen, und vielmehr werden die Menschen auf dieser Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drei Gesellen wieder weiter gewandert, durch Gestrüpp und Krüppelholz sich

den Weg gebahnt, an manchem Dorne sich geritzt, über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu einem Baume, in dessen Höhlung eine Eule saß, die folgenden Spruch vor sich hin murrte: Wer mit einem Weibe spricht, der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwei Weibern spricht, der wird von zwei betrogen, und wer mit drei Weibern spricht, der wird von drei betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häßlicher, armseliger Vogel mit deiner häßlichen, armseligen Weisheit, die man von jedem buckligten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das ist alter, abgestandener Leumund. Du würdest die Weiber weit besser beurteilen, wenn du hübsch und lustig wärest wie wir, oder wenn du gar unsere Bräute kenntest, die so schön sind wie die Sonne und so treu wie Gold!

Hierauf machten sich die drei Gesellen auf den Rückweg, und nachdem sie lustig pfeifend und trillernd einige Zeitlang gewandert, befanden sie sich wieder Angesichts des Felsenschlosses, und mit ausgelassener Fröhlichkeit sangen sie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu
Feins Liebchen, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?
Weinst du oder lachst du?

Während nun die jungen Gesellen soldermaßen jubilirend vor dem Schloßthore standen, öffneten sich über demselben drei Fensterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus; alle drei langnasig und tiefäugig, wackelten sie vergnügt mit ihren greisen Köpfen, und sie öffneten ihre zahnlosen Mäuler und sie kreischten: Da unten sind ja unsere holden Bräutigame! Wartet nur, ihr holden Bräutigame, wir werden euch gleich das Thor öffnen und euch mit Küssen bewillkommnen und ihr sollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Gesellen, zu Tode bestürzt, warteten nicht so lange, bis die Pforten des Schlosses und die Arme ihrer Bräutchen und das Lebensglück, das sie darin genießen sollten, sich ihnen öffneten; sie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten so lange Beine, daß sie noch desselben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als sie hier des Abends in der Schenke beim Weine saßen, mußten sie manchen Schoppen leeren, ehe sie sich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daß die Eule der klügste Vogel der Welt sei und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe diese Erzählung dem Märchen von den drei Spinnerinnen angereiht. Nach der

Meinung einiger gelehrten Hellenisten sind Letztere drei Parzen; allein unsere patriotischen Alterthumsforscher, welche für Alles, was nach classischen Studien aussieht, wenig eingenommen sind, vindiciren diese drei Frauen der skandinavischen Mythologie und behaupten, es seien die drei Nornen. Diese beiden Hypothesen könnten auch auf die drei Frauen des Wisperthals Anwendung finden. Es ist schwierig, das Wesen der skandinavischen Nornen genau zu bestimmen. Man kann sie für eins und dasselbe mit den Walküren halten, von denen ich schon gesprochen. Die Sagas der isländischen Dichter erzählen uns von diesen Walküren die wunderbarsten Dinge. Bald reiten sie in den Lüften über dem Getümmel der Schlacht, deren Los sie entscheiden; bald sind sie Amazonen, welche Schildjungfrauen genannt werden und für ihre Liebhaber kämpfen; bald erscheinen sie unter der Gestalt jener Schwanenjungfrauen, von denen ich oben einige Züge mitgetheilt. Es herrscht in diesen Traditionen eine Verworrenheit, die so neblicht ist wie der Himmel des Nordens. Eine derartige Walküre war die starke Sigrun; in der Saga, die von ihr redet, finden wir eine rührende Episode, die an Bürger's „Lenore" erinnert. Aber letztere erscheint matt im Vergleich mit der Heldin des skandinavischen Gedichtes. Ich gebe nachstehend einen Auszug dieser Saga.

König Sigmund, der Sohn Wölsung's, hatte Borghild von Bralund zur Gemahlin, und sie nannten ihren Sohn Helgi, nach Helgi, dem Sohne Sorward's. Sigmund und die Mannen seines Geschlechts nannten sich Wölsungen. — Hunding war der König eines reichen Landes, das nach ihm Hundland hieß; er war ein großer Krieger und der Vater zahlreicher Söhne, die zum Kampf ausgezogen. Der König Hunding und der König Sigmund lebten miteinander in Feindschaft und Krieg und tödteten einander gegenseitig ihre Freunde. — Granmar war der Name eines mächtigen Königs, der auf einer Anhöhe, Swarinshöh genannt, residirte; er hatte viele Söhne, von welchen der Eine Hodbrodd, der Andere Gudmund und der Dritte Starkoddr hieß. Hodbrodd wohnte der Königsversammlung bei und ward mit Sigrun, der Tochter Högni's, verlobt. Als aber diese hievon Kunde erhielt, schwang sie sich mit den Walküren auf's Roß und durchschweifte die Lüfte und das Meer, um Helgi aufzusuchen. Helgi befand sich damals zu Logafall; er hatte gegen Hunding's Söhne ge-

kämpft, hatte Alf Eiolf Hagbard und Herward getödtet, und ermüdet von der Schlacht ruhte er unter der Adlerklippe aus. Dort fand ihn Sigrun; sie fiel ihm um den Hals, umarmte ihn unter ihrem Helm und sprach: „Mein Vater hat mich mit dem bösen Sohne Granmar's verlobt, aber ich habe ihn tapfer wie den Sohn einer Katze genannt. In wenigen Nächten wird der Fürst kommen, wenn du ihn nicht auf das Schlachtfeld lockst und die Königstochter entführst." Da fühlte sich der Held von Liebe zu der Jungfrau ergriffen; aber Sigrun hatte den Sohn Sigmunds schon leidenschaftlich geliebt, bevor sie ihn gesehen. Die Tochter Högni's folgte daher ihrem Herzen, indem sie sagte, daß sie Helgi's Liebe bedürfe. „Aber," fuhr Sigrun fort, „ich sehe, o Prinz, den Zorn der Freunde unseres Hauses voraus, weil ich den liebsten Wunsch meines Vaters vereitelt habe." Helgi antwortete: „Kümmere dich nicht um den Zorn Högni's, noch um den Groll deines Stammes; du wirst bei mir wohnen, Jungfrau; du bist, wie ich sehe, von edler Herkunft." Helgi versammelte eine große Zahl Krieger und hieß sie zu Schiff steigen und fuhr mit ihnen gegen Frekastein; auf dem Meere wurden sie von einem heftigen Sturm überfallen, der sie in Lebensgefahr brachte, die Blitze zuckten rings am Himmel, der Strahl fuhr hinab und traf ihre Schiffe. Da sahen sie neun Walküren in den Lüften reiten, und sie erkannten Sigrun; bald legte sich das Unwetter, und sie erreichten wohlbehalten das Ufer. Die Söhne Granmar's lagerten auf einem Berge, als die Schiffe an's Land kamen. Gudmund warf sich auf sein Pferd und ritt zum Meere hinab, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. Da zogen die Wölsungen ihre Segel auf, und Gudmund frug: „Wer ist der König, der über diese Flotte gebeut und dies furchtbare Heer in unser Land führt?" Der Sohn Sigmunds antwortete ihm stolz und herausfordernd, und Gudmund kehrte mit der Kriegsbotschaft zurück. Alsbald sammelten die Söhne Granmar's ein Heer, in welchem sich viele Könige befanden, sowie auch Högni, der Vater Sigrun's, und seine Söhne Bragi und Dag. Und es kam zu einer großen Schlacht, in der alle Söhne Granmar's und alle ihre Heeresobersten fielen, ausgenommen Dag, den Sohn Högni's, welcher Frieden schloß und den Wölsungen Treue schwor. Sigrun ging über das Schlachtfeld und fand Hodbrodd, der im Sterben lag. Sie sprach: „Niemals, o König Hodbrodd, wird Sigrun von Sewafjäll in deinen Armen ruhen; dein Leben ist verfallen. Bald wird die Wolfstatze die Söhne Granmar's zerfleischen." Dann ging sie wieder zu Helgi und war voller Freude; der junge Krieger sprach zu ihr: „Leider, o Alwitr (die Allwissende, einer der Namen, die man den Walküren gab), leider ist nicht Alles nach deinen Wünschen gegangen, aber die Nornen lenken unsere Schicksale; Bragi und Högni sind heute Morgen bei Frekastein gefallen — ich war ihr Mörder. Und Starkodr fiel bei Styrkleif, und bei Hlebjorg fielen Hrollang's Söhne; der Eine von ihnen war der grimmste Held, den ich jemals gesehen; als sein Kopf abgehauen war, kämpfte noch immer sein Leib. Fast dein ganzes Geschlecht liegt jetzt am Boden, verwundet und todt; du hast in dieser Schlacht nichts gewonnen; es war dir vorher bestimmt, nur durch Kämpfe die Erfüllung deiner Wünsche zu erreichen." Da vergoß Sigrun Thränen, und Helgi sprach: „Tröste dich, Sigrun, du warst unsere Hilde (eine Kriegsgöttin, die zum Kampf anfeuerte); die Könige selbst entgehen nicht ihrem Schicksal!" Sie antwortete: „Ach, könnte ich die, welche todt sind, wieder beleben, zugleich aber in deinen Armen ruhen!"

Helge nahm Sigrun zum Weibe, und sie schenkte ihm Söhne. Helgi lebte nicht lange. Dag, der Sohn Högni's, brachte Odin Opfer dar und bat ihn um Beistand, seinen Vater zu rächen, und Odin lieh ihm seine furchtbare Lanze. Dag fand seinen Schwager in der Gegend, welche Fjöturland heißt, und er durchbohrte ihn mit der Lanze Odin's. So fiel Helgi; aber Dag ritt sofort nach Sewafjäll und brachte Sigrun die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Helden. „Meine Schwester, ich bin genöthigt, dir eine traurige Botschaft zu verkünden. Ich muß dich Thränen vergießen machen; ein König ist heute Morgen in Fjöturland gefallen, ein König, welcher der beste von allen auf Erden war und dessen Haupt hoch über dem der tapfersten Krieger emporragte. Sigrun rief aus: „Möge dein Herz durchbohrt werden von allen Eiden, die du Helgi bei der Lichtwelle Leiptrs (der Fluß der Unterwelt) und bei der Eisklippe geschworen hast, die von seinen Wassern bespült wird! Möge nie ein Schiff unter dir dahingleiten, das ein günstiger Wind treibt, möge nie ein Schlachtroß dich forttragen, würdest du auch von denen grausamsten Feinden ver-

Der Codrinus.

folgt! Möge das Schwert das du schwingst seine Schneide verlieren, wenn es dir nicht selbst um das Haupt pfeift! O könntest du, um den Tod Helgi's an dir gerächt zu sehen, in einen Wolf verwandelt werden und im Walde leben, jedes Guts, jeder Freude und jeder Nahrung beraubt, wenn du nicht zwischen Leichen umherspringst!" Dag erwiderte: „Du rasest, meine Schwester, und es ist Wahnsinn, deinem Bruder zu fluchen. Odin allein war Ursache all dieses Unglücks; er warf Zwietrachtsrunen zwischen die nächsten Verwandten. Dein Bruder bietet dir jetzt die rothen Ringe der Versöhnung, er bietet dir alles Land von Wlandilswe und Wigdali; nimm, o Weib mit den Ringen geschmückt, nimm für dich und deinen Sohn die Hälfte des Reiches zum Ersatz für deinen Schmerz!" Sigrun sprach: „Nimmer werde ich glücklich in Sewafjäll thronen, noch mich des Lebens erfreuen bei Nacht oder bei Tag, wenn der Glanz meines Helden nicht an der Pforte des Grabes erscheint und wenn das Streitroß meines Königs, Wiglör mit den goldnen Zügeln, sich nicht unter ihm bäumt, auf daß ich ihn erfassen und ihn in meine Arme drücken kann. So erschreckt flohen vor Helgi alle seine Feinde und ihre Freunde, wie vor dem Wolf die aufgescheuchten Bergziegen entfliehen. So hoch ragte Helgi unter den Helden hervor wie die Edelesche unter den Brombeeren hervor ragt oder wie der thaubenetzte Damhirsch alle anderen Thiere übertrifft und seine glänzenden Hörner gen Himmel erhebt!"

Ein Grabhügel ward über Helgi errichtet; und als er nach Walhall kam, bot ihm Odin an, mit ihm seine Herrschaft über das Weltall zu theilen. Und Helgi sprach, Hunding erblickend: „Du Hunding, wirst alle Tage, bevor du zu Bette gehst, jedem Manne sein Fußbad bereiten, du wirst das Feuer anzünden, die Hunde koppeln, die Pferde besorgen und den Schweinen ihr Futter geben!"

Die Magd Sigrun's ging Abends am Grabhügel Helgi's vorüber und siehe sie sah Helgi mit einem zahlreichen Gefolge von Kriegern die Höhe hinanreiten. Die Magd sagte: „Sind es nur Trugbilder, die meinen Augen erscheinen, oder ist das Ende der Welt da? Todte Männer kommen geritten; mit den Sporen treibt ihr eure Streitrosse an. Ist die Rückkehr den Helden gewährt?" Helgi sprach: „Es sind keine Trugbilder die deinen Augen erscheinen, und das Ende der Welt ist auch noch nicht da, obgleich du uns siehst und wir mit den Sporen unsere Streitrosse antreiben, aber die Rückkehr ist den Helden gewährt." Die Magd ging eilig nach Hause und sprach zu Sigrun: „Geh auf den Hügel, Sigrun von Sewafjäll, wenn es dich verlangt den Fürsten der Völker zu finden; das Grab hat sich geöffnet. Helgi ist gekommen, seine Wunden bluten; er ladet dich ein, sie zu stillen und sie zu heilen. Sigrun eilte zum Hügel, trat zu Helgi und sprach: „Wie froh bin ich dich wiederzusehen! so froh wie Odin's fraßgierige Geier, wenn sie den Geruch von Leichnamen wittern oder, von Thau befeuchtet, die Morgenröthe heraufsteigen sehen. Zuerst will ich dich umarmen, todter König, ehe du dein blutiges Panzerhemd ablegst. O Helgi, dein Haar ist weiß geworden vom Reif, du bist überall von dem Thau der Todten (das Blut) bedeckt, und deine Hände sind kalt wie Eis. Wie vermag ich, o König, deinen Leiden Linderung zu verschaffen?" Helgi antwortete: „Du allein, Sigrun von Sewafjäll bist Ursache daß Helgi vom Thau des Unglücks benetzt ist; allabendlich, ehe du einschlafst, o Königin mit Gold und Edelsteinen geschmückt, vergießest du lange Zeit bittere Thränen. Jede deiner Thränen ist blutend auf meine Brust gefallen, auf meine eisige und schmerzzerschlagene Brust! Aber wir trinken noch mit einander den Saft der Wonnen, wenn wir auch jede Freude und jegliches Gut verloren; ja, daß Niemand ein Trauerlied anstimme, wenn er auch klaffende Wunden auf meiner Brust sieht! Frauen weilen jetzt bei uns im Verborgenen, Königsfrauen bei uns, den Todten!" Sigrun bereitete ein Bett in dem Hügel: „Hier ist ein Bett der Ruhe und frei von Sorgen, das ich für dich bereitet habe, o Helgi, Sohn Wölsung's! Ich will ruhen in deinen Armen, o König, wie ich es gethan, als du lebtest!" Helgi sprach: „Jetzt behaupte ich, daß nichts unglaublich ist früh oder spät in Sewafjäll, da du, hehre Tochter Högni's von königlichem Stamme, in meinen leblosen Armen ruhst du, die noch unter den Lebenden weilet! — Aber es ist Zeit, daß ich meinen Lichtweg wieder wandle und mein bleiches Streitroß seinen Luftpfad wieder antrete, den das Morgenroth schon zu erhellen beginnt; denn ich muß westwärts von der Windhjalm Brücke der Regenbogen sein, ehe Salgo-

fuhr der Hahn das Volk der Sieger weckt.“ Helgi und sein Gefolge ritten auf ihren Streitrossen fort, und die Frauen kehrten zu ihrer Wohnung zurück. Am folgenden Tag gegen Abend ließ Sigrun ihre Magd am Grabhügel Wacht halten. Aber bei Sonnenuntergang, als Sigrun zum Hügel kam, sagte sie: „Um diese Stunde würde der Sohn Sigmund's von Odin's Hallen gekommen sein, wenn er heute zu kommen gedächte. Meine Hoffnung erlischt, den Helden wieder erscheinen zu sehn, denn die Adler lassen sich schon nieder auf den Zweigen der Eiche, und alle Welt beeilt sich, in das Reich der Träume einzugehen.“ Die Magd erwiderte: „Sei nicht so tollkühn, o Tochter der Skjoldunger, dich allein in die Wohnungen der Geister zu begeben; in der Nacht sind die Todten mächtiger als in der Helle des Tages.“ Sigrun lebte nicht lange in Leid und in Gram.

Hier endigt die Sage, aber der Erzähler fügt auf eigene Verantwortung die Worte hinzu:

Es herrschte in alten Zeiten der Glaube an die Wiedergeburt der Menschen; allein in unseren Tagen nennt man das ein Ammenmärchen. Man berichtet von Helgi und Sigrun, daß sie zum zweiten Male lebten; er hieß nachmals Helgi der Held von Haddjugia, und Sigrun hieß Kara, die Tochter Halfdan's, und sie war eine Walküre.

Ich gebe noch den Anfang einer andern skandinavischen Sage, die Wölundurs-Saga genannt, weil daraus ein recht deutlicher Beweis der Verwandtschaft oder gar der Identität der Walküren mit den drei Spinnerinnen und den Schwanenjungfrauen hervorzugehen scheint, von denen ich vorhin gesprochen. Es heißt dort:

Nidhudur war der Name eines Königs in Swithiod (Schweden), er war der Vater zweier Söhne und einer Tochter Namens Bandwidur. — Und er hatte in Finnland drei Brüder, Söhne des Königs in diesem Lande, von denen der älteste Slagfidr, der zweite Egil und der dritte Wölundur hieß; sie zogen aus, ihre Herden zu weiden, und sie kamen nach Ulfdalir (das Wolfsthal), wo sie sich Hütten bauten. Dort war ein See, Namens Ulffjar (der Wolfssee), und am Ufer dieses Wassers fanden die Königssöhne eines Morgens zu sehr früher Stunde drei Frauen sitzen, welche Flachs spannen und ihre Schwanengewänder neben sich auf die Erde gelegt hatten. Es waren Walküren und zwei von ihnen waren Töchter des Königs Landwer; sie hießen die Eine Hladgur Swanhvit (Schwanenweiß) und die Andere Hervoer Alwitr (die Allwissende); aber die Dritte war Aulrun, die Tochter Kjar's von Walland. Die drei Brüder führten sie heim, und Egil nahm Aulrun, Slagfidr Swanhvit und Wölundur Alwitr zur Gemahlin. Sie blieben sieben Winter beisammen, aber im achten Jahre entflogen die Frauen, um bei Kämpfen zugegen zu sein, und sie kamen nimmer zurück. Egil zog fort, um Aulrun zu suchen, und Slagfidr suchte seine Swanhvit, aber Wölundur blieb in Ulfdalir. Er war, nach dem Bericht alter Sagen, der geschickteste Mann in seiner Kunst. Er faßte kostbare Perlen in edles Gold, und er reihte all seine Ringe auf ein Bastseil. So erwartete er die Rückkehr seiner hehren Gemahlin. — Als Nidhudur, der König von Swithiod, erfuhr, daß Wölundur allein in Ulfdalir sei, zog er nächtlicher Weile aus mit seinen Mannen; ihre Rüstungen waren fest gefügt, und ihre Schilde glänzten im Mondenschein. Bei der Wohnung Wölundur's angelangt, überfielen sie den Königssohn und knebelten ihn während seines Schlafes, und Nidhudur führte ihn mit sich fort; u. s. w.

Ich habe in diesen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den interessantesten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte, nämlich die Art und Weise, wie das Christenthum die altgermanische Religion entweder zu vertilgen oder in sich aufzunehmen suchte, und wie sich die Spuren derselben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde, ist bekannt. Da, wo die christlichen Priester nicht durch geschickte Mirakel die Priester des Heidenthums zu verdunkeln vermochten, kam ihnen das Schwert der weltlichen Gewalt willfährig zu Hilfe. Die meisten Bekehrungen wurden durch christliche Prinzessinnen vollbracht, welche den heidnischen Anführer heirateten, und es gibt Jahrhunderte, wo die ganze Kirchengeschichte wie eine Heiratschronik ist. Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienst, auch nach der Bekehrung nur gewisse Orte eine verjährte Ehrfurcht bewahrte, so suchte man solche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen oder als Anreize des bösen Feindes zu verdächtigen. Bei jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der christliche Priester sein kleines Kirchlein, und er

ſelber ſegnete jetzt das Waſſer und exploitirte deſſen Wunderkraft. Es ſind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet und wo es gläubig ſeine Geſundheit ſchöpft bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Aexten widerſtanden, wurden verleumdet; unter dieſen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Hexen ihre hölliſche Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutſchen Volkes, die Eiche iſt noch heutzutage das Symbol der deutſchen Nationalität ſelber: es iſt der größte und ſtärkſte Baum des Waldes; ſeine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; ſein Wipfel, wie ein grünes Banner, flattert ſtolz in den Lüften; die Elfen der Poeſie wohnen in ſeinem Stamme; die Miſtel der heiligſten Weisheit rankt an ſeinen Aeſten; nur ſeine Früchte ſind kleinlich und ungenießbar für Menſchen.

In den altdeutſchen Geſetzen, vorzüglich der Alemannen, gibt's jedoch noch viele Verbote, daß man bei den Flüſſen, den Bäumen und Steinen nicht ſeine Andacht verrichten ſolle in ketzeriſchem Irrwahn, daß eine Gottheit darin wohne. Carl der Große mußte in ſeinen Capitularien ausdrücklich befehlen, man ſolle nicht opfern bei Steinen, Bäumen, Flüſſen; auch ſolle man dort keine geweihten Kerzen anzünden.

Dieſe drei, Steine, Bäume und Flüſſe, erſcheinen als Hauptmomente des germaniſchen Cultus, und damit correſpondirt der Glaube an Weſen, die in den Steinen wohnen, nämlich Zwerge, an Weſen, die in Bäumen wohnen, nämlich Elfen, und an Weſen, die im Waſſer wohnen, nämlich Nixen. Will man einmal ſyſtematiſiren, ſo iſt dieſe Art weit zweckmäßiger, als das Syſtematiſiren nach den verſchiedenen Elementen, wo man, wie Paracelſus, noch für das Feuer eine vierte Claſſe Elementargeiſter, nämlich die Salamander, annimmt. Das Volk aber, welches immer ſyſtemlos, hat nie etwas von dergleichen gewußt, und ich bin überzeugt, daß der Glaube an Feuergeiſter nur dem Paracelſus ſelbſt ſeine Entſtehung verdankte. Es gibt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere, welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben ſind eifrige Naturforſcher und als kleiner Junge habe ich es mir mal ſehr angelegen ſein laſſen, zu unterſuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einſt meinen Schulcameraden gelungen, ein ſolches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als daſſelbe in den Ofen zu werfen, wo es erſt einen weißen Schleim in die Flammen ſpritzte, immer leiſer ziſchte und endlich den Geiſt aufgab. Dieſes Thier ſieht aus wie eine Eidechſe,

ist aber safrangelb, etwas schwarz gesprenkelt und der weiße Saft, den es im Feuer von sich gibt und womit es vielleicht manchmal die Flamme löscht, mag den Glauben veranlaßt haben daß es in den Flammen leben könne.

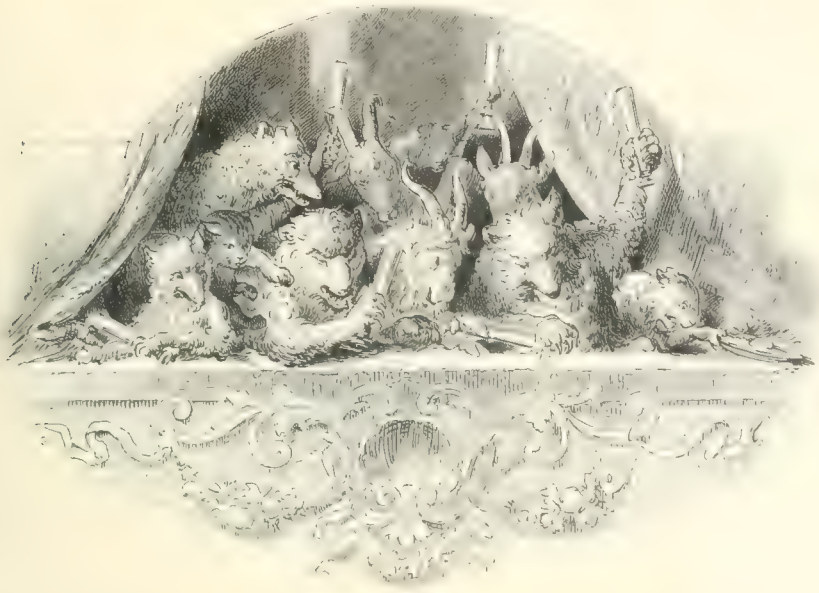
Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln sind keine Elementargeister sondern Gespenster von verstorbenen Menschen todten Wucherern, unbarmherzigen Ammännern und Bösewichtern, die einen Grenzstein verrückt haben. Die Irrwische sind auch keine Geister. Man weiß nicht genau, was sie sind: sie verlocken den Wanderer in Moorgrund und Sümpfe. Die Engländer nennen sie Will with a wisp oder wohl auch Jack with a lantern. Wie gesagt eine ganze Classe Feuergeister, wie Paracelsus sie beschreibt, kennt das Volk nicht. Es spricht höchstens nur von einem einzigen Feuergeist, und das ist kein anderer als Lucifer Satan der Teufel. In alten Balladen erscheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er also der einzige Feuergeist ist und uns für eine ganze Classe solcher Geister schadlos halten muß wollen wir ihn näher besprechen.

In der That wenn der Teufel kein Feuergeist wäre, wie könnte er es dann in der Hölle aushalten? Er ist ein Wesen von so kalter Natur, daß er sogar nirgend anders als im Feuer sich behaglich fühlen kann. Ueber diese kalte Natur des Teufels haben sich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinstimmend sind in dieser Hinsicht die Aussagen der Hexen, wie wir sie in den Hexenprocessen aller Lande finden können. Diese Damen, die ihre sündigen Verbindungen mit dem Teufel eingestanden, sogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte seiner Annäherung; eiskalt, klagten sie, waren die Ergüsse dieser teuflischen Zärtlichkeit. Er erschien ihnen gewöhnlich im Gewande eines Höflings, mit einer rothen Feder auf dem Kopfe.

Der Teufel ist kalt, selbst als Liebhaber. Aber häßlich ist er nicht; denn er kann ja jede Gestalt annehmen. Nicht selten hat er sich ja auch mit weiblichem Liebreiz bekleidet, um irgend einen frommen Klosterbruder von seinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur sündlichen Freude zu verlocken. Bei Anderen die er nur schrecken wollte erschien er in Thiergestalt, er und seine höllischen Gesellen. Besonders wenn er vergnügt ist und viel geschlemmt und gebechert hat, zeigt er sich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachsen, der hatte seine Freunde eingeladen zu einem Gastmahl. Als nun der Tisch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und Alles zugerichtet war, fehlten ihm seine Gäste, die sich Einer nach dem Andern entschuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „Wenn kein Mensch kommen will so mag der Teufel bei mir essen mit der ganzen Hölle!“ und er verließ das Haus, um seinen Unmuth zu verschmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und schwarze Reiter und heißen des Edelmanns Knecht seinen Herrn suchen, um ihm anzuzeigen, daß die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich seinen Herrn, kehrt mit diesem zurück, haben aber Beide nicht den Muth, in's Haus hineinzugehen. Denn sie hören, wie drinnen das Schlemmen, Schreien und Singen immer toller wird, und endlich sehen sie, wie die besoffenen Teufel in der Gestalt von Baren Affen Böcken Wölfen und Füchsen an's offene Fenster treten in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnauzen und lachenden Zähnen hereinwinken.

Daß der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bockes dem Convente der Hexen präsidirt, ist allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieser Gestalt zu spielen pflegte, werde ich später bei andrer Gelegenheit wenn ich von Hexen und Zauberei zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche meines der hochgelahrte Georgius Godelmannus über dieses letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abstattet, finde ich auch, daß der Teufel nicht selten in der Gestalt eines Mönchs erscheint. Er erzählt folgendes Beispiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte studirte, gedenkt mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeistern daselbst gehört zu haben, daß vor Luther's Thür gekommen sei ein Münch, welcher heftig an der Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte, was er wollte, da fraget der Münch, ob der Luther daheim wäre. Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch gesehen hatte. Da dieser hineinkam, sprach er, er habe etliche papistische Irrthümer, derwegen er sich gern mit



ihm besprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da sie Luther ohne Mühe auflöste, brachte er andere die nicht so leicht aufzulösen waren, daher Luthern etwas bewegt, diese Worte entfahren ließ: Du machst mir viel zu schaffen, da ich doch Anderes zu thun hätte! und stund sobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage, so der Münch vorbrachte. Und als er in demselbigen Gespräche vermerkte, daß des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, sprach er: Bist du nicht Der? Halt, höre zu, dieses Urtheil ist wider dich gefällt! und zeigte ihm sobald den Spruch in Genesi, dem ersten Buche Mosis: Des Weibes Samen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit diesem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen und verbreitete einen Duft, dessen die Stube noch etliche Tage übel roch."

In der vorstehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die sich schon frühe kundgab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist nämlich seine Disputirsucht, seine Sophistik, seine „Syllogismen". Der Teufel versteht sich auf Logik, und schon vor achthundert Jahren hat der Papst Sylvester, der berühmte Gerbert, Solches zu seinem Schaden erfahren. Dieser hatte nämlich, als er zu Cordova studirte, mit Satan einen Bund geschlossen, und durch seine höllische Hilfe lernte er Geometrie, Algebra, Astronomie, Pflanzenkunde, allerlei nützliche Kunststücke, unter anderen die Kunst, Papst zu werden. In Jerusalem sollte vertragsmäßig sein Leben enden. Er hütete sich wohl hinzugehen. Als er aber einst in einer Kapelle zu Rom Messe las, kam der Teufel, um ihn abzuholen, und indem der Papst sich dagegen sträubt, beweist ihm jener, daß die Kapelle, worin sie sich befänden, den Namen Jerusalem führe, daß die Bedingungen des alten Bündnisses erfüllt seien und daß er ihm nun zur Hölle folgen müsse. Und der Teufel holte den Papst, indem er ihm lachend in's Ohr flüstert:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante, Inferno c. 28.)

„Du dachtest nicht daran, daß ich ein Logiker bin!"

Der Teufel versteht Logik, er ist Meister in der Metaphysik, und mit seinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleien überlistet er alle seine Verbündeten. Wenn sie nicht genau aufpaßten und den Contract später nachlasen, fanden sie zu ihrem Erschrecken, daß der Teufel, anstatt Jahre, nur Monate oder Wochen oder gar Tage ge-

schrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweist ihnen, daß die Frist abgelaufen. In einem der älteren Puppenspiele, welche das Satansbündniß, Schandleben und erbärmliche Ende des Doctor Faustus vorstellen, findet sich ein ähnlicher Zug. Faust, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdischen Genüsse begehrte, hat ihm dafür seine Seele verschrieben und sich anheischig gemacht, zur Hölle zu fahren, sobald er die dritte Mordthat begangen habe. Er hat schon zwei Menschen getödtet und glaubt, ehe er zum dritten Male Jemanden umbringe, sei er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieser aber beweist ihm, daß eben sein Teufelsbündniß, sein Seelentodschlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieser verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in seinem Mephisto jenen Charakterzug der Sophistik exploitirt hat, kann Jeder selbst beurtheilen. Nichts ist ergötzlicher als die Lectüre von Teufelscontracten, die sich aus der Zeit der Hexenprocesse erhalten haben, und worin der Contrahent sich vorsichtig gegen alle Chicanen verclausulirt und alle Stipulationen auf's Aengstlichste paraphrasirt.

Der Teufel ist ein Logiker. Er ist nicht blos der Repräsentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleisches, er ist auch Repräsentant der menschlichen Vernunft, eben weil diese alle Rechte der Materie vindicirt; und er bildet somit den Gegensatz zu Christus, der nicht blos den Geist, die ascetische Entsinnlichung, das himmlische Heil, sondern auch den Glauben repräsentirt. Der Teufel glaubt nicht, er stützt sich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eignen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieses ist nun freilich etwas Entsetzliches, und mit Recht hat die römisch katholisch apostolische Kirche das Selbstdenken als Teufelei verdammt und den Teufel, den Repräsentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Ueber die Gestalt des Teufels läßt sich in der That nichts Genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich schon erwähnt, er habe gar keine bestimmte Gestalt und könne sich in jeder beliebigen Form produciren. Dieses ist wahrscheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horst, daß der Teufel sich sogar zu Salat machen könne. Eine sonst ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und sich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte sie ihn gegessen, als sie Regungen empfand, die ihr sonst fremd waren und sich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar sonderbar zu Muthe jedes Abends im Mondschein, wenn die Blumen so stark dufteten und die Nachtigallen so schmelzend und schluchzend sangen. Bald darauf machte ein angenehmer Junggeselle mit ihr Bekanntschaft. Nachdem Beide mit einander vertrauter geworden, fragte sie der schöne Jüngling einmal: „Weißt du denn auch, wer ich bin?“ Nein, sagte die Nonne mit einiger Bestürzung. „Ich bin der Teufel,“ erwiderte jener. „Erinnerst du dich nicht jenes Salates? Der Salat das war ich!“

Manche behaupten, der Teufel sehe immer wie ein Thier aus, und es sei nur eitel Täuschung, wenn wir ihn in einer anderen Gestalt erblicken. Etwas Cynisches hat der Teufel freilich, und diesen Charakterzug hat Niemand besser beleuchtet wie unser Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutscher Schriftsteller, der in seinen Mängeln ebenso großartig ist wie in seinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieses genialen Schriftstellers erscheint der Teufel auf Erden, weil seine Mutter in der Hölle scheuert: letzteres ist eine bei uns gebräuchliche Art, die Zimmer zu reinigen, wobei das Stroh mit heißem Wasser übergossen und mit einem groben Tuche gerieben wird, so daß ein quickender Mißton und lauwarmer Dampf entsteht, der es einem vernünftigen Wesen unmöglich macht, unterdessen zu Hause zu bleiben; der Teufel muß deshalb aus der wohlgeheizten Hölle sich in die kalte Oberwelt hinaufmachen und hier, obgleich es ein heißer Juliustag ist, empfindet der arme Teufel dennoch einen so großen Frost, daß er fast erfriert und nur mit ärztlicher Hilfe aus dieser Erstarrung gerettet wird.

Wir sahen eben, daß der Teufel eine Mutter hat; Viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch diese kommt zuweilen zur Oberwelt und auf sie bezieht sich vielleicht das Sprichwort: Wo der Teufel selbst nichts aus-

richten kann, da schickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber ist sie in der Hölle mit der Küche beschäftigt oder sitzt in ihrem rothen Lehnsessel, und wenn der Teufel des Abends müde von den Tagesgeschäften nach Hause kommt, frißt er in schlingender Hast, was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er seinen Kopf in ihren Schoß und läßt sich von ihr lausen und schläft ein.

Die Alte pflegt ihm auch wohl dabei ein Lied vorzuschnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume
Da steht eine Rosenblume,
Rose roth wie Blut.

Manche versichern, wenn das arme Kind nicht einschlafen kann, greift die gute Alte gewöhnlich zu dem Mittel, ihm die Berliner evangelische Kirchenzeitung" vorzulesen.

Der Haushalt des Teufels in der Hölle, woselbst er als Junggesell mit seiner Mutter lebt, bildet das vollständigste Gegenstück zu dem Haushalt Christi im Himmel. Dieser lebt droben gleichfalls unvermält bei seiner heiligen Mutter; die Himmelskönigin und die Engel sind seine Vertrauten, wie die Teufel die Vertrauten des Andern. Der Teufel und seine Diener sind schwarz; Christus und seine Engel sind weiß. In den Volksliedern des Nordens ist immer vom weißen Christus die Rede. Wir pflegen den Teufel den Schwarzen, den Fürsten der Finsterniß zu nennen. Diesen beiden Persönlichkeiten, Christus und dem Teufel, hat unser Volk noch zwei andere ebenso unsterbliche, ebenso unzerstörbare Figuren, den Tod und den ewigen Juden beigesellt. Das Mittelalter hat der modernen Kunst diese vier Typen als kolossale Personificationen des Guten, des Bösen, der Zerstörung und der Menschheit hinterlassen. Den ewigen Juden, das wehmüthige Symbol der Menschheit, hat Keiner so tief aufgefaßt wie Edgar Quinet, einer der größten Dichter Frankreichs. Wir Deutsche, die jüngst seinen Ahasverus übersetzten, waren nicht wenig erstaunt, bei einem Franzosen eine so großartige Conception anzutreffen.

Vielleicht auch sind die Franzosen berufen, mit größtmöglicher Richtigkeit die Symbole des Mittelalters zu erklären. Die Franzosen sind längst aus dem Mittelalter herausgetreten, sie betrachten dasselbe mit Ruhe und vermögen seine Schönheiten mit philosophischer oder artistischer Unparteilichkeit zu würdigen. Wir Deutsche stecken noch tief im Mittelalter, wir bekämpfen noch seine hinfälligen Vertreter; wir vermöchten es also nicht mit allzu großer Vorliebe zu bewundern. Wir müssen uns im Gegentheil in parteilichem Hasse ereifern, damit unsere Zerstörungskraft nicht gelähmt werde.

Ihr Franzosen mögt das Ritterthum bewundern und lieben. Es sind euch davon nur heitere Chroniken und eiserne Rüstungen geblieben. Ihr wagt nichts dabei, eure Einbildungskraft solchergestalt zu erlustigen, eure Neugier zu befriedigen. Bei uns Deutschen aber ist die Chronik des Mittelalters noch nicht geschlossen; die neuesten Blätter sind noch feucht von dem Blut unserer Verwandten und Freunde, und jene funkelnden Harnische schützen noch den lebendigen Leib unserer Henker. Nichts hindert euch Franzosen, die alten gothischen Formen zu schätzen. Für euch sind die großen Kathedralen, wie Notre Dame de Paris, nichts Anderes als Denkmäler der Baukunst und Romantik; für uns sind sie die furchtbarsten Festungen unserer Feinde. Für euch

sind Satan und seine höllischen Genossen nur Gebilde der Poesie; bei uns gibt es Schelme und Dummköpfe, welche sich abmühen, den Glauben an den Teufel und an höllischen Hexenfrevel wieder philosophisch zu begründen. Daß so etwas in München geschieht, ist in der Ordnung; daß man aber im aufgeklärten Würtemberg eine Rechtfertigung der alten Hexenprocesse versucht, daß ein angesehener Schriftsteller, Herr Justinus Kerner, sich dort unterfangen hat, den Glauben an Besessene wieder zu beleben, das ist ebenso betrübend als widerwärtig.

O schwarze Schelme und ihr Schwachköpfe aller Farben! vollendet euer Werk, erhitzt das Gehirn des Volkes durch den alten Aberglauben, treibt es auf die Bahn des Fanatismus! Ihr selbst werdet eines Tags seine Opfer sein; ihr werdet nicht dem Loose der ungeschickten Beschwörer entrinnen, die am Ende die Geister, welche sie heraufgerufen, nicht mehr beherrschen konnten und von ihnen in Stücke zerrissen wurden.

Vermag der Geist der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutsche Volk aufzurütteln? Ist es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal siedend zu Kopfe steigt, wenn es sein Herz wieder schlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singsang bayrischer Scheinheiligen noch auf das mystische Geschwatz schwäbischer Faseler hören; sein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen. Wer ist dieser Mann?

Es ist der Mann, den das deutsche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verschaffen wird, das Glück und das Leben nach denen es so lange in seinen Träumen geschmachtet. Was zögerst du noch, du den die Greise mit so brennender Sehnsucht verkündet haben, du, den die Jugend so ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone trägt?

— Es ist hier indeß nicht der Ort zu Beschwörungen, umsomehr als ich mich dadurch von meinem Thema entfernen würde. Ich habe nur von unschuldigen Sagen zu reden; von dem was hinter den deutschen Oefen gesagt und gesungen wird. Ich bemerke eben, daß ich nur sehr dürftig von den Geistern gesprochen, die in den Bergen hausen, z. B. daß ich nichts von dem Kyffhauser gesagt wo der Kaiser Friedrich wohnt. Dieser ist allerdings kein Elementargeist, und nur von solchen habe ich in dieser Abhandlung zu reden. Aber die Sage ist zu lieblich und entzückend; so oft ich ihrer gedachte erbebte mein Gemüth von heiliger Sehnsucht und geheimnißvoller Hoffnung. Es liegt sicherlich mehr als ein bloßes Märchen in dem Glauben, daß Kaiser Friedrich, der alte Barbarossa, nicht todt sei sondern daß er, als das Priestervolk ihn zu arg belästigte, in einen Berg floh, den man den Kyffhäuser nennt. Man sagt, er bleibe dort mit seinem ganzen Hofhalt verborgen, bis er einst wieder in der Welt erscheinen wird, um das deutsche Volk glücklich zu machen. Dieser Berg liegt in Thüringen, nicht weit von Nordhausen. Ich bin dort oft vorübergekommen, und in einer schönen Winternacht blieb ich daselbst länger als eine Stunde und rief wiederholentlich: „Komm, Barbarossa, komm!“ und das Herz brannte mir wie Feuer in der Brust, und Thränen rieselten über meine Wangen. Aber er kam nicht, der geliebte Kaiser Friedrich, und ich konnte nur den Felsen umarmen, in welchem er wohnt.

Ein junger Hirt aus der Umgegend war glücklicher. Er weidete seine Schafe am Kyffhäuser und begann auf dem Dudelsack zu spielen, und als er einen guten Lohn verdient zu haben glaubte, rief er laut: „Kaiser Friedrich, ich habe dir dies Ständchen gebracht!“ Man sagt, der Kaiser sei alsdann aus dem Berge gekommen, habe sich dem Buben gezeigt und zu ihm gesprochen: „Gott grüße dich, junger Knabe! Wem zu Ehren hast du gespielt?“ — „Dem Kaiser Friedrich.“ — „Wenn dem also ist, komm mit mir, er wird dich belohnen.“ — „Ich darf mich nicht von meinen Schafen entfernen.“ — „Folge mir nur, es wird deinen Schafen kein Leid widerfahren.“

Der Schäfer folgte dem Kaiser, der ihn an der Hand zu einer Oeffnung im Berg führte. Sie gelangten an eine Eisenthür, die sich öffnete, und man erblickte alsdann einen großen und schönen Saal, woselbst sich viele Herren und wackere Diener befanden, die ihn ehrerbietig empfingen. Danach zeigte sich der Kaiser sehr wohlwollend gegen ihn und frug ihn, welchen Lohn er begehre. Der Schäfer antwortete: „Gar keinen.“ Der Kaiser sagte ihm darauf: „Geh hinaus und nimm als Lohn einen der Füße meiner goldenen Tischkannte.“ Der Schäfer that

wie ihm geboten und wollte sich entfernen; aber der Kaiser zeigte ihm noch viele merkwürdige Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen und hieß ihn den Leuten sagen, er wolle mit diesen Waffen das heilige Grab erobern.

Der Schäfer hat ihn ohne Zweifel falsch verstanden. Barbarossa hat ganz andere Eroberungen als die des heiligen Grabes im Sinne. Oder vielleicht auch hat der Schäfer aus Furcht, als Demagog eingesperrt zu werden, die Wahrheit ein wenig entstellt. Nicht ein Grab, das kalte Bett eines Todten will der alte Barbarossa erobern, sondern einen herrlichen Wohnort für die Lebenden, ein warmes Reich des Lichts und der Freude wo er fröhlich herrschen kann, in der Hand den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone auf dem Haupte.

Was den erwähnten Schäfer belangt, so meldet das Ende der Erzählung, daß er gesund und munter aus dem Berge hervorkam und am folgenden Morgen den Fuß der Trinkkanne, der ihm geschenkt worden, zu einem Goldschmiede trug. Der Goldschmied erkannte denselben für gediegenes Gold und bezahlte ihm das kaiserliche Geschenk mit dreihundert Ducaten.

Man erzählt auch von einem Bauern aus dem Dorfe Reblingen, daß er den Kaiser im Kyffhäuser sah und ein artiges Geschenk von ihm erhielt. Ich weiß nur, wenn mich mein Stern in diesen Berg führt, so werde ich von Barbarossa weder Goldkannen noch ähnliche Kleinodien begehren, sondern wenn er mir

etwas schenken will werde ich sein Buch De tribus impostoribus von ihm fordern. Ich habe dies Buch vergeblich in den Bibliotheken gesucht und ich denke mir daß der Verfasser der alte Rothbart, gewiß ein Exemplar davon im Kyffhäuser aufbewahrt.

Manche versichern, der Kaiser sitze in seinem Berge an einem Steintisch und schlafe oder sinne auf Mittel, sein Reich wieder zu erobern. Er wiegt beständig den Kopf hin und her und blinzt mit den Augen. Sein Bart wallt jetzt bis zur Erde hinab. Manchmal streckt er wie im Traume die Hand aus und scheint nach seinem Schwert und Schild greifen zu wollen. Man sagt: wenn der Kaiser auf die Erde zurückkehrt, so wird er diesen Schild an einen abgestorbenen Baum hängen und der Baum wird dann ausschlagen und grünen, und es wird dann für Deutschland eine bessere Zeit beginnen. Von seinem Schwert aber sagt man, daß ein Bauer in grobem Kittel es vor sich hertragen und daß man allen denen den Kopf damit abschlagen wird, die noch einfältig genug sind, sich von besserem Blut als ein Bauer zu dünken. Aber die alten Erzähler fügen hinzu Niemand wisse recht wann und wie Solches geschehen werde.

Man berichtet noch daß einst, als ein Schäfer von einem Zwerg in den Kyffhäuser geführt wurde, der Kaiser sich erhob und ihn frug, ob die Raben noch um den Berg flögen. Und als die Antwort des Schäfers bejahend lautete, rief er aus: „So muß ich also noch hundert Jahr schlafen!“

Ach, gewiß fliegen die Raben noch immer um den Berg, jene Raben, die uns so gut bekannt sind und deren frommes Gekrächz wir beständig vernehmen. Aber das Alter hat sie geschwächt, und es gibt gute Schützen die sie im Fluge herabschießen. Wenn der Kaiser einst auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf seinem Wege mehr als einen Raben von Pfeilen durchbohrt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daß der Schütz, der sie getroffen, einen guten Bogen geführt.

Der Doktor Faust,

ein Tanzpoem;

mit

kuriosen Berichten

über

Teufel, Hexen und Dichtkunst.

1847.

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Director des Theaters Ihrer Majestät der Königin zu London forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballet zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: „Doctor Faust, ein Tanzpoem.“ Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succeß der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Balletmeister aus Esprit de corps le ballet hemmend und säumend alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Balletmeister hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Ballets gedichtet hatte, während doch solche Producte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art in Collaboration mit irgend einer dürftigen Literatenseele geliefert worden. Armer Faust! armer Berenmeister! so mußtest du auf die Ehre verzichten, vor der großen Victoria von England deine Schwarzkünste zu produciren! Wird es dir in deiner Heimat beßer gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutsche Bühne ihren guten Geschmack dadurch bekunden, daß sie mein Opus zur Aufführung brächte, so bitte ich die hochlöbliche Direction bei dieser Gelegenheit auch nicht zu versäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu laßen. Ich halte es nicht für überflüssig zu bemerken, daß ich um das Eigenthumsrecht meines Ballets in Frankreich zu sichern, bereits eine französische Uebersetzung drucken ließ und die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponirt habe.

Als ich das Vergnügen hatte, dem Herrn Lumley mein Ballettmanuscript einzuhändigen und wir bei einer duftigen Tasse Thee uns über den Geist der Faustsage und meine Behandlung derselben unterhielten, ersuchte mich der geehrte Impresario das Wesentliche unseres Gespräches aufzuzeichnen, damit er späterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung seinem Publicum zu übergeben gedachte. Auch jetzigem freundlichen Begehr nachkommend schrieb ich den Brief an Lumley, den ich abgekürzt am Ende dieses Büchleins mittheile, da vielleicht auch dem deutschen Leser diese flüchtigen Blätter einiges Interesse gewähren dürften.

Wie über den historischen Faust habe ich in dem Briefe an Lumley auch über den mythischen Faust nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich kann nicht umhin in Bezug auf die Entstehung und Entwickelung dieses Faustes der Sage, der Faustfabel, hier das Resultat meiner Forschungen mit wenigen Worten zu resumiren.

Es ist nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneschall des Bischofs von Adana in Sicilien, sondern eine alte angelsächsische dramatische Behandlung derselben, welche als die Grundlage der Faustfabel zu betrachten ist. In dem noch vorhandenen plattdeutschen Gedichte vom Theophilus sind altsächsische oder angelsächsische Archaismen gleichsam Wortversteinerungen seltne Redensarten enthalten, welche darauf hinweisen daß dieses Gedicht nur eine Nachbildung eines älteren Originals ist das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz nach der Invasion Englands

durch die französischen Normannen muß jenes angelsächsische Gedicht noch erstmal haben denn augenscheinlich ward dasselbe von einem französischen Poeten dem Troubadour Rutebeuf fast wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich auf's Theater gebracht. Für Diejenigen denen die Sammlung von Mommerqué worin auch dieses Mystère abgedruckt nicht zugänglich ist, bemerke ich, daß der gelehrte Mangin vor etwa sieben Jahren in [illegible] über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft gibt. Dieses Mysterium vom Troubadour Rutebeuf benutzte nun der englische Dichter Marlow als er seinen Faust schrieb, indem er die analoge Sage vom deutschen Zauberer Faust nach dem älteren Faustbuche wovon es bereits eine englische Uebersetzung gab, in die dramatische Form kleidete die ihm das französische auch in England bekannte Mysterium bot. Das Mysterium des Theophilus und das ältere Volksbuch von Faust sind also die beiden Factoren, aus welchen das Marlow'sche Drama hervorgegangen. Der Held desselben ist nicht mehr ein ruchloser Rebell gegen den Himmel der verführt von einem Zauberer und um irdische Güter zu gewinnen, seine Seele dem Teufel verschreibt, aber endlich durch die Gnade der Muttergottes, die den Pakt aus der Hölle zurückholt gerettet wird, gleich dem Theophilus sondern der Held des Stücks ist hier selbst ein Zauberer; in ihm wie im Nekromanten des Faustbuchs reminiscirt sich die Sagen von allen früheren Schwarzkünstlern deren Künste er vor den bedrängten Verehrerinnen producirt und zwar geschieht Solches auf protestantischem Boden den die rettende Muttergottes nicht betreten darf, weshalb auch der Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die Puppenspiel-Theater, die zur Shakespeare'schen Zeit in London kamen und sich eines jeden Stückes das auf den großen Bühnen Glück machte gleich bemächtigten haben gewiß auch nach dem Marlow'schen Vorbilde einen Faust zu geben gewußt indem sie das Originaldrama mehr oder minder ernsthaft parodirten oder ihren Localbedürfnissen gemäß zustutzten oder auch wie oft geschah von dem Verfasser selbst für den Standpunkt ihres Publicums umarbeiten ließen. Es ist nun jener Puppenspiel-Faust, der von England herüber nach dem Festland kam durch die Niederlande reisend auch die Marktbuden unserer Heimat besuchte und in derb deutscher Manier übersetzt und mit deutschen Hanswurstiaden verballhornt die unteren Schichten des deutschen Volkes ergetzte. Wie verschieden auch die Versionen, die sich im Laufe der Zeit besonders durch das Improvisiren gebildet, so blieb doch das Wesentliche unverändert und einem solchen Puppenspiele das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen sah hat unser großer Dichter die Form und den Stoff seines Meisterwerks entlehnt. In der ersten Fragment-Ausgabe des Goethe'schen Faust's ist dieses am sichtbarsten; diese entbehrt noch die der Sakontala entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog sie weicht noch nicht ab von der schlichten Puppenspielform und es ist kein wesentliches Motiv darin enthalten welches auf eine Kenntniß der älteren Originalbücher von Spieß und Widman schließen läßt.

Das ist die Genesis der Faustfabel, von dem Theophilus-Gedichte bis auf Goethe, der sie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. Abraham zeugte den Isaak Isaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda in dessen Banden das Scepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber freilich nicht immer kennt oder den er gar verleugnen möchte.

Geschrieben zu Paris den 1. October 1851.

Heinrich Heine.

Der Doktor Faust,

ein Tanzpoem.

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen
Belehnt mich mit Wollustglut
Jetzt kannst du die Glut nicht stillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist gottlich!
Ich trinke deine Seele zu,
Die Todten sind unersättlich.

Erster Act.

Studirzimmer, groß, gewölbt, in gothischem Styl. Spärliche Beleuchtung. An den Wänden Bücherschränke, astrologische und alchymistische Geräthschaften, Welt- und Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und seltsame Gläser, anatomische Präparate, Skelette von Menschen und Thieren und sonstige Requisiten der Nekromantie.

Es schlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgestapelten Büchern und physikalischen Instrumenten bedeckten Tische, in einem hohen Lehnstuhl, sitzt nachdenklich der Doctor Faust. Seine Kleidung ist die altdeutsche Gelehrtentracht des sechzehnten Jahrhunderts. Er erhebt sich endlich und schwankt mit unsichern Schritten einem Bücherschranke zu, wo ein großer Foliant mit einer Kette angeschlossen; er öffnet das Schloß und schleppt das entfesselte Buch (den sogenannten Höllenzwang) nach seinem Tische. In seiner Haltung und seinem ganzen Wesen beurkundet sich eine Mischung von Unbeholfenheit und Muth, von linkischer Magisterhaftigkeit und trotzigem Doctorstolz. Nachdem er einige Lichter angezündet und mit einem Schwerte verschiedene magische Kreise auf dem Boden gezeichnet, öffnet er das große Buch, und in seinen Geberden offenbaren sich die geheimen Schauer der Beschwörung. Das Gemach verdunkelt sich; es blitzt und donnert; aus dem Boden, der sich prasselnd öffnet, steigt empor ein flammend rother Tiger. Faust zeigt sich bei diesem Anblick nicht im Mindesten erschreckt, er tritt der feurigen Bestie mit Verhöhnung entgegen und scheint ihr zu befehlen, sogleich zu entweichen. Sie versinkt auch alsbald in die Erde. Faust beginnt auf's Neue seine Beschwörungen, wieder blitzt und donnert es entsetzlich, und aus dem sich öffnenden Boden schießt empor eine ungeheure Schlange, die in den bedrohlichsten Windungen sich ringelnd, Feuer und Flammen zischt. Auch ihr begegnet der Doctor mit Verachtung, er zuckt die Achsel, er lacht, er spottet darüber, daß der Höllengeist nicht in einer weit gefährlichern Gestalt zu erscheinen vermochte, und auch die Schlange kriecht in die Erde zurück. Faust erhebt sogleich mit gesteigertem Eifer seine Beschwörungen, aber diesmal schwindet plötzlich die Dunkelheit, das Zimmer erhellt sich mit unzähligen Lichtern, statt des Donnerwetters ertönt die lieblichste Tanzmusik, und aus dem geöffneten Boden, wie aus einem Blumenkorb, steigt hervor eine Ballettänzerin, gekleidet im gewöhnlichen Gaze- und Tricot-Costüme und umhergaukelnd in den banalsten Pirouetten.

Faust ist anfänglich darob befremdet, daß der beschworene Teufel Mephistopheles keine unheilvollere Gestalt annehmen konnte als die einer Ballettänzerin, doch zuletzt gefällt ihm diese lächelnd anmuthige Erscheinung, und er macht ihr ein gravitätisches Compliment. Mephistopheles oder vielmehr Mephistophela, wie wir nunmehr die in die Weiblichkeit übergegangene Teufelei

zu nennen haben erwidert parodirend das Compliment des Doctors und umtänzelt ihn in der bekannten koketten Weise. Sie hält einen Zauberstab in der Hand, und Alles was sie im Zimmer damit berührt, wird auf's Ergötzlichste umgewandelt, doch dergestalt, daß die ursprüngliche Formation der Gegenstände nicht ganz vertilgt wird; z. B. die dunklen Planetenbilder erleuchten sich bunt farbig von innen, aus den Pokalen mit Mißgeburten blicken die schönsten Vögel hervor, die Eulen tragen Girandolen im Schnabel, prachtvoll sprießen an den Wänden hervor die kostbarsten güldenen Geräthe, venetianische Spiegel, antike Basreliefs, Kunstwerke, Alles chaotisch gespenstisch und dennoch glänzend schön, eine ungeheuerliche Arabeske. Die Schöne scheint mit Faust ein Freundschaftsbündniß zu schließen doch das Pergament, das sie ihm vorhält, die furchtbare Verschreibung, will er noch nicht unterzeichnen. Er verlangt von ihr, die übrigen höllischen Mächte zu sehen, und diese die Fürsten der Finsterniß treten alsbald aus dem Boden hervor. Es sind Ungethüme mit Thierfratzen, fabelhafte Mischlinge des Scurrilen und Furchtbaren, die meisten mit Kronen auf den Köpfen und Sceptern in den Tatzen. Faust wird denselben von der Mephistophela vorgestellt, eine Präsentation, wobei die strengste Hofetikette vorwaltet. Ceremoniös einherwackelnd, beginnen die unterweltlichen Majestäten ihren plumpen Reigen, doch indem Mephistophela sie mit dem Zauberstabe berührt, fallen die häßlichen Hüllen plötzlich von ihnen, und sie verwandeln sich ebenfalls in lauter zierliche Ballettänzerinnen, die in Gaze und Tricot und mit Blumenguirlanden dahinflattern. Faust ergötzt sich an dieser Metamorphose, doch scheint er unter allen jenen hübschen Teufelinnen keine zu finden, die seinen Geschmack gänzlich befriedige; dieses bemerkend, schwingt Mephistophela wieder ihren Stab, und in einem schon vorher an die Wand hingezauberten Spiegel erscheint das Bildniß eines wunderschönen Weibes in Hoftracht und mit einer Herzogskrone auf dem Haupte. Sobald Faust sie erblickt, ist er wie hingerissen von Bewunderung und Entzücken, und er naht dem holden Bildniß mit allen Zeichen der Sehnsucht und Zärtlichkeit. Doch das Weib im Spiegel, welches sich jetzt wie lebend bewegt, wehrt ihn von sich ab mit hochmüthigstem Naserümpfen; er kniet flehend vor ihr nieder, und sie wiederholt nur noch beleidigender ihre Gesten der Verachtung.

Der arme Doctor wendet sich hierauf mit bittenden Blicken an Mephistophela, doch diese erwidert sie mit schalkhaftem Achselzucken, und sie bewegt ihren Zauberstab. Aus dem Boden taucht sogleich bis zur Hüfte ein häßlicher Affe hervor, der aber auf ein Zeichen der Mephistophela, die ärgerlich den Kopf schüttelt, schleunigst wieder hinabsinkt in den Boden, woraus im nächsten Augenblicke ein schöner, schlanker Balletttänzer hervorspringt, welcher die banalsten Pas executirt. Der Tänzer naht sich dem Spiegelbilde, und indem er demselben mit der fadesten Süffisance seine verführerischen Huldigungen darbringt, lächelt ihm das schöne Weib auf's Holdseligste entgegen, sie streckt die Arme nach ihm aus mit schmachtender Sehnsucht und erschöpft sich in den zärtlichsten Demonstrationen. Bei diesem Anblick geräth Faust in rasende Verzweiflung, doch Mephistophela erbarmt sich seiner, und mit ihrem Zauberstab berührt sie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurücksinkt, nachdem er sich zuvor in einen Affen verwandelt und seine abgestreifte Tänzerkleidung auf dem Boden zurückgelassen hat. Jetzt reicht Mephistophela wieder das Pergamentblatt dem Faust dar, und dieser, ohne langes Besinnen, öffnet sich eine Ader am Arme, und mit seinem Blute unterzeichnet er den Contract, wodurch er für zeitliche irdische Genüsse seiner himmlischen Seligkeit entsagt. Er wirft die ernste, ehrsame Doctortracht von sich und zieht den sündig bunten Flitterstaat an, den der verschwundene Tänzer am Boden zurückgelassen; bei dieser Umkleidung, die sehr ungeschickt von Statten geht, hilft ihm das leicht fertige Corps de Ballet der Hölle.

Mephistophela gibt dem Faust jetzt Tanzunterricht und zeigt ihm alle Kunststücke und Handgriffe oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichsten Effecte und Contraste. Die teuflischen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen, Jede sucht auf eigene Weise die Lehre durch Beispiel zu erklären, Eine wirft den armen Doctor in die Arme der Andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberstabs, der die unfolgsamen Glieder allmälig

gelenkig schlägt, erreicht der Lehrling der Choregraphie zuletzt die höchste Fertigkeit; er tanzt ein brillantes Pas de deux mit Mephistophela und zur Freude seiner Kunstgenossinnen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichsten Figuren. Nachdem er es zu dieser Virtuosität gebracht, wagt er als Tänzer auch vor dem schönen Frauenbilde des Zauberspiegels zu erscheinen und dieses beantwortet seine tanzende Leidenschaft mit den Geberden der glühendsten Gegenliebe. Faust tanzt mit immer sich steigernder Seelentrunkenheit; Mephistophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberstabes wieder verschwindet und fortgesetzt wird der höhere Tanzunterricht der altclassischen Schule.

Zweiter Act.

Großer Platz vor einem Schlosse, welches zur rechten Seite sichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgesinde, Rittern und Damen, sitzen in hohen Thronsesseln der Herzog und die Herzogin. Ersterer ein steif ältlicher Herr, Letztere ein junges üppiges Weib, ganz das Conterfei des Frauenbilds, welches der Zauberspiegel des ersten Actes dargestellt hat. Bemerklich ist, daß sie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene ist prachtvoll geschmückt zu einem Hoffeste. Es wird ein Schäferspiel aufgeführt im ältesten Rococogeschmacke: graciöse Fadheit und galante Unschuld. Diese süßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verscheucht durch die Ankunft des Faust und der Mephistophela, die in ihrem Tanzcostüm und mit ihrem Gefolge von dämonischen Ballettänzerinnen unter jauchzenden Fanfaren ihren Siegeseinzug halten. Faust und Mephistophela machen ihre springenden Reverenzen vor dem Fürstenpaar, doch Ersterer und die Herzogin, indem sie sich näher betrachten, sind betroffen wie von freudigster Erinnerung, sie erkennen sich und wechseln zärtliche Blicke. Der Herzog scheint mit besonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephistophelas entgegenzunehmen. In einem ungestümen Pas de deux, welches Letztere jetzt mit Faust tanzt, haben Beide fürnehmlich das Fürstenpaar im Auge, und während die teuflischen Tänzerinnen sie ablösen, kost Mephistophela mit dem Herzog und Faust mit der Herzogin; die überschwängliche Passion der beiden Letztern wird gleichsam parodirt, indem Mephistophela den eckigen und steifleinenen Graciösitäten des Herzogs eine ironische Zimperlichkeit entgegensetzt.

Der Herzog wendet sich endlich gegen Faust und verlangt als eine Probe seiner Schwarzkunst den verstorbenen König David zu sehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf solches allerhöchste

Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophelas ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor. Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelzmützen auf den ſpitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem dieſe Caricaturen ihren Umzug gehalten verſchwinden ſie wieder in den Boden unter rauſchenden Beifallsbezeigungen.

Auf's Neue ſpringen Fauſt und Mephiſtophela hervor zu einem glänzenden Pas de deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andere wieder den Herzog mit verliebten Geberden anlockt ſo daß das erlauchte Fürſtenpaar endlich nicht mehr widerſteht und, ſeinen Sitz verlaſſend, ſich den Tänzen jener Beiden anſchließt. Dramatiſche Quadrille, wo Fauſt die Herzogin noch immer zu beſtricken ſucht. Er hat ein Teufelsmal an ihrem Halſe bemerkt und indem er dadurch entdeckt, daß ſie eine Zauberin ſei, gibt er ihr ein Rendezvous für den nächſten Hexenſabbath. Sie iſt erſchrocken und will leugnen, doch Fauſt zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen iſt, woran man die Domina, die fürnehmſte Satansbraut, erkennt. Verſchämt geſtattet ſie das Rendezvous. Paroditiſch geberden ſich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephiſtophela, und die dämoniſchen Tänzerinnen ſetzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptperſonen ſich in Zwiegeſprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs, ihm eine Probe ſeiner Zauberkunſt zu geben, ergreift Fauſt den magiſchen Stab und berührt damit die eben dahin wirbelnden Tänzerinnen. Dieſe verwandeln ſich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir ſie im erſten Acte geſehen, und aus dem graciöſeſten Ringelreihen in die täppiſchſte und barockſte Ronde überplumpend verſinken ſie zuletzt unter ſprühenden Flammen in den ſich öffnenden Boden. Rauſchend enthuſiaſtiſcher Beifall, und Fauſt und Mephiſtophela verbeugen ſich dankbar vor den hohen Herrſchaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberſtück ſteigert ſich die tolle Luſt; die vier Hauptperſonen ſtürzen rückſichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die ſich erneuet, geberdet ſich die Leidenſchaft immer dreiſter: Fauſt kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder compromittirenden Pantomimen ihre Gegenliebe kundgibt; vor der ſchäkernd hingeriſſenen Mephiſtophela kniet, wie ein lüſterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er ſich zufällig umwendet und ſeine Gattin nebſt Fauſt in den erwähnten Poſituren erblickt, ſpringt er wüthend empor, zieht ſein Schwert und will den frechen Schwarzkünſtler erſtechen. Dieſer ergreift raſch ſeinen Zauberſtab, berührt damit den Herzog, und auf dem Haupte desſelben ſchießt ein ungeheueres Hirſchgeweih empor, an deſſen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Beſtürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Fauſt und Mephiſtophela eindringen. Fauſt aber bewegt wieder ſeinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegeriſche Trompetenſtöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schaar von Kopf bis zu Füßen gebarniſchter Ritter. Indem die Höflinge ſich gegen dieſe zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Fauſt und Mephiſtophela durch die Luft davon, auf zwei ſchwarzen Roſſen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im ſelben Augenblick zerinnt wie eine Phantasmagorie auch die bewaffnete Ritterſchaar.

Dritter Act.

Nächtlicher Schauplatz des Hexenſabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen ſeltſame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein ſteinernes Poſtament, wie ein Altar, und darauf ſteht ein großer ſchwarzer Bock mit einem ſchwarzen Menſchenantlitz und einer brennenden Kerze zwiſchen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgs

hohen, die einander überragend gleichsam ein Amphitheater bilden, auf dessen kolossalen Stufen als Zuschauer die Notabilitäten der Unterwelt sitzen, nämlich jene Höllenfürsten, die wir in den vorigen Acten gesehen und die hier noch riesenhafter erscheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Musikanten mit Vogelgesichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinstrumenten. Die Scene ist bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verschiedensten Länder und Zeitalter erinnern, so daß die ganze Versammlung einem Maskenball gleicht, umsomehr, da wirklich Viele verlarvt und vermummt sind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieser Gestalten, so dürfen sie dennoch den Schönheitssinn nicht verletzen, und der häßliche Eindruck des Fratzenwesens wird gemildert oder verwischt durch märchenhafte Pracht und positives Grauen. Vor den Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, Beide mit einer schwarzen Fackel in der Hand, sie verbeugen sich vor der Rückseite des Bocks, knien davor nieder und leisten das Homagium des Kusses. Unterdessen kommen neue Gäste durch die Luft geritten, auf Besenstielen, Mistgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Diese Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigster Willkomm-Begrüßung mischen sie sich unter die tanzenden Gruppen. Auch ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuern Fledermaus herangeflogen, sie ist so entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie scheint Jemanden mit Ungeduld zu suchen. Endlich erblickt sie den Ersehnten, nämlich Faust, welcher mit Mephistophela auf schwarzen Rossen zum Feste heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand, und seine Gefährtin schmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutschen Edelfräuleins. Faust und die Herzogin stürzen einander in die Arme, und ihre überschwellende Inbrunst offenbart sich in den verzücktesten Tänzen. Mephistophela hat unterdessen ebenfalls einen erwarteten Gespons gefunden, einen dürren Junker in schwarzer spanischer Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Faust und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenschaft, einer wilden Liebe durchtanzen, ist der Zweitanz der Mephistophela und ihres Partners, als Gegensatz, nur der verführerische Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der sich selbst persiflirenden Lüsternheit. Alle Vier ergreifen endlich schwarze Fackeln, bringen in der oben erwähnten Weise dem Bocke ihre Huldigung und schließen sich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermischte Gesell-

schaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieser Ronde besteht darin, daß die Tänzer einander den Rücken zudrehen und nicht das Gesicht, welches nach außen gewendet bleibt.

Faust und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entschlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebestaumels und verlieren sich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Scene. Die Ronde ist beendet und neue Gäste treten vor den Altar und begehen dort die Adoration des Bocks; es sind vornehme Häupter darunter sogar Großwürdenträger des Reiches in ihren prunkenden Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen sich mittlerweile viele seltsame Leutchen und an ihren extravaganten Polkasprüngen ergötzen sich die dämonischen Zuschauer auf den Bergspitzen und sie applaudiren mit lang hervorgestreckten Tatzen. Faust und die Herzogin kommen wieder zum Vorschein doch sein Antlitz ist verstört, und verdrossen wendet er sich ab von dem Weibe, das ihn mit den zudringlichsten Caressen verfolgt. Er gibt ihr seinen Ueberdruß und Widerwillen in unzweideutiger Weise zu erkennen. Vergebens stürzt flehentlich die Herzogin vor ihm nieder; er stößt sie mit Abscheu zurück. In diesem Augenblicke erscheinen drei Mohren in goldenen Wappenröcken worauf lauter schwarze Böcke gestickt sind: sie bringen der Herzogin den Befehl sich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meister Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeschleppt. Man sieht im Hintergrunde, wie der Bock von seinem Postamente herabsteigt und nach einigen sonderbaren Complimentirungen mit der Herzogin ein Menuett tanzt. Langsam gemessene, ceremoniöse Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübsinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blasirten Fürsten; in allen Zügen der Herzogin verräth sich die trostloseste Verwerfung. Nach Beendigung des Tanzes steigt der Bock wieder auf sein Postament: die Damen, welche diesem Schauspiel zugesehen, nahen sich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen dieselbe mit sich fort. Faust ist im Vordergrunde stehen geblieben, und während er jenem Menuett zuschaut, erscheint wieder an seiner Seite Mephistophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Faust auf die Herzogin und scheint in Betreff derselben etwas Entsetzliches zu erzählen: er bezeugt überhaupt seinen Ekel ob all dem Frauentreiben das er vor sich sehe, ob all dem gothischen Wuste, der nur eine plump schnöde Verhöhnung der kirchlichen Ascetik, ihm aber eben so unerquicklich sei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnsucht nach dem Normalen, nach griechischer Harmonie, nach den uneigennützig edlen Gestalten der Homerischen Frühlingswelt! Mephistophela versteht ihn, und mit ihrem Zauberstab den Boden berührend, läßt sie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorsteigen und sogleich wieder verschwinden. Das ist es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürstende Herz des Doctors begehrte: er gibt seine volle Begeisterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephistophela erscheinen wieder die magischen Rosse, worauf Beide davonfliegen. In demselben Momente erscheint die Herzogin wieder auf der Scene; sie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unsinnigste Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande wird sie von einigen wüsten Gestalten und mit Scherz und Possen wie im Triumphe umhergetragen. Wieder Hexenronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmusik ist. Alles drängt sich zum Altar wo der schwarze Bock in Flammen aufgeht und prasselnd verbrennt. Nachdem der Vorhang schon gefallen, hört man noch die grausenhaft burlesken Fiedeltöne der Satansmesse.

Vierter Act.

Eine Insel im Archipel. Ein Stück Meer smaragdfarbig glänzend, ist links sichtbar und scheidet sich lieblich ab von dem Turkoisenblau des Himmels, dessen sonniges Tageslicht eine ideale Landschaft überstrahlt: Vegetation und Architekturen sind hier so griechisch schön wie sie der Dichter der Odyssee einst geträumt. Pinien, Lorbeerbüsche in deren Schatten weiße Bildwerke ruhen:

Venustempel.

große Marmorraſen mit fabelhaften Pflanzen: die Bäume von Blumengirlanden umwunden; kryſtallene Waſſerfälle: zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorſchimmert: und das Alles belebt von blühenden Menſchen, die Jünglinge in weißen Feſtgewanden, die Jungfrauen in leichtgeſchürzter Nymphentracht, ihre Häupter geſchmückt mit Roſen oder Myrten, und theils in einzelnen Gruppen ſich erluſtigend, theils auch in ceremoniöſen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienſte derſelben beſchäftigt. Alles athmet hier griechiſche Heiterkeit, ambroſiſchen Götterfrieden, claſſiſche Ruhe. Nichts erinnert an ein nebliches Jenſeits, an myſtiſche Wolluſt- und Angſtſchauer, an überirdiſche Ekſtaſe eines Geiſtes, der ſich von der Körperlichkeit emancipirt: hier iſt Alles reale plaſtiſche Seligkeit ohne retroſpective Wehmuth, ohne ahnende leere Sehnſucht. Die Königin dieſer Inſel iſt Helena von Sparta, die ſchönſte Frau der Poeſie und ſie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venustempel; Tanz und Poſituren im Einklang mit der Umgebung, gemeſſen, keuſch und feierlich.

In dieſe Welt brechen plötzlich herein Fauſt und Mephiſtophela, auf ihren ſchwarzen Roſſen durch die Lüfte herabfliegend. Sie ſind wie befreit von einem düſtern Alpdruck, von einer ſchnöden Krankheit, von einem triſten Wahnſinn, und erquicken ſich Beide an dieſem Anblick des Urſchönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gaſtlich entgegen, bieten ihnen Speiſe und Trank in koſtbar ciſelirten Geräthen und laden ſie ein, bei ihnen zu wohnen auf der ſtillen Inſel des Glücks. Fauſt und ſeine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Feſtzug bildend, begeben ſich zuletzt nach dem Tempel der Venus, wo der Doctor und Mephiſtophela ihre mittelalterliche romantiſche Kleidung gegen einfach herrliche griechiſche Gewänder vertauſchen: in ſolcher Umwandlung wieder mit Helena auf die Vorderſcene tretend, tragiren ſie irgend einen mythologiſchen Dreitanz.

Fauſt und Helena laſſen ſich endlich nieder auf einen Thron zur rechten Seite der Scene, während Mephiſtophela, einen Thyrſus und eine Bandtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelaſſenſten Poſituren einherſpringt. Die Jungfrauen der Helena erfaßt das Beiſpiel dieſer Luſt, ſie reißen die Roſen und Myrten von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfeſſelten Locken, und mit flatternden Haaren und geſchwungenen Thyrſen taumeln ſie ebenfalls dahin als Bacchantinnen. Die Jünglinge bewaffnen ſich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich raſenden Mädchen und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegeriſchen Pantomimen, welche von den alten Autoren ſo wohlgefällig beſchrieben ſind.

In dieſer heroiſchen Paſtorale mag auch eine antike Humoreske eingeſchaltet werden, nämlich eine Schaar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieſes artige Spiel wird aber plötzlich geſtört — die erſchreckten Liebesbübchen werfen ſich raſch auf ihre Reuſchwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt und wie eine Furie vor den Thron tritt wo Fauſt und Helena ruhig ſitzen. Sie ſcheint Jenem die wahnſinnigſten Vorwürfe zu machen und Dieſe zu bedrohen. Mephiſtophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena ſich ebenfalls wieder tanzend beigeſellen, ſo daß dieſe Freudenchöre mit dem Zorn der Herzogin gleichſam verhöhnend contraſtiren. Letztere kann ſich zuletzt vor Wuth nicht mehr faſſen, ſie ſchwingt den Zauberſtab, den ſie in der Hand hält, und ſcheint dieſe Bewegung mit den entſetzlichſten Beſchwörungsſprüchen zu begleiten. Alsbald verfinſtert ſich der Himmel; Blitz und Donnerſchlag; das Meer flutet ſtürmiſch empor, und auf der ganzen Inſel geſchieht an Gegenſtänden und Perſonen die ſchauderhafteſte Umwandlung. Alles iſt wie getroffen von Wetter und Tod: die Bäume ſtehen laublos und verdorrt; der Tempel iſt zu einer Ruine zuſammengeſunken; die Bildſäulen liegen gebrochen am Boden: die Königin Helena ſitzt als eine faſt zum Gerippe entfleiſchte Leiche in einem weißen Laken zur Seite des Fauſt; die tanzenden Frauenzimmer ſind ebenfalls nur noch knöcherne Geſpenſter gehüllt in weiße Tücher, die, über den Kopf hängend, nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darſtellt, und in dieſer Geſtalt ſetzen ſie ihre heitern Tanzpoſituren und Ronden fort, als wäre gar nichts paſſirt, und

ſie ſcheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Fauſt iſt aber bei dieſem Begebniß, wo all ſein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eiferſüchtigen Hexe, auf's Höchſte gegen dieſelbe erboſt; er ſpringt vom Thron herab mit gezogenem Schwerte und bohrt es in die Bruſt der Herzogin.

Mephiſtophela hat die beiden Zauberrappen wieder herbeigeführt, ſie treibt den Fauſt angſtvoll an, ſich ſchnell aufzuſchwingen, und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdeſſen immer höher, es überſchwemmt allmälig Menſchen und Monumente, nur die tanzenden Lamien ſcheinen nichts davon zu merken, und bei heiteren Tambourinklängen tanzen ſie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die Inſel gleichſam im Waſſer verſinkt. Ueber das ſturmgepeitſchte Meer, hoch oben in der Luft ſieht man Fauſt und Mephiſtophela auf ihren ſchwarzen Gäulen dahinjagen.

Fünfter Act.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothiſches Portal im Hintergrunde ſichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geſchnittene Lindenbäume; unter denſelben links ſitzen zechende und ſchmauſende Bürgersleute, gekleidet in der niederländiſchen Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts. Unfern ſieht man auch mit Armbrüſten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel ſchießen. Ueberall Kirmesjubel, Schaubuden, Muſikanten, Puppenſpiel, umherſpringende Pickelheringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Raſenplatz, wo die Honoratioren tanzen.

Der Vogel iſt herabgeſchoſſen, und der Sieger hält als Schützenkönig ſeinen Triumphzug. Eine feiſte Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech, und ſolchermaßen mit Geklingel und Geraſſel einherſtolzirend. Vor ihm marſchiren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeiniger Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligſten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätiſch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeiſter und ſeiner nicht minder corpulenten Gattin, die nebſt ihrem Töchterlein unter den Linden ſitzen, wird die Fahne geſchwenkt und neigen ſich reſpectvoll die Vorüberziehenden. Jene erwidern die Salutation, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländiſchen Schule, credenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenſtöße ertönen, und auf einem hohen mit Laubwerk geſchmückten Karren, der von zwei ſchwarzen Gaulen gezogen wird, erſcheint der hochgelahrte Doctor Fauſt in ſcharlachrothem und goldbetreßtem Quackſalbercoſtüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, ſchreitet Mephiſtophela, ebenfalls in grell marktſchreieriſchem Aufputz reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf ſie zuweilen Fanfaren bläſt, während ſie eine das Volk heranlockende Reclame tanzt. Die Menge drängt ſich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoctor allerlei Tränklein und Mixturen gegen baare Bezahlung austheilt. Einige Perſonen bringen ihm in großen Flaſchen ihren Urin zur Beſichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut ſichtbare Mirakelcuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlaſſen und vor Freude tanzen. Er ſteigt endlich herab vom Wagen, der davon fährt, und vertheilt unter die Menge ſeine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigſten Tanzluſt ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verſchluckt empfindet deſſen Zaubermacht; er ergreift Mephiſtophela und hopſt mit ihr ein Pas de deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeiſter und ſeine Gattin übt der Trank ſeine beinbewegende Wirkung, und Beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das ſämmtliche Publicum im tollſten Wirbel ſich umherdreht, hat Fauſt ſich der Bürgermeiſterstochter genaht, und, bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr ſeine Liebe, und mit wehmüthigen, faſt ſchüchternen Geberden nach der Kirche deutend

wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Eltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank nieder lassen, wiederholt er seine Werbung: Jene sind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne gibt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymenäen. Der Doctor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuth geistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe ist schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachenden Geberden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen, ihr unverzüglich von dannen zu folgen. Faust widersetzt sich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuschauer sind bestürzt über diese Scene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt sie, als plötzlich auf Mephistophelas Beschwörung ein nächtliches Dunkel und das schrecklichste Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angstvoll und flüchten sich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauschen beginnen — ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden Höllenspektakel auf der Scene contrastirt. Auch Faust hat sich wie die Andern in den Schoß der Kirche flüchten wollen, aber eine große schwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten,

während Mephistopheles mit boshaft triumphirender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doctor einst mit seinem Blute unterzeichnet hat; sie zeigt ihm, daß die Zeit des Contractes verflossen sei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Faust allerlei Einwendungen vergebens legt er sich zuletzt auf's Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimassen der Verhöhnung. Es öffnet sich der Boden und es treten hervor die gräuelhaften Höllenfürsten, die gekrönten und scepertragenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verspotten sie ebenfalls den armen Doctor, den Mephistopheles, die endlich sich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umschlingung erdrosselt. Die ganze Gruppe versinkt unter Flammengeprassel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, christlichen Gebeten auffordern.

To Lumley, Esqre, Director of the Theatre of Her Majesty the queen.

Dear Sir!

Eine leuchtende Begeisterung überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballete einen Stoff gewählt, den bereits unser großer Wolfgang Goethe und gar in seinem größten Meisterwerke behandelt hat. Wäre es aber schon gefährlich genug, bei gleichen Mitteln der Darstellung mit einem solchen Dichter zu wetteifern, wie sehr halsbrechender müßte das Unternehmen sein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte um seine Gedanken auszusprechen das ganze Arsenal der redenden Künste zu seiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Gemüths und malten Naturlauten der Gemüthswelt, Zaubersprüche, die, im Leben längst verhallt, gleichsam als Echo in den Reimen des Goethischen Gedichtes wieder klingen und des Lesers Phantasie so wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen sind die Mittel, womit ich Aermster ausgerüstet bin, um das, was ich denke und fühle, zur äußern Erscheinung zu bringen! Ich wurde nun durch ein mageres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen sich gebaben und geberden sollen und wie ich mir dabei die Musik und die Decorationen ungefähr denke. Und dennoch habe ich es gewagt, einen Doctor Faustus zu dichten in der Form eines Ballets, rivalisirend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir sogar die Jugendfrische des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung desselben sein langes blühendes Götterleben anwenden konnte — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen gestellt ward binnen welchem ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darstellungsmittel konnte ich leider nicht überschreiten, aber innerhalb derselben habe ich gelernt, was ein braver Mann zu leisten vermag, und ich habe wenigstens einem Verdienste nachgestrebt, dessen sich Goethe keineswegs rühmen darf; in seinem Faustgedichte nämlich vermissen wir durchgehends das treue Festhalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiste, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts, und ein solcher blieb

Goethe bis an sein seliges Ende weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat sich in dieser Beziehung einer Willkür schuldig gemacht, die auch ästhetisch verdammenswerth war und die sich zuletzt an dem Dichter selbst gerächt hat. Ja die Mängel seines Gedichts entsprangen aus dieser Versündigung, denn indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutschen Volksbewußtsein lebte konnte er das Werk nach dem neu ersonnenen ungläubigen Bauriß nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Faustes, welcher vierzig Jahre später erschien als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In diesem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er schickt ihn nicht zur Hölle, sondern läßt ihn triumphirend einziehen in's Himmelreich, unter dem Gelente tanzender Englein gläubiger Amoretten, und das schauerliche Teufelsbündniß, das unsern Vätern so viel haarsträubendes Entsetzen einflößte endigt wie eine frivole Farce – ich hätte fast gesagt: wie ein Ballet.

Mein Ballet enthält das Wesentlichste der alten Sage vom Doctor Faustus und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatischen Ganzen verknüpfte hielt ich mich auch in den Details ganz gewissenhaft an den vorhandenen Traditionen, wie ich sie zunächst vorfand in den Volksbüchern die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenspielen, die ich in meiner Kindheit tragiren sah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, sind keineswegs gleichlautend. Die meisten sind willkürlich zusammengestoppelt aus zwei ältern großen Werken über Faust, die nebst den sogenannten Höllenzwängen als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten sind. Diese Bücher sind in solcher Beziehung zu wichtig als daß ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müßte. Das älteste dieser Bücher über Faust ist 1587 zu Frankfurt erschienen bei Johann Spies, der es nicht bloß gedruckt, sondern abgefaßt zu haben scheint, obgleich er in einer Zueignung an seine Gönner sagt, daß er das Manuscript von einem Freunde aus Speier erhalten. Dieses alte Frankfurter Faustbuch ist weit poetischer, weit tiefsinniger und weit symbolischer abgefaßt, als das andere Faustbuch welches Georg Rudolph Widman geschrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletischen Betrachtungen durchwässert und mit gravitätischen Gelehrsamkeiten gespickt ist. Das bessere Buch ward dadurch verdrängt und versank schier in Vergessenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteste Verwarnung gegen Teufelsbündnisse, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Faustsage, die sogenannten Höllenzwänge, sind Geisterbeschwörungsbücher die zum Theil in lateinischer zum Theil in deutscher Sprache abgefaßt und dem Doctor Faust selbst zugeschrieben sind. Sie sind sehr wunderlich von einander abweichend und curiren auch unter verschiedenen Titeln. Der famoseste der Höllenzwänge ist „Der Meergeist" genannt; seinen Namen flüsterte man nur mit Zittern, und das Manuscript lag in den Klosterbibliotheken mit einer eisernen Kette angeschlossen. Dieses Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiscretion im Jahr 1692 zu Amsterdam bei Holbek in dem Kohlsteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entstanden sind, benutzten auch mitunter ein ebenso merkwürdiges Opus über Doctor Fausts zauberkundigen Famulus, der Christoph Wagner geheißen und dessen Abenteuer und Schwänke nicht selten seinem berühmten Lehrer zugeschrieben werden. Der Verfasser, der sein Werk 1594 angeblich nach einem spanischen Originale herausgab nennt sich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spanischen übersetzt, was ich aber bezweifle, so ist hier eine Spur, woraus sich die merkwürdige Uebereinstimmung der Faustsage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Faust gegeben? Wie manchen andern Wundertäter hat man auch den Faust für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewissermaßen noch schlimmer: die Polen die unglücklichen Polen haben ihn als ihren Landsmann reclamirt, und sie behaupten, er sei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es ist wahr, nach frühesten Nachrichten über Faust hat derselbe auf der Universität zu Krakau die Zauberkunst studirt wo sie öffentlich gelehrt ward als freie Wissenschaft, was sehr merkwürdig: es ist auch wahr daß die Polen damals große Hexenmeister gewesen was sie heutzutage nicht sind, aber unser Doctor Johannes Faustus ist

eine so grundehrliche wahrheitliche Neigung | Friedrichs des Großen und erzählte oft, wie der
naive nach dem Wesen der Dinge lechzende und König eines Morgens mit der ganzen Armee vor
selbst in der Sinnlichkeit so gelebte Natur daß seinem Hause vorbeimarschirt sei und, vor seinem
er nur eine Fabel oder ein Deutscher sein konnte. Fenster stille haltend, zu ihm hinauf gerufen
Es ist aber an seiner Existenz gar nicht zu habe: „Adies, Calmonius, ich gehe jetzt in den
zweifeln die glaubwürdigsten Personen geben siebenjährigen Krieg, und ich hoffe Ihn einst
davon Kunde z. B. Johannes Wierus der das gesund wieder zu sehen!"
berühmte Buch über das Hexenwesen geschrieben
dann Philipp Melanchthon der Waffenbruder Viel verbreitet im Volke ist der Irrthum, unser
Luther's sowie auch der Abt Trithem ein großer Zauberer sei auch derselbe Faust, welcher die
Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimnissen Buchdruckerkunst erfunden. Dieser Irrthum ist
sich abgab und daher, beiläufig gesagt, vielleicht bedeutungsvoll und tiefsinnig. Das Volk identifi-
aus Handwerksneid den Faust herabzuwürdigen cirte die Personen, weil es ahnte, daß die Denk-
und ihn als einen umwissenden Marktschreier weise, die der Schwarzkünstler repräsentirt, in der
darzustellen suchte. Nach den eben erwähnten Erfindung des Buchdrucks das furchtbarste Werk-
Zeugnissen von Wierus und Melanchthon war zeug der Verbreitung gefunden und dadurch eine
Faust gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Solidarität zwischen Beiden entstanden. Jene
Städtchen in Schwaben. Beiläufig muß ich hier Denkweise ist aber das Denken selbst in seinem
bemerken, daß die oben erwähnten Hauptbücher Gegensatze zum blinden Credo des Mittelalters,
über Faust von einander abweichen in der Angabe zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels
seines Geburtsorts. Nach der älteren Frankfurter und der Erde, einem Glauben an Entschädigung
Version ist er als eines Bauern Sohn zu Rod dort oben für die Entsagungen hienieden, wie
bei Weimar geboren. In der Hamburger Version die Kirche ihn dem knieenden Köhler vorbetete.
von Widman heißt es hingegen: „Faustus ist Faust fängt an zu denken, seine gottlose Ver-
gebürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt, und nunft empört sich gegen den heiligen Glauben
haben seine Eltern gewohnt in der Mark Solt- seiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln
wedel, die waren fromme Bauersleute."
tappen und dürftig lungern, er verlangt nach
Wissenschaft nach weltlicher Macht nach irdischer
In einer Denkschrift über den fürtrefflichen und Lust, er will wissen, können und genießen —
ehrenfesten Bandwurmdoctor Calmonius, womit und, um die symbolische Sprache des Mittelalters
ich mich jetzt beschäftige finde ich Gelegenheit zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf
bis zur Evidenz zu beweisen, daß der wahre seine himmlische Seligkeit und huldigt dem Satan
historische Faust kein anderer ist, als jener Sa- und dessen irdischen Herrlichkeiten. Diese Revolte
bellicus, den der Abt Tritheim als einen Markt- und diese Doctrin ward nun eben durch die Buch-
schreier und Erzschelm schilderte, welcher Gott druckerkunst so zauberhaft gewaltig gefördert, daß
und die Welt befehlt habe. Der Umstand, daß sie im Laufe der Zeit nicht blos hochgebildete
derselbe auf einer Visitenkarte, die er an Trit- Individuen, sondern sogar ganze Volksmassen er-
heim schickte sich „Faustus [illegible] nannte ver- griffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes
leitete viele Schriftsteller zu der irrigen Annahme, Faustus deshalb einen so geheimnißvollen Reiz
als habe es einen älteren Zauberer dieses Namens für unsere Zeitgenossen, weil sie hier so naiv
gegeben. Das Beiwort „junior" soll aber hier nur faßlich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber
bedeuten, daß der Faust einen Vater oder älteren jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen
Bruder besaß, der noch am Leben gewesen; was Religion und Wissenschaft, zwischen Autorität und
für uns von keiner Bedeutung ist. Ganz anders Vernunft zwischen Glauben und Denken zwischen
wäre es z. B., wenn ich unserem heutigen Cal- demüthigem Entsagen und frecher Genußsucht
monius das Epithet „junior" beilegen wollte, — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht
indem ich dadurch auf einen älteren Calmonius ebenfalls der Teufel holt, wie den armen Doctor
hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen aus der Grafschaft Anhalt oder Kundlingen in
Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Schwaben.
Prahlhans und Lügner gewesen sein mochte; er
rühmte sich z. B. der vertrauten Freundschaft Ja unser Schwarzkünstler wird in der Sage
nicht selten mit dem ersten Buchdrucker identi-

kunt. Dies geschieht namentlich in den Puppenspielen wo wir den Faust immer in Mainz finden während die Volksbücher Wittenberg als sein Domizil bezeichnen. Es ist sehr bedeutsam daß hier der Wohnort des Fausts Wittenberg auch zugleich die Geburtsstätte und das Laboratorium des Protestantismus ist.

Die Puppenspiele deren ich abermals erwähne sind nie im Druck erschienen und erst jüngst hat einer meiner Freunde, nach den handschriftlichen Texten ein solches Opus herausgegeben. Dieser Freund ist Herr Carl Simrock, welcher mit mir auf der Universität zu Bonn die Schlegel'schen Collegien über deutsche Alterthumskunde und Metrik hörte auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausstach und sich solchermaßen in den Hilfswissenschaften perfectionnirte die ihm später zu statten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenspiels. Mit Geist und Takt restaurirte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten und die Behandlung der komischen Person bezeugt daß er auch über deutsche Hanswurste wahrscheinlich ebenfalls im Collegium August Wilhelm Schlegels zu Bonn die besten Studien gemacht hat. Wie köstlich ist der Anfang des Stücks wo Faust allein im Studirzimmer bei seinen Büchern sitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab' ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daß ich aller Orten werd' ausgelacht:
Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein der Weisen nit finden
Jurisprudenz, Medicin, Alles umsunst,
Kein Heil als in der nekromatischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe,
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe
Ich muß mich mit der Hölle verbünden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen
Aber um die Geister zu citiren
Muß ich mich in der Magie informiren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetische und tief ergreifende Motive die einer großen Tragödie würdig waren und auch wirklich großen dramatischen Dichtungen entlehnt sind. Diese Dichtungen sind zunächst der Faust von Marlow, ein geniales Meisterwerk, dem augenscheinlich die Puppenspiele nicht blos in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in Betreff der Form nachgeahmt sind. Marlow's Faust mag auch andern englischen Dichtern seiner Zeit bei der Behandlung desselben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus solchen Stücken sind dann wieder in die Puppenspiele übergegangen. Solche englische Faustcomödien sind wahrscheinlich später in's Deutsche übersetzt und von den sogenannten englischen Comödianten gespielt worden die auch schon die besten Shakespeare'schen Werke auf deutschen Brettern tragirten. Nur das Repertoire jener englischen Comödianten Gesellschaft ist uns noch dürftig überliefert; die Stücke selbst, die nie gedruckt wurden sind jedoch verschollen und erhielten sich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigsten Ranges. So erinnere ich mich selbst daß ich zweimal von solchen Kunstvagabunden das Leben des Fausts spielen sah und zwar nicht in der Bearbeitung meines Dichter, sondern wahrscheinlich nach Fragmenten alter, längst verschollener Schauspiele. Das erste dieser Stücke sah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge zwischen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citirten Teufel erschienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Fausts: „Seid ihr Männer oder Weiber?" antworteten sie: „Wir haben kein Geschlecht." Faust fragt ferner, wie sie eigentlich aussähen unter ihrer grauen Hülle, und sie erwidern: „Wir haben keine Gestalt die uns eigen wäre wir entlehnen nach deinem Belieben jede Gestalt, womit du uns zu erblicken wünschst wir werden immer aussehen wie deine Gedanken." Nach abgeschlossenem Vertrag, worin ihm Kenntniß und Genuß aller Dinge versprochen und erhandelt ist Faust zunächst nach der Besatzung des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er daß es im Himmel zu hoch und in der Hölle zu heiß sein müsse; am leidlichsten sei das Klima wohl auf unserer lieben Erde. Die köstlichsten Frauen dieser lieben Erde gewinnt er durch den magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt Schönheit und Kraft und die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältniß mit der Signora Lucretia, der berühmtesten Courtisane von Venedig, sie verläßt sie aber verrätherisch und schifft nach Athen.

wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn bewaten will. Die verzweifelnde Lucretia sucht Rath bei den Mächten der Unterwelt, um sich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, daß alle Herrlichkeit des Faust mit dem Ringe schwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lucretia reist nun in Pilgertracht nach Athen und gelangt dort an den Hof, als eben Faust, hochzeitlich geschmückt der schönen Herzogstochter die Hand reichen will, um sie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachsüchtige Weib, reißt dem Bräutigam hastig den Ring vom Finger, und plötzlich verwandeln sich die jugendlichen Gesichtszüge des Faust in ein runzlichtes Greisenantlitz mit zahnlosem Munde; statt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch spärliches Silberhaar den armen Schädel, die funkelnde purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten, schlotterigen Leib den jetzt nur schabige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daß er sich solcherweise verändert oder vielmehr daß Körper und Kleider jetzt die wahre Zerstörniß offenbaren, die sie seit zwanzig Jahren erlitten, während höllisches Blendwerk dieselbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menschen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgesinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzessin ausruft: Schafft mir den alten Bettler aus den Augen! Da hält ihm die vermummte Lucretia schadenfroh einen Spiegel vor, er sieht darin mit Beschämung seine wirkliche Gestalt und wird von der frechen Dienerschaft zur Thür hinausgetreten wie ein räudiger Hund.

Das andere Faust Drama, dessen ich oben erwähnt, sah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannövrischen Flecken. Auf freier Wiese war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem, daß am hellen Tage gespielt ward, wirkte die Beschwörungs-Scene hinlänglich schauervoll. Der Dämon, welcher erschien, nannte sich nicht Mephistopheles, sondern Astaroth, ein Name, welcher ursprünglich vielleicht identisch ist mit dem Namen der Astarte, obgleich Letztere in den Geheimschriften der Magiker für die Gattin des Astaroth's gehalten wird. Diese Astarte wird in jenen Schriften dargestellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie sie denn wirklich einst in Phönicien als eine Mondgöttin verehrt und deshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon der Weise hat sie jedoch heimlich angebetet, und Byron hat in seinem Faust den er Manfred nannte, sie gefeiert. In dem Puppenspiele, das Simrock herausgegeben heißt das Buch wodurch Faust verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke wovon ich reden wollte bevorwortet Faust seine Beschwörung mit der Klage, er sei so arm, daß er immer zu Fuße laufen müsse und nicht einmal von der Kuhmagd geküßt werde; er wolle sich dem Teufel verschreiben, um ein Pferd und eine schöne Prinzessin zu bekommen. Der beschworene Teufel erscheint zuerst in der Gestalt verschiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochsen, eines Affen, doch Faust weist ihn zurück mit dem Bedeuten: „Du mußt bösartiger aussehen, um mir Schrecken einzuflößen.“ Der Teufel erscheint alsdann wie ein Löwe brüllend, quaerens quem devorat. Auch jetzt ist er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muß sich

mit eingekniffenem Schweife in die Coulissen zurückziehen und kehrt wieder als eine riesige Schlange. „Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug" sagte Faust. Der Teufel muß nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Faust gibt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: „Es ist nichts Entsetzlicheres und Grauenhafteres als der Mensch in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller andern Thiere er ist so unflätig wie ein Schwein so brutal wie ein Ochse so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Compositum der ganzen Animalität."

Die sonderbare Uebereinstimmung dieser alten Comödianten-Tirade mit einer der Hauptlehren der neueren Naturphilosophie wie sie besonders Oken entwickelt frappirte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geschlossen bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag die er dem Faust anpreist z. B. die Judith. ‚Ich will keine Kopfabschneiderin,' antwortete jener. ‚Willst du die Kleopatra?' fragt alsdann der Geist. ‚Auch diese nicht' erwidert Faust ‚sie ist zu verschwenderisch, zu kostspielig und hat sogar den reichen Antonius ruiniren können; sie säuft Perlen." So recommandire ich dir die schöne Helena von Sparta, spricht lachend der Geist und setzt mephistophelisch hinzu: Mit dieser Person kannst du Griechisch sprechen. Der gelehrte Doctor ist entzückt über diese Proposition und fordert jetzt daß der Geist ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne, außerdem verlangt er ein Pferd um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zusage geht er ab mit dem Geiste, und Beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorschein und zwar auf zwei hohen Rossen. Sie werfen ihre Mantel von sich und Faust sowohl als Astaroth sehen wir jetzt im glänzendsten Flitterstaate englischer Reiter die erstaunlichsten Reitkunststücke verrichten, angestaunt von den versammelten Roßkämmen die mit hannöverisch rothen Gesichtern im Kreise umherstanden und vor Entzücken auf ihre gelbledernen Hosen schlugen, daß es klatschte wie ich noch nie bei einer dramatischen Vorstellung klatschen hörte. Astaroth ritt aber wirklich allerliebst und war ein schlankes, hübsches Mädchen mit den größten schwarzen Augen der Hölle. Auch Faust war ein schmucker Bursche in seinem brillanten Reitercostüme, und er ritt besser als alle anderen deutschen Doctoren, die ich jemals zu Pferde gesehen. Er jagte mit Astaroth um die Schaubühne herum wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derselben die schöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll ist die Erscheinung der schönen Helena in der Sage vom Doctor Faust. Sie charakterisirt zunächst die Epoche in welcher dieselbe entstanden, und gibt uns wohl den gehemmten Aufschluß über die Sage selbst. Jenes ewig blühende Ideal von Anmuth und Schönheit jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doctorin Faust ihre Aufwartung macht ist eben Griechenland und das Hellenenthum selbst welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht wie beschworen durch Zaubersprüche. Das magische Buch aber, welches die stärksten jener Zaubersprüche enthielt, hieß Homeros und dieses war der wahre große Höllenzwang, welcher den Faust und so viele seiner Zeitgenossen lockte und verführte. Faust sowohl der historische als der sagenhafte war einer jener Humanisten, welche das Griechenthum, griechische Wissenschaft und Kunst, in Deutschland mit Enthusiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom wo die vornehmsten Prälaten dem Cultus der alten Götter anhingen, und sogar der Papst, wie einst sein Reichsvorgänger Constantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidenthums mit der Würde eines Oberhauptes der christlichen Kirche cumulirte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung oder, besser gesagt, der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüthe und Herrlichkeit gelangen als in Deutschland wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des jüdäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menschheit die sich vor einem Jahrtausend so feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und

die Bibel, treten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben aussprach, daß die Revolte der realistischen, sensualistischen Lebenslust gegen die spiritualistisch altkatholische Ascese die eigentliche Idee der Faustsage ist, so will ich hier darauf hindeuten, wie jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst im Gemüthe der Denker zunächst dadurch entstanden ist, daß dieselben plötzlich mit den Denkmalen griechischer Kunst und Wissenschaft bekannt wurden, daß sie den Homer lasen, sowie auch die Originalwerke von Plato und Aristoteles. In diese beiden hat Faust wie die Tradition ausdrücklich erzählt, sich so sehr vertieft, daß er sich einst vermaß: gingen jene Werke verloren so würde er sie aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wie weiland Esra mit dem alten Testamente gethan. Wie tief Faust in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage daß er den Studenten, die bei ihm ein Collegium über diesen Dichter hörten, die Helden des trojanischen Krieges in Person vorzuzaubern wußte. In derselben Weise beschwor er ein andermal zur Unterhaltung seiner Gäste eben die schöne Helena, die er später für sich selber vom Teufel begehrte und bis zu seinem unseligen Ende besaß, wie das ältere Faustbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht diese Geschichten, und der Verfasser äußert sich mit den Worten:

„Ich mag dem christlichen Leser nicht fürenthalten, daß ich an diesem Orte etliche Historien von D. Johanne Fausto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen christlichen Ursachen nicht habe hierhersetzen wollen, als: daß ihn der Teufel noch fortan vom Ehestand abgehalten und in sein höllisches abscheuliches Sündennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Concubine zugeordnet hat, die ihm auch fürs Erste ein erschreckliches Monstrum und darnach einen Sohn mit Namen Justum geboren."

Die zwei Stellen im älteren Faustbuch, welche sich auf die schöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unversehens wieder in D. Fausti Behausung zum Nachtessen, brachten ihr Essen und Trank mit sich, welches angenehme Gäste waren. Als nun der Wein ging, wurde am Tisch von schönen Weibsbildern geredet, da Einer unter ihnen anfing, daß er kein Weibsbild lieber sehen wollte, als die schöne Helenam aus Graecia, derowegen die schöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, sie müßte schön gewesen sein, weil sie so oft geraubt worden und wodurch solche Empörung entstanden wäre. Weil ihr denn so begierig seid, die schöne Gestalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Ledae, Castoris und Pollucis Schwester (welche die schönste in Graecia gewesen sein soll), zu sehen, will ich euch Dieselbe fürstellen, damit ihr persönlich ihren Geist in Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, sehen sollt, dergleichen ich auch Kaiser Carolo Quinto auf sein Begehren, mit Fürstellung Kaiser Alexandri Magni und seiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbot D. Faustus, daß Keiner Nichts reden sollte, noch vom Tische aufstehen oder sie zu empfahen sich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach so wunderschön, daß die Studenten nicht wußten, ob sie bei sich selbst wären oder nicht, so verwirrt und inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien in einem köstlichen schwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herabhangen, das so schön und herrlich als Goldfarbe schien, auch so lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabhing, mit schönen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus schön gleißend Angesicht, eine länglichte aufgerichtete grade Person. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, sie sahe sich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß die Studenten gegen sie in Liebe entzündet wurden; weil sie es aber für einen Geist achteten, verginge ihnen solche Begehr leichtlich, und ging also Helena mit D. Fausto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten solches Alles gesehen, baten sie D. Faustum, er solle ihnen so Viel zu Gefallen thun, und sie morgen wiederum fürstellen, so wollten sie einen Maler mit sich bringen. Der sollte sie abconterfeien, welches ihnen aber D. Faustus abschlug und sagte, daß er ihren Geist nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Conterfei davon zukommen lassen, welches sie, die Studenten, abreißen lassen möchten, was dann auch geschah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder schickten, denn es

war eine sehr herrliche Gestalt eines Weibsbildes. Wer aber solches Gemälde dem Fausto abgemalen hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber als sie zu Bett gekommen haben wegen der Gestalt und Form so sie jährlich gesehen nicht schlafen können. Hieraus ist dann zu sehen daß der Teufel oft die Menschen in Liebe entzündet und verblendet, daß man in's ..... leben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen ist."

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Faustus seines Fleisches Lüsten genugsam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens seinen Geist anrahnt, er sollte ihm die Helenam darstellen, die seine Concubine sein möchte, was auch geschah, und diese Helena war ebenmäßiger Gestalt, wie er sie den Studenten erweckt hat, mit lieblichem und holdseligem Anblicke. Als nun D. Faustus Solches sah, hat sie ihm sein Herz dermaßen gefangen, daß er mit ihr anfing zu kosen und sie für seine Gattin bei sich behielt, die er so lieb gewann, daß er seiner keinen Augenblick von ihr sein konnte, wurde also im letzten Jahre geeigneten Leibs und gebar ihm einen

Sohn, dessen sich Faustus heftig freute, und ihn Justum Faustum nannte. Dies Kind erzählete D. Fausto viel zukünftige Dinge, die in allen Ländern sollten geschehen. Als er aber hernach um sein Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meisten Volksbücher über Faust aus dem Widman'schen Werke entstanden, so geschieht darin von der schönen Helena nur kärgliche Erwähnung, und ihre Bedeutsamkeit konnte leicht übersehen werden. Auch Goethe übersah sie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den ersten Theil des Faust schrieb, jene Volksbücher kannte und nicht blos in den Puppenspielen ihnen. Erst vier Dezennien später, als er den zweiten Theil zum Faust dichtete, läßt er darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte sie con amore. Es ist das Beste oder vielmehr das ewig Gute, in besagtem zweiten Theile, in dieser allegorischen und lehrreichen Weltoper, wo [illegible] plötzlich auf erhabenem Postamente ein wunderbar vollendetes griechisches Marmorbild sich erhebt und uns mit den weißen Augen so bedeutungsvoll liebreizend anblickt, daß uns [illegible] Sinne wird. Es ist die kostbarste Statue, welche jemals das Goethe'sche Atelier verlassen, und man sollte kaum glauben, daß eine Greisenhand sie gemeißelt. Sie ist aber auch vielmehr ein Werk des ruhig besonnenen Bildens, als eine Geburt der begeisterten Phantasie, welche letztere bei Goethe nie mit besonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenso wenig wie bei seinen Lehrmeistern und Wahlverwandten [illegible] bei seinen Landsleuten, den Griechen. Auch diese besaßen nicht [illegible] als vor [illegible] Erwärmungsstufe [illegible]

Begabniß als Einbildungskraft, ja ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie.

Sie werden, theuerster Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifen, warum ich der schönen Helena einen ganzen Act in meinem Ballete gewidmet habe. Die Insel, wohin ich sie versetzt, ist übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten sie schon längst entdeckt und nach der Behauptung der alten Autoren, besonders des Pausanias und des Plinius, lag sie im Pontus Euxinus ungefähr bei der Mündung der Donau und sie führte den Namen Achillea wegen des Tempels des Achilles, der sich darauf befand. Er selbst, hieß es, der aus dem Grab erstandene Pelide, wandle dort umher in Gesellschaft der andern Berühmtheiten des Trojanischen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönheit müssen zwar frühzeitig untergehen zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber

großmüthige Dichter entreißen sie der Gruft und bringen sie rettend nach irgend einer glückseligen Insel wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goethe'schen Fausts etwas mürrisch abgeurtheilt aber ich kann wirklich nicht Worte finden um meine ganze Bewunderung auszusprechen über die Art und Weise wie die schöne Helena dann behandelt ist. Hier blieb Goethe auch dem Geiste der Sage getreu was leider, wie ich schon bemerkt, so selten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht oft genug wiederholen kann. In dieser Beziehung hat sich am meisten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephistopheles hat nicht die mindeste innere Verwandtschaft mit dem wahren „Mephistophiles", wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier bestärkt sich meine Vermuthung daß Goethe letztere nicht kannte als er den ersten Theil des Fausts schrieb. Er hätte sonst in seiner so fäusisch spaßhaften, so cynisch scurrilen Maske den Mephistopheles erscheinen lassen. Dieser ist kein gewöhnlicher Höllenlump, er ist ein „subtiler Geist", wie er sich selbst nennt, sehr vornehm und nobel und hochgestellt in der unterweltlichen Hierarchie, im höllischen Gouvernement, wo er einer jener Staatsmänner ist, woraus man sicher einen Kanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Gestalt, die seiner Würde angemessen. Verwandelte sich doch der Teufel immer am liebsten in ein schönes Frauenzimmer, und im älteren Faustbuche weiß auch Mephistopheles den armen Doctor in dieser Gestalt zu kirren, wenn den Aermsten manchmal fromme Scrupel überschlichen. Das alte Faustbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Faust allein war und dem Wort Gottes nachdenken wollte, schmücket sich der Teufel in Gestalt einer schönen Frauwen für ihn, hälset ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, also daß er des göttlichen Worts bald vergaß und in Wind schlug, und in seinem bösen Fürhaben fortfuhr.

Indem ich den Teufel und seine Gesellen als Tänzerinnen erscheinen lasse, bin ich der Tradition treuer geblieben als Sie vermuthen. Daß es zur Zeit des Doctor Faust schon [illegible] von Teufeln gegeben hat, ist keine Fiction Ihres Freundes, sondern es ist eine Thatsache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Christoph Wagner welcher Fausts Schüler war beweisen kann. In dem sechszehnten Capitel dieses alten Buches lesen wir daß der arge Sünder ein Gastgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergestalt mit Saitenspielen die schönste und lieblichste Musik machten, und andre Teufel „allerlei seltsame und unzüchtige Tänze tanzten." Auch in Affengestalt tanzten sie bei dieser Gelegenheit und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten französische Ballete, wie jetzt die Leute in Welschland, Frankreich und Deutschland zu thun pflegen, sprungen und hüpften sehr wohl daß sich männiglich verwunderte." Der Teufel Auerhahn der dem Wagner als dienender Geist angehörte, zeigte sich gewöhnlich in der Gestalt eines Affen. Er debütirt ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beschwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch, und da heißt es: „Der sprang auf und nieder tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, schlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer Hundert."

Ich kann hier, liebster Freund, der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen zu erklären, was der Biograph des Nekromanten unter dem Namen Gaillardtanzen versteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt ist und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daß oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor sagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardischen Volta, einem welschen Tanze, wo man einander an allen Orten fasset und wie ein getriebener Topf herumbaspelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich ist gebracht worden, mag man auch wohl sagen daß zu Dem daß solcher Wirbeltanz voller schändlicher unfleißiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf sich trage daß mitzahlig viel Morde und Unheil daraus entstehen. Welches wahrlich bei einer wohlbestellten Polizei ist wahrzunehmen und auf's allerschärfste zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen hasset, so hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle Die tanzend und springend zu machen die er mit einer eisernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat sie der Richter gespottet, und gesagt sie werden sie nicht mögen umbringen, hat deshalb der Uebelthat nie keine Reue gehabt."

Sie sehen aus dieser Citation, liebster Freund, erstens was die Gaillarde ist und zweitens daß der Teufel die Tanzkunst aus dem Grunde fordert, um den Frommen ein Aergerniß zu geben. Daß er gar die fromme Stadt Genf das calvinistische Jerusalem mit seiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, das war der Gipfel seiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie sich alle diese kleinen Genfer Heiligen, alle diese gottesfürchtigen Ehemacher, alle diese Auserwählten des Herrn, alle diese tugendhaften Erzieherinnen, diese steifen eckigen Prediger- und Schulmeisterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geschichte muß wahr sein, denn ich erinnere mich sie auch in der Daemonomania des Bodinus gelesen zu haben, und ich hatte nicht übel Lust sie zu einem Ballete zu bearbeiten, betitelt: „Das tanzende Genf."

Der Teufel ist ein großer Tanzkünstler, wie Sie sehen, und es darf wahrlich Niemanden wundern, wenn er in der Gestalt einer Tänzerin sich einem verehrungswerthen Publicum präsentirt. Eine wunderliche, aber sehr merkwürdige Metamorphose ist es, daß sich im älteren Faustbuche der Mephistopheles in ein gesatteltes Roß verwandelt und auf seinem Rücken den Faust nach allen Ländern und Orten brachte, wohin dessen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geist hat hier nicht blos die Geschwindigkeit des Gedankens, sondern auch die Macht der Poesie; er ist hier ganz eigentlich der Pegasus, der den Faust zu allen Herrlichkeiten und Genüssen dieser Erde hinträgt in der kürzesten Frist. Er bringt ihn im Nu nach Constantinopel, und zwar direct in den Harem des Großtürken, wo Faust unter den erstaunten Odalisken, die ihn für den Gott Mahomed hielten, sich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn nach Rom, und hier direct in den Vatican, wo Faust, unsichtbar allen Augen, dem Papste seine besten Gerichte und Getränke vor der Nase wegstibitzt und sich selber zu Gemüthe führt, manchmal lacht er laut auf, so daß der Papst, der sich im Zimmer allein glaubte, innerlich erschrak. Eine Animosität gegen Papstthum und katholische Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Faustsage. In dieser Beziehung ist es auch charakteristisch, daß Faust nach den ersten Beschwörungen dem Mephistopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinfüro, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franciscaners zu erscheinen.

In dieser Mönchsmaske zeigen sich uns die alten Volksbücher nicht die Puppenspiele, zumal wenn er mit Faust über Religionsthemata disputirt. Hier weht der Athem der Reformationszeit.

Mephistopheles hat nicht blos keine natürliche Gestalt, sondern er ist auch unter keiner bestimmten Gestalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenspiegel, dieses personificirte Gelächter in der derben Figur eines deutschen Handwerksburschen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, dessen weiße Haare an der Spitze wie verjüngt wieder schwarz geworden. Mephistopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinirte Bildung wie andere Geister, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erscheint, oder wie der Teufel Marbuel, der sich ausdrücklich in der Gestalt eines zehnjährigen Knaben präsentirt.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu lassen, daß ich es ganz dem Belieben Ihres Maschinisten überlasse, ob er den Faust nebst seinem höllischen Gesellen auf zwei Pferden oder Beide in einen großen Zaubermantel gehüllt durch die Lüfte reisen lassen will. Der Zaubermantel ist volksthümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbath fahren, müssen wir jedoch reiten lassen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutsche Hexe bedient sich gewöhnlich des Besenstiels, den sie mit derselben Zaubersalbe bestreicht, womit sie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr höllischer Galan etwa in Person sie abzuholen, so sitzt er vorne und sie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die französischen Hexen sagen: „Emen-Hetan, Emen-Hetan!" während sie sich einsalben. „Oben hinaus und nirgends an!" ist der Spruch der deutschen Besenreiterinnen, wenn sie zum Schornstein hinausstiegen. Sie wissen es so einzurichten, daß sie sich in den Lüften begegnen und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Hexen, ebenso wie die Feen, das christliche Glockengeläute aus tiefstem Herzen hassen, so pflegen sie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn sie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzuwerfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch diese Anklage kommt vor in den Hexenprocessen, und das französische Sprüchwort sagt mit Recht, daß man nur gleich die Flucht

ergreifen solle, wenn man angeklagt sei, eine Glocke vom Kirchthurm Notre Dame gestohlen zu haben.

Ueber den Schauplatz ihrer Versammlung, den die Hexen ihren Convent, auch ihren Reichstag nennen, herrschen im Volksglauben sehr abweichende Ansichten. Doch nach übereinstimmenden Aussagen sehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiß die Wahrheit bekannt, sowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmannus, eines Wierus, eines Bodinus, und gar eines De Lancre habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entschieden, wie ich solches im dritten Acte meines Ballettes vorgezeichnet. In Deutschland soll der Hexenconvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, stattgefunden haben oder noch stattfinden. Aber es sind nicht blos deutsche

Nationalhexen, welche sich dort versammeln sondern auch viele ausländische und nicht blos lebende sondern auch längst verstorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und wie die Willis auch nach dem Tode von üppiger Tanzlust gepeinigt werden. Deshalb sehen wir beim Sabbath eine Mischung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erscheinen meistens verlarvt, um ganz ungenirt zu sein. Die Hexenmeister, die in großer Menge sich hier einfinden, sind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarsten drittlichsten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungiren, so sind sie von sehr verschiedenem Range, so daß eine alte Köchin oder Kuhmagd sich mit einem sehr untergeordneten armen Teufel begnügen muß, während vornehmere Patricierfrauen und große Damen auch standesgemäß sich mit sehr gebildeten und feingeschmückten Teufeln, mit den galantesten Junkern der Hölle erlustigen können. Letztere tragen gewöhnlich die altspanisch burgundische Hofmacht doch entweder von ganz schwarzer oder gar zu schreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette schwankt die unerläßliche blutrothe Hahnenfeder. So wohlgestaltet und schöngekleidet diese Cavaliere beim ersten Anblick erscheinen, so ist es doch auffallend, daß ihnen immer ein gewisses „Unsichtbar" fehlt und sich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Wesen eine Disharmonie verräth, welche Auge und Ohr beleidigt; sie sind

entweder etwas zu mager oder etwas zu corpulent ihr Gesicht ist entweder zu blaß oder zu roth, die Nase zu kurz oder ein Bischen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorschein. Nach Schwefel riechen sie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die sich, wie gesagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müssen. Aber gemein ist allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jedes Ranges in den gerichtlichen Verhandlungen Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umwerbungen und Liebesergüsse.

Lucifer, von Gottes Ungnaden König der Finsterniß, präsidirt dem Hexenconvente in Gestalt eines schwarzen Bocks mit einem schwarzen Menschengesichte und einem Lichte zwischen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Versammlung steht Seine Majestät auf einem hohen Postamente oder einem steinernen Tische und sieht sehr ernsthaft und melancholisch aus wie Einer, der sich schmählich ennuyirt. Ihm, dem

Oberherrn, huldigen alle versammelten Hexen, Zauberer, Teufel und sonstige Vasallen, indem sie mit brennenden Kerzen in der Hand paarweise vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig seine Rückseite küssen. Auch dieses Homagium scheint ihn wenig zu erheitern, und er bleibt melancholisch und ernsthaft, während jubelnd die ganze vermischte Gesellschaft um ihn herumtanzt. Diese Ronde ist nun jener berühmte Hexentanz, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Tänzer ihre Gesichter alle nach außen kehren, so daß sie sich einander nur den Rücken zeigen und Keiner des Andern Antlitz schaut. Dies ist gewiß eine Vorsichtsmaßregel und geschieht, damit die Hexen, die später gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht so leicht die Gefährtinnen angeben können, mit welchen sie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor solcher Angeberei besuchen vornehme Damen den Ball mit verlarvtem Gesichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, viele entäußern sich auch dieses Gewandes. Manche verschränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder sie strecken einen Arm weit aus; Manche schwingen ihren Besenstiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!" Es ist ein böses Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, so bedeutet dieser Umstand, daß sie noch in demselben Jahre den Scheiterhaufen besteigen müsse.

Die Musikanten, welche zum Tanze aufspielen, sind entweder höllische Geister in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundirende Virtuosen,

die von der Landstraße aufgegriffen worden. Am liebsten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenspieler, welche blind sind, damit sie nicht vor Entsetzen im Musiciren gestört werden, wenn sie die Greuel der Sabbathfeier sähen. Zu diesen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den schwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grausenhaftesten Mysterien. Sie wird gleichsam öffentlich mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr finsterer Gatte, gibt ihr bei dieser Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen n. m. d'amour und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken seiner Zärtlichkeit. Besagtes Merkmal ist so verborgen, daß der Untersuchungsrichter bei den Hexenprocessen oft seine liebe Noth hatte, dasselbe aufzufinden, und deshalb die Inquisitin nach allen Seiten untersuchen lassen mußte.

Der Fürst der Hölle besitzt aber unter den Hexen der Versammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel: Oberste Braut, Archi-[illegible] führt und gleichsam seine Leibmaitresse ist. Ihr

Ballcostume ist sehr einfach, mehr als einfach, denn es besteht aus einem einzigen goldenen Schuh, weshalb sie auch die Donna mit dem guldenen Schuh genannt wird. Sie ist ein schönes großes, beinahe kolossales Weib, denn der Teufel ist nicht blos ein Kenner schöner Formen, ein Artist, sondern auch ein Liebhaber von Fleisch, und er denkt: je mehr Fleisch, desto größer die Sünde. Ja, in seinem Raffinement der Frevelhaftigkeit sucht er die Sünde noch dadurch zu steigern, daß er nie eine unverheiratete Person, sondern immer eine Vermählte zu seiner Oberbraut wählt, den Ehebruch cumulirend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute Tänzerin muß sie sein, und bei einer außerordentlichen Sabbathfeier sah man wohl den erlauchten Bock von seinem Postamente herabsteigen und höchstselbst mit seiner nackten Schönen einen sonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beschreiben will, aus hochbedenklichen deutschen Ursachen, wie der alte Widman sagen würde. Nur so viel darf ich andeuten, daß es ein alter Nationaltanz Sodomas ist, dessen Traditionen, nachdem diese Stadt unterging, von den Töchtern Loth's gerettet wurden und sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn selber jenen Tanz sehr oft tanzen sah zu Paris, Rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Assomption. Erwägt man nun, daß es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral gibt, die in der Uniform von Municipalgardisten die bacchantische Lust zu hemmen weiß, so läßt sich leicht errathen

welche Bockſprünge bei oberwähntem Pas [illegible] zum Vorſchein kommen mochten.

Nach manchen Ausſagen pflegt auch der große Bock und ſeine Oberbraut dem Bankette zu präſidiren welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeſchirr und die Speiſen bei jenem Gaſtmahl ſind von außerordentlicher Koſtbarkeit und Köſtlichkeit; doch wer etwas davon einſteckt findet den andern Tag daß der goldne Becher nur ein irdenes Töpfchen und der ſchöne Kuchen nur ein Miſtfladen war. Charakteriſtiſch bei dem Mahle iſt der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäſte ſingen, ſind eitel Gotteslästerungen. und ſie plarren ſie nach der Melodie frommer Cantiken. Die ehrwürdigſten Ceremonien der Religion werden dann durch ſchändliche Poſſenreißerei nachgeäfft. So wird z. B. unſere heilige Taufe verhöhnt indem man Kröten Igel oder Ratten tauft ganz nach dem Ritus der Kirche und während dieſer ſcheußlichen Handlung geberden ſich Pathe und Pathin wie devote Chriſten und ſchneiden die ſcheinheiligſten Geſichter. Das Waſſer, womit ſie jene Taufe verrichten, iſt eine ſehr frevelhafte Flüſſigkeit nämlich der ..... des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; die von der romaniſchen Zunge ſprechen dabei die Worte: „In nomine Patrica Aragueaco, Petrica, agora, agora, Valentia jouando goure gaits [illegible], welches ſo viel heißt wie: Im Namen des Patrice, des Petrice von Aragonien, zu dieſer Stunde, zu dieſer Stunde, Valencia, all unſer Elend iſt vorbei!“ Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der hölliſche Bock zuletzt ſeine furchtbarſte Donnerſtimme und ruft: Nacht euch nacht euch ſonſt müßt ihr ſterben!“ Dieſes ſind die ſacramentalen Worte, womit er den Hexenconvent aufhebt, und um den erhabenſten Act der Paſſion zu parodiren, will auch der Antichriſt ſich ſelbſt zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, ſondern zum Unheil der Menſchheit: Der Bock verbrennt ſich endlich ſelbſt, er lodert auf mit großem Flammengepraſſel, und von ſeiner Aſche ſucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaſchen um ſie zu ſpäteren Malefizien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus ſind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an ſehr zu frieren, und wie ſie gekommen, ſo fahren ſie von dannen, aber noch ſchneller und manche Frau Hexe legt ſich wieder zu Bette neben ihren ſchnarchenden Gemahl der es nicht bemerkt hatte, daß nur ein Scheit Holz, welches die Geſtalt ſeiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abweſenheit an ſeiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geſchrieben, um die Notizen zuſammenzuſtellen die Sie aufgezeichnet zu ſehen wünſchten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirector gedacht, der mein Ballet auf die Bühne bringen ſoll, als vielmehr an den Gentlemen von hoher Bildung, den Alles intereſſirt, was Kunſt und Gedanken iſt. Ja, mein Freund, Sie verſtehen den flüchtigſten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen iſt wieder befruchtend für dieſen. Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktiſche Geſchäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt ſein konnten, und noch mehr erſtaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulationen Ihrer Berufsthätigkeit ſich ſo viel Liebe und Begeiſterung für Poeſie zu erhalten wußten!

Deutschland.

Ein Wintermärchen

Seite

Vorwort 3
Deutschland 5

Deutschland I.

Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.

Seite

Vorrede zur ersten Auflage 38
Vorrede zur zweiten Auflage 59
Erstes Buch. Deutschland bis Luther 63
Zweites Buch. Von Luther bis Kant 93
Drittes Buch. Von Kant bis Hegel 121
Briefe über Deutschland 154

Die romantische Schule.

Seite

Vorbericht zur ersten Auflage 160
Vorrede zur zweiten Auflage 162
Erstes Buch 163
Zweites Buch 193
Drittes Buch 221
Anhang 255

Deutschland II.

Seite

Geständnisse 259

Elementargeister 307

Der Doktor Faust 347

Einleitende Bemerkung 348

Der Doktor Faust; ein Tanzpoem 350

Erläuterungen 361

426256

LG
H4684
Heine, Heinrich
Werke; hrsg.von Laube.
Vol.3

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Wien, Leipzig, Prag
Verlag von Sigmund Benfinger

Buchbinderei
Hermann Sotelbo Wien